



Christian Kanzian

Kategoriale Ontologie alltagsontologisch dargelegt

innsbruck university press

Christian Kanzian

Kategoriale Ontologie

alltagsontologisch dargelegt

Christian Kanzian

Institut für Christliche Philosophie, Universität Innsbruck

Diese Publikation wurde mit finanzieller Unterstützung der Katholisch-Theologischen Fakultät sowie des Vizerektorats für Forschung der Universität Innsbruck gedruckt.

© *innsbruck university press*, 2025

Universität Innsbruck

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

innsbruck university press, Karl-Schönherr-Straße 3, 6020 Innsbruck

Tel. +43 512 507-31700, iup@uibk.ac.at, www.uibk.ac.at/iup

Druck: Prime Rate Zrt., Budapest

ISBN 978-3-99106-183-0

DOI 10.15203/99106-183-0

Creative Commons Attribution 4.0 International (CC BY 4.0)

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Vorwort | 7 |
| 1. Einleitung: „Alltagsontologie“ | 10 |
| 2. Dinge als Grundkategorie der Alltagsontologie | 28 |
| 2.1 Dinge als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis..... | 28 |
| 2.11 Dinge als Grundelemente der alltäglichen Lebenswelt | 28 |
| 2.12 Dinge als komplexe Einheiten | 46 |
| 2.13 Dinge als hylemorphische Einheiten | 60 |
| 2.2 Objekte im Umfeld der Ding-Kategorie | 79 |
| 2.21 Dinge als Kategorie von Entitäten | 79 |
| 2.22 Quasi-Individuen | 84 |
| 2.23 Quasi-Dinge..... | 92 |
| 2.24 Epiphänomen im Umfeld der Ding-Kategorie: Raum | 106 |
| 2.25 Dinge: ein metaontologischer Abschluss..... | 116 |
| 3. Modi | 121 |
| 3.1 Modi als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis..... | 124 |
| 3.11 Der Begriff „Modus“ | 124 |
| 3.12 Modi bestimmen Dinge | 131 |
| 3.13 Modi als einfache Abstrakta | 140 |
| 3.14 Modi im Alltagsontologie-Test..... | 149 |
| 3.2 Objekte im Umfeld der Modi-Kategorie | 154 |
| 3.21 Interne Eigenschaften und Relationen | 155 |
| 3.22 Typisierende Eigenschaften, Existenz | 164 |
| 3.23 Epiphänomen im Umfeld: Kausalität | 165 |
| 3.3 Modi als Kategorie von Entitäten..... | 176 |
| 4. Ereignisse und andere occurrences | 180 |
| 4.1 Ereignisse als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis..... | 181 |
| 4.11 Änderungen: ein Kernbegriff für Ereignisse..... | 182 |
| 4.12 Ereignisse als partikulare Entitäten..... | 196 |
| 4.13 Ereignisse als vierdimensionale abhängige Entitäten | 202 |
| 4.14 Die Relativität von Ereignissen | 206 |

| | |
|--|-----|
| 4.2 Die Kategorie..... | 211 |
| 4.21 Was sind Zustände? | 212 |
| 4.22 Was sind Prozesse? | 214 |
| 4.23 Die Kategorie der occurrences | 215 |
| 4.3 Objekte im Umfeld der Occurences-Kategorie | 221 |
| 4.31 Quasi-Occurences | 222 |
| 4.32 Reine Cambridge changes..... | 228 |
| 4.33 Instantane Ereignisse | 234 |
| 4.34 Epiphänomen im Umfeld: Zeit | 237 |
| 4.4 Ereignisse und andere occurrences im Alltagsontologie-Test | 245 |
| 5. Analogia entis: Metaontologie zum Abschluss | 251 |
| Literatur | 258 |
| Indices | 264 |

Vorwort

Der vorliegende Band ist als zweiter Teil einer *Summe der Ontologie* angelegt. Finis ultimus des Projekts ist eine Gesamtdarstellung der Ontologie, welche, auf der bereits erschienenen Metaontologie¹ aufbauend, Grundlinien einer kategorialen Ontologie entwirft und im Vollausbau auch eine angewandte Ontologie umfassen soll.

In diesem Buch geht es um *kategoriale Ontologie*. Welche Kategorien von Seien-den oder Entitäten hat man in einer Ontologie anzunehmen, die man als systematische Theorie der Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis, also als *Alltagsontologie*, konzipiert? Mit dem Stichwort „Alltagsontologie“ ist die Leitidee der intendierten *Summe der Ontologie* aufgegriffen. Wie bereits in der metaontologischen Grundlegung dargelegt, ist damit die Überzeugung verbunden, dass wir die Grundstrukturen der kategorialen Wirklichkeit weder an einer mikrophysikalischen Basis noch in einem platonischen Ideenhimmel finden. Ontologie ist eine systematische Beschreibung der alltäglichen Lebenswelt.

Der Summen-Charakter des Gesamtprojekts kommt in diesem zweiten Band verstärkt zur Geltung. Das hat damit zu tun, dass viele methodische Voraussetzungen in einer Vorgängermonographie² explizit gemacht werden, vor allem aber damit, dass der Autor auch in seiner Theorienbildung bezüglich der anvisierten kategorialen Ontologie auf bereits von ihm verfasste Bücher, gemeint sind die Monographien *Ereignisse und andere Partikularien*³, *Ding – Substanz – Person*⁴ und *Wie Dinge sind*⁵, zurückgreift. Dennoch soll das Vorliegende keinesfalls eine Aneinanderreihung von Selbstzitataten sein, sondern der Versuch, kategoriale Ontologie in einer *Gesamtschau* zu entwickeln. Damit ist auch angesprochen, dass zugunsten der in den genannten Büchern erfolgten Detaildiskussionen hier der systematische Überblick Priorität hat. Das zeigt sich auch im Umgang mit der Forschungsliteratur. Es wird in diesem Buch nicht der Anspruch einer vollständigen Erörterung aktueller Beiträge zu den einzelnen behandelten Themen erhoben. Es geht weder um eine Kritik alternativer kategorialer Ontologien, etwa Tropen-, Prozess- oder Sachverhaltsontologien, noch darum,

¹ *Alltagsontologie. Eine metaontologische Grundlegung*. Hier: Kanzian 2020.

² Ebd.

³ Hier: Kanzian 2001.

⁴ Hier: Kanzian 2009.

⁵ Hier: Kanzian 2016.

das Dargelegte durch Verweis auf inhaltlich naheliegende Entwürfe, etwa von Substanzontologien, zu legitimieren. Metaphorisch gesprochen soll es sich hier nicht um eine Wanderkarte durch eine regionale ontologische Landschaft handeln, in der sämtliche Wegkreuze, Quellen und Höhenlinien ersichtlich sind, sondern um eine informative Orientierungskarte durch die kategoriale Welt alltäglicher Praxis.

Insofern der besagte Überblick auch geeignet ist, vorab zu Diskussionsbeiträgen eine Gesamtschau zu entwickeln, sollte er mit der Zielsetzung einer Einführung in die Ontologie überlappen, v.a. wenn man sie, wie auch bei anderen Einführungen üblich, mit dem Attribut „partiell“ versieht.

Aus dem gewählten „Maßstab“ der Darstellung ergibt sich eine Ebene der Beschränktheiten der vorliegenden kategorialen Ontologie. Andere sind thematisch: Nur am Rande bzw. gar nicht behandelt werden z.B. veritable Kandidaten für ontologische Kategorien wie Grenzen, Löcher, die v.a. im Blickfeld von topologisch orientierten Ontologien stehen; lediglich cursorisch angegangen werden z.B. Fiktionalia, aber auch gut eingeführte Objekte der traditionellen Metaphysik wie Possibilia und Futurabilia. Einige andere Themen fehlen allerdings (nur) deshalb, weil sie im geplanten dritten Band der intendierten Gesamtdarstellung, sprich der angewandten Ontologie, bearbeitet werden sollen, dazu gehören u.a. eine ausführlichere Theorie der Artefakte, aber auch virtuelle Realität.

Eine weitere Grenze mag im Fehlen bestimmter Aspekte methodischer Überlegungen zu sehen sein. So explizit alltagsontologische Vorgangsweise gemacht wird, so bleibt die Entscheidung für ein offenes analytisches Philosophieren unbegründet; ebenso wie die Fundamentalfrage, ob es denn angesichts der vorliegenden Kritik überhaupt Sinn hat, heute noch Metaphysik bzw. Ontologie zu betreiben – wobei hier apologetisch auf den ersten Band, die *Metaontologie*, verwiesen werden darf. Das gilt freilich nicht für eine weitere, unter „methodisch“ zu subsumierende Grenze, nämlich die mangelnde, ja fehlende systematische Entfaltung der Anleihen an transzendentaler Metaphysik, etwa der Entwicklung der Seins- oder Existenzfrage aus einer Analyse der Bedingungen der Möglichkeit konkreter sprachlicher Praktiken, wie des Urteilens bzw. des Fragens.

Last but not least soll in diesem Vorwort die Gelegenheit wahrgenommen werden, Menschen zu danken, die durch die kritische Lektüre von Textteilen sehr zur Verbesserung dieses Buches beigetragen haben. Namentlich zu erwähnen sind hier (in alphabetischer Reihenfolge) Noah Jenewein, Jutta Schnizer, Matthias Thomas Troger sowie Teilnehmer:innen an Vorlesungen und Seminaren, die, vielleicht ohne es zu wis-

sen, an der Entwicklung der hier verarbeiteten Gedanken wesentlich beigetragen haben. Verbleibende Fehler gehen selbstverständlich zu Lasten des Autors. Danke auch an *innsbruck university press* und Frau Carmen Drolshagen für die gute Kooperation bei der Herstellung des Bandes und die Aufnahme in das Open Access Programm. Finanzielle Unterstützung dafür erhielt ich von der Katholisch-Theologischen Fakultät sowie dem Vizerektor für Forschung an der Universität Innsbruck, Univ.-Prof. Dr. Gregor Weihs.

Innsbruck, im September 2025

1. Einleitung: „Alltagsontologie“

Wie im Vorwort angesprochen, können die theoretischen Voraussetzungen des Folgenden mit dem Stichwort „Alltagsontologie“ umschrieben werden, wie sie in einem bereits publizierten Vorgängerband mit dem Titel *Alltagsontologie. Eine metaontologische Grundlegung*⁶ dargelegt sind. Die Präliminarien des vorliegenden Buches sollen dennoch auch für die Leserin und den Leser nachvollziehbar sein, die bzw. der besagten Band nicht kennt. Um diesem Anliegen zu entsprechen, wird in der folgenden Einleitung der Begriff einer Alltagsontologie so weit dargelegt, wie es für das Verständnis dieser Grundlinien einer kategorialen Ontologie erforderlich ist. Dabei soll es allerdings nicht darum gehen, eine vorhandene Monographie auf Kapitelgröße zu komprimieren. Vielmehr werden die zentralen Punkte angeführt, um sie auch gleich in Bezug zu setzen zum Anliegen kategorialer Ontologie bzw. dazu, wie sich eben eine solche aus den besagten metaontologischen Voraussetzungen entwickeln lässt.

Um dieses Einleitungsprogramm umzusetzen, wird zunächst ein *Einstiegsbegriff von Ontologie* skizziert. In der Folge entwickeln wir daraus „Alltagsontologie“, und zwar in Zusammenhang mit dem, was in der aktuellen ontologischen Debatte als *deskriptive Ontologie*, unter Abhebung von revisionärer, verstanden wird. Es folgt die eben angekündigte Hinführung zum Projekt einer alltagsontologisch dargelegten *kategorialen Ontologie*, aus der sich die folgenden Teile dieser Monographie thematisch ergeben.

Ein Einstiegsbegriff der Ontologie

Beginnen wir also mit einem Einstiegs- oder allgemeinen Begriff einer Ontologie. Dieser Ansatz soll nicht von historisierenden Überlegungen ausgehen, auch nicht von einer aktuellen lexikalischen Standarddefinition unserer Disziplin. Wir beginnen, und das ist eine wesentliche Vorentscheidung, bei menschlicher *Praxis*. Und zwar dabei, dass es keine menschliche Tätigkeit geben kann, die nicht irgendwelche Voraussetzungen bzgl. dessen macht, *was es gibt*. Das gilt unterschiedslos sowohl für die alltägliche als auch für die wissenschaftliche Praxis, einschließlich der philosophischen.

Besonders anschaulich ist dies bei der alltäglichen Praxis darzustellen: Ich sitze (nach Dienstschluss) in einer Bar und trinke ein kühles Bier. Lassen wir die Bar als

⁶ Kanzian 2020.

institutionelle Einrichtung, sowie die Frage nach dem eigentlichen Referenten von „ich“ zunächst beiseite, so bleiben zumindest immer noch ein Bierglas, Bier, das Trinken, natürlich auch die erfreuliche Eigenschaft der Kühle, welche – reflexiv betrachtet – praxisleitende Vorannahmen bzgl. deren Existenz nahelegen. Wissenschaftliche Praxis ist natürlich anders gelagert, wenn schon nicht diffiziler, so doch hinsichtlich der Kandidaten für Existenzvoraussetzungen von der alltäglichen zunächst einmal zu unterscheiden. So dürfen wir annehmen, dass es keine Physik gibt, ohne irgendwelche mit „ist“ oder „gibt“ versehenen Annahmen etwa bzgl. subatomarer Teilchen, Wellen, Prozesse und deren Eigenschaften. Auch Einzelwissenschaftler:innen müssen mit etwas operieren, und das, was sie annehmen, womit sie es zu tun haben, ist ganz maßgeblich für ihre theoretische Praxis und deren Resultate. Auch philosophische Tätigkeit jeder Art ist von derlei praxisbestimmenden Annahmen bzgl. dessen, was es gibt oder nicht gibt, keinesfalls ausgenommen. Ohne behaupten zu wollen, man könne beispielsweise eine Ethik aus der Ontologie herleiten, sei darauf hingewiesen, dass ethische Theorienbildung Annahmen bzgl. spezifischer Objekte macht, z.B. Handlungen, moralische Eigenschaften bzw. Tatsachen. Was davon muss es *geben*, um diese Praxis verstehen zu können?

Das mag auf den ersten Blick vereinfachend klingen, gerade angesichts der großen spekulativen Tradition unserer Disziplin. Bis zu einem bestimmten Grad ist es das auch. Dass wir keine Tätigkeiten ausführen können, ohne bestimmte Voraussetzungen bzgl. dessen, was es gibt, zu machen, ist eine einfache These. Sie ist einfach, aber im Sinne von grundlegend und richtungsweisend. Naiv ist sie nicht. Mit dem gewählten Ansatz wird nämlich keineswegs vorentschieden, *was* denn das ist, das Seiende oder das Existierende, was nun tatsächlich *ist* und *existiert*. Es wird ja keinesfalls behauptet, dass es klar sei, was denn bei den verschiedenen Praktiken tatsächlich *Existenzannahmen* sind, wie sich die faktischen Existenzannahmen einer Praxis zueinander verhalten, schon gar nicht wie sich die Existenzannahmen verschiedener Praktiken in Verhältnis setzen lassen. Schon anhand unserer banalen Beispiele lässt sich das illustrieren: Handelt es sich bei Bier und Bierglas wirklich um etwas, was Ontolog:innen „Entitäten“ nennen? Bei beidem gibt es in der Fachliteratur erhebliche Zweifel, etwa aufgrund der mangelnden Individualität der „Masse“ Bier oder der Abhängigkeit des Artefakts Bierglas von menschlichem Bewusstsein. Noch schlimmer steht es ums Trinken und um die Kühle als Vorkommnissen je einer Art von Ereignissen und Eigenschaften. Gibt es die in einem ontologisch relevanten Sinn? Nehmen wir an, wir finden doch noch begründete positive Antworten für Bier, Trinken, Kühle. Wie können wir das Verhältnis dieser drei offenbar grundlegend

verschiedenen Seienden bestimmen? Obgleich populärwissenschaftliches Verstehen physikalischer Praxis und deren Existenzvoraussetzungen dies nicht vermuten ließe, ist das Verhältnis von Bier und Bierglas zur mikrophysikalischen „Basis“ alles andere als trivial. Sind subatomare Partikel, Wellen, Prozesse mit ihren jeweiligen Eigenschaften wirklich Entitäten, aus denen sich unsere alltäglichen Objekte ontologisch rekonstruieren lassen? Endgültig schwierig wird es spätestens dann, wenn das Verhältnis zwischen dem Biertrinken und seinen ethischen Eigenschaften zu bestimmen ist, weshalb diese Frage in dieser Monographie auch vollständig ausgeklammert wird. Nicht so die anderen eben angeschnittenen Fragen. Die sind tatsächlich Aufgabe jener systematischen Analyse, die, um beim Beispiel vom Biertrinken zu bleiben, einiger sachlicher Nüchternheit bedarf.

Im Sinne der Zielsetzung der Einleitung kann man den Ausgangspunkt der Ontologie als philosophischer Disziplin jedenfalls so auf den Punkt bringen, dass sie eine systematische Reflexion ist auf Voraussetzungen menschlicher Praxis bzgl. dessen, was ist oder existiert, mit dem Ziel, eine konsistente Rahmentheorie über die Klärung dieser Voraussetzungen und ihres Verhältnisses zueinander zu erlangen.

An dieser Stelle angelangt, können wir in der Folge dazu übergehen, Eigenarten der so verstandenen systematischen Reflexion im Kontext einer philosophischen Lehre von Sein bzw. Existenz zu entfalten. Eine erste: Hat die Ontologie eine *Rahmentheorie* der Voraussetzungen menschlicher Praxis bzgl. dessen, was ist oder existiert, zum Ziel, kann sie sich in ihrer Reflexion *keiner* Praxis verschließen. Es geht der Ontologie somit buchstäblich um *alles*. Die Ontologie ist *Universalwissenschaft*.

Auch andere Disziplinen innerhalb und außerhalb der Philosophie könnten einen solchen Universalitätsanspruch stellen. Deshalb sollte man weitere Merkmale zur Charakterisierung der Ontologie in Erwägung ziehen. Eine klassische, aber dennoch auch zeitgemäße Antwort ist, dass es der Ontologie um *alles* geht, *insofern es ist* oder existiert. Die Ontologie liefert eine *allgemeine* Rahmentheorie bzgl. Existierendem. Das bedeutet, dass diese Theorie ohne Einschränkungen durch bestimmte partikuläre Interessen, etwa durch einzelwissenschaftlich bedingte methodische Vorgaben, entwickelt wird. Der Ontologie geht es um das Existierende als solches, um das, was in den verschiedenen Praktiken als existierend vorausgesetzt wird, insofern es als existierend vorausgesetzt wird.

Ein drittes Merkmal ontologischer Reflexion kann man durch das Attribut „integrativ“ beschreiben. Dabei muss die Annahme vorausgeschickt werden, dass Voraussetzungen bezüglich Existenz für jene Praktiken, in denen sie gemacht werden, relevant und die Praxis faktisch bestimmend sind. Existenzvoraussetzungen

in der Mathematik, etwa bzgl. Zahlen, Mengen oder Klassen, beeinflussen die jeweilige Theorienbildung. Insofern es der Ontologie um die Klärung dieser Existenzvoraussetzungen geht, ist sie, in einer näher zu bestimmenden Rücksicht, für einzelwissenschaftliche Theorienbildung grundlegend. Die Ontologie *integriert* in ihrem Rahmen Grundlagen verschiedener Einzelwissenschaften. Der angesprochene integrative Charakter hängt also wesentlich mit dem Programm einer Rahmentheorie zusammen.

Die Ontologie selbst hat übrigens keinen weiteren Rahmen. Sie hat keine Voraussetzungen, die außerhalb ihres eigenen Bereiches liegen. Sie kann nicht in irgendeinen anderen Kontext integriert werden. Die Ontologie begründet sich ausschließlich selbst. Unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunkts wird auch verständlich, warum ontologische Theorien, insofern sie Theorien über Existierendes sind, auch als Theorien über die *Grundstrukturen* der Wirklichkeit bezeichnet werden.

Ergänzt wird dieser Aspekt dadurch, dass durch die Integration von einzelwissenschaftlichen Grundlagen in eine ontologische Rahmentheorie die Basis dieser Einzelwissenschaften nicht nur im Hinblick auf den Rahmen, sondern auch in Bezug auf andere Einzelwissenschaften in eine systematische Ordnung gebracht wird. Die Existenzvoraussetzungen beispielsweise von Physik und Mathematik können so in einen Zusammenhang gebracht werden, wohl ebenso wie jene von nicht-naturwissenschaftlichen Praktiken mit bestimmten naturwissenschaftlichen.

Die Ontologie ist also, um die bisherigen Überlegungen zusammenzufassen, die systematische Reflexion auf jene Voraussetzungen bzgl. dessen, was ist oder existiert, wie sie in verschiedenen Praktiken gemacht werden, mit dem Ziel, eine konsistente Rahmentheorie über die Klärung dieser Voraussetzungen zu erlangen; wobei „Rahmentheorie“ den universalen, allgemeinen und integrativen Charakter der Ontologie impliziert.

Deskriptive Ontologie

Wir kommen damit zur nächsten Aufgabe dieser Einleitung, der Entwicklung eines speziellen Begriffs einer Alltagsontologie in Anwendung des gegebenen Einstiegsbegriffs von Ontologie. Wie angekündigt, wird dies unter Bezugnahme auf *deskriptive Ontologie* erfolgen, wie sie, unter Absetzung von *revisionärer*, beispielhaft von Peter Strawson in der Einleitung zu *Individuals*⁷ dargelegt ist.

⁷ Hier: Strawson 1959.

Eine zentrale Charakterisierung von Strawsons deskriptiver Metaphysik, oder, wie wir auch weiter sagen dürfen, deskriptiver *Ontologie*, ist, dass sie die tatsächlichen Strukturen unseres Denkens über die Welt *beschreibt*, im Unterschied zu revisionärer, die versucht, eine bessere Struktur hervorzubringen.⁸ In diesem Sinne geht es in der Ontologie darum, eine Auslegung dessen „what we believe on instinct“⁹ zu finden, insbesondere natürlich bezüglich dessen, was existiert.

Nahe an Merkmalen des gegebenen Einstiegsbegriffes von Ontologie ist die Bestimmung, dass deskriptive Ontologie durch den *unbegrenzten* Umfang und die *Allgemeinheit* der Fragestellung charakterisiert ist.¹⁰ Bei Strawson wird damit ein weiterer Gegensatz zu revisionärer Ontologie markiert, die von enger *begrenzter* und *partieller* begrifflicher Untersuchung¹¹ ausgeht, wie sie etwa in empirischen Einzelwissenschaften angestellt wird.

Eine weiterführende Charakterisierung geht von der Feststellung aus, dass sich die begrifflichen Schemata des alltäglichen Denkens *entwickeln* und ändern.¹² Natürliche Sprachen sind keine starren Gebilde, sondern bestehen in permanenter Dynamik. Jedenfalls kann man keine dogmatische Statik unserer faktischen Denkstrukturen annehmen. Diese Varianz kann nicht nur diachron historisch, sondern durchaus auch synchron kulturübergreifend verstanden werden: Faktisch zeichnet sich die tatsächliche Denkstruktur von Menschen unterschiedlicher Kulturen durch einen gemeinsamen Bestand eines Zentralbereichs aus, ohne dass man von vornherein eine starre Übereinstimmung in allen Merkmalen grundlegender begrifflicher Schemata behaupten muss. Kulturvarianz, so verstanden, gehört ebenfalls zu den Merkmalen deskriptiver Ontologie.

Schließlich gehört es zum Kern von Strawsons Überzeugungen, dass die Gegenüberstellung von deskriptiver und revisionärer Ontologie zu einer klaren Bekundung des prioritären Status der Ersteren führt. So schreibt er unmissverständlich: „Revisionary metaphysics is at the service of descriptive metaphysics.“¹³ Mit dieser Behauptung bringt er zum Ausdruck, dass für ihn die tatsächlichen oder alltäglichen Strukturen unseres Denkens über die Welt, v.a. bzgl. dessen, was wir als existierend annehmen, grundlegend sind, auch für einzelwissenschaftliches Denken. Dem ent-

⁸ Vgl. ebd., 9.

⁹ Ebd., 317.

¹⁰ Vgl. ebd., 9.

¹¹ Vgl. ebd.

¹² Vgl. ebd., 10.

¹³ Ebd., 9.

spricht die Einstellung, dass es die Selbstverständlichkeiten des am wenigsten entwickelten oder „gewöhnlichen“ Denkens sind, welche den Kern für das begriffliche Rüstzeug auch des anspruchsvollsten Theoretisierens ausmachen.¹⁴

Aus Strawsons Charakterisierungen einer deskriptiven Ontologie lassen sich nun Kriterien für das entwickeln, was wir in dieser „Summe der Ontologie“ *Alltagsontologie* nennen wollen.

*Kriterien einer Alltagsontologie*¹⁵

Ein erstes Alltagsontologie-Kriterium ist, dass sie in ihrer Theorienbildung auf alltägliche Einstellungen oder *Intuitionen* Bezug nimmt. Anknüpfungspunkt ist Strawsons Hinweis auf die Relevanz dessen, „was wir instinktiv glauben“. Im Folgenden seien unter Intuitionen spontane Einstellungen verstanden, wobei „spontan“ nicht naiv, gar irrational, sondern vielmehr vorwissenschaftlich, d.h. vorab zu theoretischer Reflexion, besagt. Objekt von Intuitionen sind jedenfalls propositionale Gehalte, zu denen man sich entweder zustimmend oder ablehnend verhält. Natürlich kann man einer Proposition gegenüber auch neutral eingestellt sein. Dann haben wir dazu eben keine Intuition in diesem Sinn. Nicht jede Intuition ist ontologisch relevant. Das sind nur solche, deren Gehalt in allgemeinen und universalen Gegebenheiten besteht, nicht in konkret Einzelem und Besonderem. Ontologisch relevant können außerdem nur solche Intuitionen sein, die in einem gewissen Maße auch intersubjektiv geteilt werden, etwa so weit, dass sie das soziale Zusammenleben von Menschen betreffen. Dass, um das Beispiel vom Biertrinken in der Bar zu modifizieren, mein bevorzugter Bierkrug zu Hause über die Jahre in einem strikten Sinn derselbe geblieben ist, stellt eine solche spontane zustimmende Einstellung zu einer ontologisch höchst relevanten Sachlage dar, welche die gedeihliche gemeinsame Praxis erheblich befördert.

Die Bezugnahme auf Intuitionen durch eine Ontologie darf nicht im Sinne einer simplen Umlegung von Alltagseinstellungen verstanden werden; vielmehr so, dass Entsprechung zu Intuitionen *ein* Adäquatheitskriterium von alltagsontologischen Theorien ist. „*Ein* Adäquatheitskriterium“ besagt, dass es noch andere geben mag, wie innere Konsistenz, Ökonomie etc. Gemeint ist damit auch, dass Intuitivität als Adäquatheitskriterium zunächst nur *innerhalb* von Alltagsontologie gilt. Eine These aus dem Bereich revisionärer Ontologie kann nicht *deshalb* als falsch ausgewiesen werden, weil sie kontraintuitiv ist.

¹⁴ Vgl. ebd., 10.

¹⁵ Hier greife ich zurück auf: Kanzian 2009, I – 1. Was ist eine Alltagsontologie?

Neben der Bezugnahme auf Intuitionen zeichnet Alltagsontologie aus, dass sie eine Basis für eine Deutung oder Interpretation von *Grundstrukturen* unseres *alltäglichen Sprechens* bereithält. Damit sind jene grundlegenden begrifflichen Schemata gemeint, in denen sich nach Strawson alltägliche Denkstrukturen manifestieren. Unter einer „Grundstruktur“ sei hier eine Struktur verstanden, die relativ zu verschiedenen natürlichen Sprachen *invariant* ist, einzelne Sprachen *als Ganze* betrifft und mit Mitteln der Grammatik dieser einzelnen Sprachen nicht expliziert werden kann, weil sie dieser Grammatik selbst zugrunde liegt. Die *Subjekt-Prädikat-Struktur* unseres Sprechens, aber auch dessen Mittel, Objekte zu *identifizieren*, bzw. Abhängigkeitsverhältnisse unter den sprachlichen *Identifikationsmitteln* können hier als Beispiele angeführt werden.

In Entsprechung zum oben bzgl. Intuitionen Gesagten kann dies nicht bedeuten, dass man eine Ontologie allein aufgrund oder in naiver Umlegung einer Theorie etwa der Subjekt-Prädikat-Struktur gewinnt. Dennoch gilt, dass eine Alltagsontologie bei der Theorienbildung besagte Grundstruktur unseres Sprechens nicht ignorieren kann. Ein Adäquatheitskriterium für eine alltagsontologische Theorie ist also, ob sie eine Basis für eine plausible Deutung dieser Grundstruktur des Sprechens bereithält. Es ist jene Alltagsontologie eine bessere Alltagsontologie, welche die Subjekt-Prädikat-Struktur unseres Sprechens bzw. dessen Identifikationsmittel besser, d.h. plausibler interpretiert; etwa, indem sie annimmt, dass es Entitäten gibt, welche in ihrem Verhältnis zueinander dieser Struktur entsprechen, bzw. dass die Verhältnisse zwischen Entitäten analog sind zu den Verhältnissen jener sprachlichen Mittel, mit denen wir sie identifizieren.

Zur Illustration dieses eher trockenen Absatzes legt sich wieder das Ursprungsbeispiel vom kühlen Bier in der Bar nahe. Wenn ich annehme, dass es sowohl Bier als auch seine Kühle *gibt*, erläutert die Annahme dieser Entitäten Bier und Kühle jene Struktur unseres Sprechens, die sich in der Prädikation „Das Bier ist kühl“ beispielhaft zeigt. Ebenso erläutert die Annahme einer ontologischen Abhängigkeit dieser Kühle von diesem Bier, dass wir mit den Mitteln unseres alltäglichen Sprechens die besagte Kühle nicht identifizieren können, ohne vorher dieses Bier identifiziert zu haben. Kurzum: Die Annahme von Bier und seiner Kühle, die natürlich noch viel genauer eingeführt und begründet werden muss, könnte im Sinne des zweiten Kriteriums gut und gern als alltagsontologisch ausgewiesen werden.

Schließlich gilt für Alltagsontologien, dass sie grundsätzlich offen sind für *Modifikationen* und somit als solche keinen Anspruch auf eine definitive Gestalt erheben. Auch diesen Gesichtspunkt haben wir eben erst bei Strawson kennengelernt.

Im Kontext unserer Alltagsontologie-Kriterien ergibt sich dieses dritte Kriterium der *Varianz* daraus, dass Intuitionen ebenso änderbar sind wie jene grundlegenden Sprachformen, die wir im zweiten Kriterium, der Entsprechung einer Alltagsontologie zu Grundstrukturen alltäglichen Sprechens, angeführt haben. Dieses Varianz-Kriterium können wir wie bei Strawson in einem diachron historischen und einem synchron kulturübergreifenden Sinn verstehen.

Wir halten also zusammenfassend fest, dass die Entsprechung zu bestimmten Intuitionen ein Adäquatheitskriterium für Alltagsontologien ist. Weitere Kriterien sind die Erläuterungskompetenz von Grundstrukturen unseres alltäglichen Sprechens bzw. Varianz. Alltagsontologien sind prinzipiell offen für Modifikationen.

Ontologie als Alltagsontologie

In einem nächsten Schritt können wir uns fragen, wie Alltagsontologie, aus deskriptiver Ontologie entwickelt, auf den Einstiegsbegriff von Ontologie zu beziehen ist: eine systematische Reflexion auf jene Voraussetzungen bzgl. dessen, was ist oder existiert, wie sie in verschiedenen Praktiken gemacht werden, mit dem Ziel, eine konsistente Rahmentheorie über die Klärung dieser Voraussetzungen zu erlangen. Wie kann man diese sehr spezielle Reflexion in Beziehung setzen zu jenen Kriterien, die im letzten Abschnitt als maßgeblich für Alltagsontologie vorgestellt wurden: *Intuitivität*, Entsprechung zu den *Grundstrukturen alltäglichen Sprechens*, schließlich *Entwickel- und Revidierbarkeit*?

Bei der Beantwortung dieser Frage können wir dabei ansetzen, dass bislang von jenen Praktiken, deren Voraussetzungen im Hinblick auf Existenz zu reflektieren sind, ohne Einschränkung und ohne Priorisierung die Rede gewesen ist. Für die Ontologie als Universaltheorie ist es ja nur maßgeblich, *alle* Praktiken in Betracht zu ziehen, um diese dann nach Maßgabe der ihr eigenen Allgemeinheit zu reflektieren und deren Existenzvoraussetzungen systematisch in Bezug zueinander zu setzen. Nun können wir dazu übergehen, eine bestimmte Praxis, besser vielleicht ein bestimmtes Praxisfeld, genauer unter die Lupe zu nehmen. Im Hinblick auf die Entwicklung von Alltagsontologie wird das, wenig überraschend, die *alltägliche Praxis* sein. Dabei, sprich bei der Reflexion auf die Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis, zeigt sich aber, dass die drei im vorhergehenden Absatz diskutierten Kriterien wesentlich sind. Bei der Interpretation der Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis spielen *Intuitionen*, wie eingeführt, eine maßgebliche Rolle, und zwar als ein Adäquatheitskriterium. Es ist jene Interpretation der Existenzvoraussetzungen alltäglicher

Praxis zu bevorzugen, welche mit spontanen, vorwissenschaftlichen Einstellungen bzgl. dessen, was existiert, zurechtkommt, gegenüber einer, welche ontologisch relevanten Intuitionen entgegenläuft. Wenn der Leser und die Leserin die Banalität des Beispiels aus dem vorhergehenden Abschnitt verzeiht, können wir es in diesem Zusammenhang wieder zur Illustration anführen: Wenn wir es intuitiv akzeptieren, dass der besagte Bierkrug nicht nur zu einem Zeitpunkt, sondern auch durch die Zeit mit sich identisch bleibt, so ist jener Interpretation der Existenzvoraussetzungen unserer alltäglichen Praxis der Vorrang zu geben, die auf solchen diachron identischen Dingen aufbaut; gegenüber einer Deutung, welche dieselben negiert.

Analoges lässt sich bzgl. des zweiten Kriteriums anführen: Als eine authentische Auslegung der Voraussetzungen bzgl. Existierendem alltäglicher Praxis gelten Thesen, welche den Grundstrukturen alltäglichen Sprechens entsprechen. Das ergibt sich schon daraus, dass alltägliches Sprechen ja ein paradigmatisches Beispiel alltäglicher Praxis ist. Dies kann im Hinblick auf die genannten Elemente alltäglicher Sprechpraxis, Subjekt-Prädikat-Struktur bzw. Identifikation(-sabhängigkeiten), konkretisiert werden, siehe auch hier das gegebene Beispiel von Bier und seiner Kühle, das ich nicht nochmals anzuführen wage. Somit kann eine Theorie dann als adäquate Auslegung der Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis erachtet werden, wenn diese eine Interpretation der Subjekt-Prädikat-Struktur bzw. alltagssprachlicher Identifikationsmechanismen abgibt. Eine Ontologie, die Dinge bzw. Massen annimmt, dazu ihre Eigenschaften als von ihnen *abhängige* Entitäten, kann damit als adäquate Deutung der Existenzvoraussetzungen alltäglicher (Sprech-)Praxis gelten.

Alltägliche Praxis ist keine statische Größe, weder synchron, d.h. im Vergleich gegenwärtig etablierter Kulturen, noch diachron, d.h. in historischer Perspektive. Daraus ergibt sich die Annahme, dass auch die Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis revidier- und entwickelbar sind. Das besagt natürlich nicht, dass es nicht einen Kern kultur- und geschichtlich invarianter Strukturelemente der ontologischen Voraussetzungen alltäglicher Praxis gibt. Das besagt aber, dass man bei einer Reflexion auf diese Voraussetzungen bzgl. dessen, was man im Alltag als Existierendes annimmt, mit Varianz zu rechnen hat, die nicht nur die „Peripherie“, sondern, zumindest theoretisch, auch deren Kern betrifft. Eine Theorie der Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis muss sich somit auch als *entwickel-*, ja *revidierbar* erweisen.

Kurzum: Für eine Theorie der Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis sind die Kriterien für Alltagsontologie maßgeblich.

Einen Schritt weiter gehen wir, wenn wir uns vor Augen führen, dass wir natürlich auch Praktiken, die spezieller sind als die alltägliche Praxis, in ihren Voraussetzungen hinsichtlich Existenz und Existierendem untersuchen können. Schon zu Beginn wurde in diesem Zusammenhang einzelwissenschaftliche Praxis, etwa jene in Mathematik und Physik, erwähnt. Ontologie als Universaltheorie über alles, was es gibt, was existiert, kann man nun so betreiben, dass man den Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis rahmengebenden Status gewährt. Oder man kann Ontologie so in Gang setzen, dass man diesen prioritären Rang den Existenzvoraussetzungen einer bestimmten Praxis, etwa einer einzelwissenschaftlichen, zubilligt. Es macht nun aber einen fundamentalen Unterschied, ob man bei seiner Theorie der Grundelemente der Wirklichkeit den ersten oder den alternativen zweiten Weg wählt. Im ersten Fall nimmt man an, dass die Existenzvoraussetzungen der alltäglichen Praxis in einer bestimmten Weise grundlegender sind als jene einzelwissenschaftlicher Praxis. Die Existenzvoraussetzungen unseres alltäglichen Lebens geben den Rahmen für einzelwissenschaftliche Praxis und sind maßgeblich für die ontologische Interpretation einzelwissenschaftlicher Ergebnisse. Im zweiten Fall wird man versuchen, aus den Existenzvoraussetzungen einzelwissenschaftlicher Praxis – heute sind damit meistens jene der Physik gemeint – das zu rekonstruieren, was wir im Alltag als Existierendes annehmen. Damit ist eine vorrangige Erklärungskompetenz der Physik im Hinblick auf Existenzannahmen postuliert; um den Preis, dass wir unser alltägliches Verstehen unserer Welt, ja von uns selbst, im „Licht“ der Physik revidieren müssen.

Alltagsontologie ist nichts anderes als der erste Weg, während der zweite die Vorgangsweise revisionärer Metaphysik oder Ontologie charakterisiert. Für Alltagsontologie sind die Existenzvoraussetzungen unserer alltäglichen Praxis rahmengebend und damit grundlegend für das Verstehen der Existenzvoraussetzungen jeder, auch einzelwissenschaftlicher Praxis. Insofern die systematische Entfaltung dieser Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis nach den Kriterien der Intuitivität, Entsprechung zu den Grundstrukturen alltäglichen Sprechens, Entwickel- und Revidierbarkeit geschieht, sind diese drei Kriterien auch maßgeblich für eine rahmengebende Universaltheorie bzgl. Existierendem. Damit sollte der Einstiegsbegriff einer Ontologie in Bezug gebracht sein mit den sich an Strawsons deskriptiver Metaphysik orientierenden Kriterien von Alltagsontologie.

Wie aber, um zum eigentlichen Ziel der Einführung zu kommen, kann man nun alltagsontologisch, in eingeführtem Sinn, kategoriale Ontologie betreiben?

Hinführung zu einer kategorialen Alltagsontologie

Die zuletzt genannte Frage wollen wir in erster Linie durch eine Klärung von „Kategorie“ angehen, woraus sich – da ja „Ontologie“ und „Alltagsontologie“ eingeführt sind – ein Verständnis von „kategoriale Ontologie“ und „kategoriale Alltagsontologie“ ergeben sollte.

Wenn wir den Begriff „Kategorie“ umreißen, kann in dieser Einleitung nur der Versuch einer vorläufigen Klärung desselben anvisiert werden. Das Ergebnis wird sich im Zuge der Ausführungen in diesem Buch entwickeln und auch bewähren müssen. Beginnen können wir jedenfalls mit einer lexikalischen Standardbedeutung, derzufolge es sich bei Kategorien um „allgemeinste Gattungen dessen, was es gibt“ handelt.¹⁶ *Allgemeinste* Gattungen können wir ihrerseits als solche auffassen, denen etwas aufgrund *grundlegender Bestimmungen* zukommt.

Ein erster Kandidat für eine solche grundlegende Bestimmung ist die *Identität* von etwas. Worin die Identität von etwas besteht, ist gemäß klassischer – „unum convertitur cum ente“¹⁷ – wie aktueller – „no entity without identity“¹⁸ – Einsichten maßgeblich für den Entitätenstatus alles Existierenden. Identität aber hat, wie vor allem im klassischen Diktum zum Ausdruck gebracht wird, mit *Einheit* zu tun. Somit wird auch die Weise, wie eine Entität Einheit ist – Ist etwas eine einfache Einheit? Oder ist es eine komplexe Einheit? –, entscheidend sein für ihre kategoriale Zuordnung. Ein weiterer Gesichtspunkt im Kontext von Identität ist, ob sie bei Entitäten nur synchron, d.h. zu einem bestimmten Zeitpunkt besteht, oder auch diachron, durch die Zeit hinweg, womöglich sogar quer-Welt-ein, also durch mögliche Welten.

Ein weiterer Kandidat für die gemeinte grundlegende Bestimmung ist die Weise der *Abhängigkeit* einer Entität von anderen bzw. deren *Unabhängigkeit*, die formal zu analysieren ist, wie in folgenden Abschnitten dargelegt werden soll.¹⁹ Nur um das Verständnis in aller Vorläufigkeit auf die richtige Bahn zu lenken: Diese Kühle ist in einer besonderen Weise von diesem Bier abhängig, wie das umgekehrt nicht angenommen werden kann. Das Bier kann sich erwärmen, ohne aufzuhören, das Getränk zu sein, das ich eben erworben habe. Diese Kühle besteht ohne diesen „Träger“ definitiv nicht weiter.

¹⁶ Vgl. u.a. Hennig 2017, 88; Loux 2006, 11, wo Kategorien aufgefasst werden als „the most general kinds under which things can be classified“.

¹⁷ Thomas v. Aquin, *Summa theologiae* Ia q.11, a.1, c.

¹⁸ Dieser Slogan wird für gewöhnlich auf Quine 1969, 23, zurückgeführt.

¹⁹ Für eine ausführliche Behandlung siehe Kanzian 2009, I – 5.13; 2016, II – 2.2.

Eine dritte für eine Entität grundlegende Bestimmung ist die Weise, wie sie, die Entität, im *Raum* und in der *Zeit* vorkommt. Damit ist nicht nur gemeint, ob etwas überhaupt räumlich und zeitlich ist, sondern auch, ob eine Entität unmittelbar räumlich und zeitlich ist, oder zur Bestimmung ihrer räumlichen und zeitlichen Position auf anderes angewiesen ist.²⁰ Auch hier kann unser banales Beispiel anfänglich helfen: Dieses Ereignis des Biertrinkens kann ohne den Biertrinker, wohl auch ohne das Glas, räumlich nicht lokalisiert werden; während der Person und dem Trinkgefäß räumliche Merkmale unmittelbar zukommen.

Eine letzte hier anfänglich angeführte Bestimmung mag in der Weise bestehen, wie Entitäten Sorten oder Arten angehören. Dies wird auch als deren *sortale Zugehörigkeit* bezeichnet. Wenn man bedenkt, dass die Zugehörigkeit von etwas v.a. zu den bestimmtesten oder „niedrigsten“ Arten (lat.: *species infimae*, z.B. Mensch, Schaf, im Unterschied zu allgemeineren oder „höheren“ wie Lebewesen bzw. Körper) relevant ist für seine Identität, kann dieser Gesichtspunkt gut und gern auch mit dem Punkt Identität in Zusammenhang gesehen werden.

Eigenschaften wie die Kühle, Ereignisse wie das Biertrinken, Dinge wie das Bierglas sind jedenfalls auf völlig verschiedene Weise niedrigsten Arten zuzuordnen, was uns ebenfalls in späteren Abschnitten noch beschäftigen wird. Auch hier nur ein kurzer Wink in die intendierte Richtung: Dinge, insbesondere lebendige, wie Biertrinker, können – zumindest synchron – stets nur einer einzigen *species infima*, etwa der Menschen, zugeordnet werden, die sie im Sinne *sortaler Dependenz* auch in ihrer Identität bestimmen. Bei Ereignissen hingegen, die zu jedem Zeitpunkt unterschiedlichen Arten angehören können, z.B. unter Bezug auf eine bestimmte Ursache, eine bestimmte Wirkung, auf bestimmte beteiligte Dinge, gilt die *sortale Relativität* ihrer Identität. Eigenschaften sind diesbezüglich gänzlich anders zu beurteilen. Sie sind Determinanten von Determinablen, welche in ihrem logischen Verhalten zueinander jedenfalls nicht mit dem Verhältnis zwischen dinglichen und ereignishaften Einzelvorkommnissen zu ihren Spezies verwechselt werden dürfen.²¹ Die Details können wir vorläufig ausklammern. Hier geht es ausschließlich um Kriterien für jene allge-meinsten Gattungen, die wir Kategorien nennen wollen.

²⁰ Vgl. dazu Kanzian 2009, I – 5.12.

²¹ Vgl. Kanzian 2009, I – 5.14: Weise der sortalen Zugehörigkeit als Kriterium kategorialer Zugehörigkeit; Kanzian 2016, 90ff: zur Artzugehörigkeit von Eigenschaften: Determinante/Determinable.

Kategorien sind demnach, um das Gesagte auf den Punkt zu bringen, allgemeinste Gattungen von Entitäten, die hinsichtlich ihrer Identität, ihrer Abhängigkeitsverhältnisse, ihrer räumlichen und zeitlichen „Gestalt“, schließlich der Weise ihrer Artzugehörigkeit übereinstimmen.

Eine *kategoriale Ontologie* ist demnach eine Theorie darüber, welche Kategorien, sprich allgemeinste Gattungen von Entitäten, sprich Entitäten mit welchen grundlegenden Charakteristika man anzunehmen hat. Das hängt natürlich wesentlich von den jeweils vorausgehenden theoretischen Interessen ab; etwa ob man vorhat, Ontologie revisionär, oder nicht doch deskriptiv zu entwickeln. Während revisionäre Ontologien tendenziell eine einzige Kategorie Entitäten annehmen, etwa Prozesse oder sogenannte Tropen, das sind partikuläre eigenschaftsähnliche Vorkommnisse, neigen deskriptive Ontolog:innen zur Annahme kategorialer Pluralität, etwa von Dingen, Eigenschaften und Ereignissen. Dies wird auch unsere kategoriale Alltagsontologie prägen.

Im Hinblick auf Alltagsontologie ist das Projekt kategoriale Ontologie jedenfalls zu umreißen als systematische Klärung, welche allgemeinsten Gattungen von Entitäten man anzunehmen hat, um die Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis explizieren zu können; wobei die drei gegebenen Kriterien von Alltagsontologie die entscheidende Rolle spielen. Damit können wir auch gleich eine alltagsontologische Adaptierung unseres Kategorie-Begriffes anbieten, und zwar dahingehend, dass eine Kategorie Entitäten umfasst, die bei der Explikation von Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis eine funktional äquivalente Rolle spielen. Welche Rolle dabei z.B. *allen* Dingen zukommt, und wie sie sich darin von *allen* Eigenschaften und auch *allen* Ereignissen unterscheiden, wird uns in den entsprechenden Teilen dieses Buches eingehender beschäftigen. Die bereits erwähnte diachrone Identität der Dinge wird dabei, um auch das vor auszuschicken, eine zentrale Bedeutung haben.

Wie aber kann man nun das Projekt kategoriale Alltagsontologie betreiben? Vor allem auch angesichts prima facie berechtigter, aufkommender Verdachtsmomente, die man im Anschluss an Ausführungen in der metaontologischen Grundlegung als *Simplifizierungsverdacht* an eine Alltagsontologie zusammenfassen könnte:²² Betreibt man kategoriale Ontologie nach den Kriterien Intuitivität, Entsprechung zu den Grundstrukturen alltäglichen Sprechens und Entwickel- und Revidierbarkeit – läuft man da nicht Gefahr, einer Umlegung von intuitiven Annahmen auf Grundstrukturen der Wirklichkeit bzw. einer Verwechslung der Sprachebene mit der ontologischen

²² Kanzian 2020, 2.3 bzw. 3.23.

den Weg zu bereiten? Das wäre zu Recht als naive Hypostasierung von alltäglichen Einstellungen bzw. von begrifflichen Schemata zu bezeichnen. Im Hinblick auf das dritte Alltagsontologie-Kriterium stellt sich die Frage, ob man damit nicht gar in Pragmatismus, ja einem Relativismus landete, wie er eigentlich typisch für *Ontologiekritik* ist?

Um solche Verdachtsmomente zu entkräften, braucht es „Sicherungen“, von denen im Folgenden einige exemplarisch angesprochen werden sollen.

Die ersten beziehen sich auf das Kriterium *Entsprechung zu Grundstrukturen alltäglichen Sprechens*, namentlich zur Subjekt-Prädikat-Struktur. Sie sollen zumindest anfänglich klarmachen, dass Orientierung an der Subjekt-Prädikat-Struktur in der ontologischen Theoriebildung keinesfalls naive Umlegung dieser Struktur auf Grundstrukturen der Wirklichkeit besagt.

Beginnen wir bei Prädikaten. Ein Umgang mit präzisierend gebrauchten Ausdrücken, im Sinne des erwähnten Simplifizierungsvorwurfs, wäre es, sich darauf festzulegen, dass die ontologische Relevanz jedes Prädikats so zu interpretieren sei, dass es für eine Entität aus der Kategorie der Eigenschaften steht. John Heil hat eine solche These in einem von ihm Φ genannten Prinzip formuliert. Nach Φ gilt: „When a predicate applies truly to an object, it does so in virtue of designating a property possessed by that object and by every object to which the predicate truly applies (or would apply).“²³ Der springende Punkt ist, dass wir in der Alltagsontologie darauf gerade nicht verpflichtet sind. Wir legen uns nicht auf simple Abbildtheorien im Stil von Φ fest. Um das Versprechen dieser „Sicherung“ einzulösen, werden wir im dritten Hauptteil Prädikate ausführlicher diskutieren, die gerade nicht nach Φ abzuhandeln sind. Ihre Funktion besteht nicht darin, einem Subjekt, etwa einem Ding, eine es charakterisierende Entität zuzusprechen. „Mit sich selbst identisch zu sein“, um ein Beispiel zu nennen, rekuriert auf eine derart grundlegende ontologische Gegebenheit jeder Entität, dass es selbst nicht als sprachliches Pendant einer Entität, oder wie wir sagen werden eines *Elements* der Wirklichkeit aufgefasst werden kann. Es gibt auch Prädikate, für welche die Begründung des Nicht-Entitätenstatus seiner Entsprechung anders ausfallen wird, etwa „größer zu sein als“. Diese Gegebenheit ist zu „dünn“ für eine Entität, worüber noch ausführlicher zu schreiben sein wird. Der springende Punkt ist jedenfalls, dass nicht jedem syntaktisch wohlgeformten Prädikat eine Entität entspricht. Akzeptieren wir eine Anti- Φ -Strategie in unserer Alltagsontologie,

²³ Heil 2003, 26.

wogegen nichts spricht, haben wir ein erstes Vehikel zur Verhinderung einer naiven Hypostasierung alltäglicher aussagender oder präzisierender Redeweisen.

Ebensowenig werden wir uns im Hinblick auf die Funktion von Subjekten auf naive Referenzschemata festlegen, denen zufolge wir mit jeder Verwendung von Termini an Subjektstelle auf etwas referieren, auf dessen Existenz als Entität wir uns dann auch verpflichteten. Solchen Schemata nach wären Entitäten reine „Schatten“ von Subjekten.²⁴ Diese Schatten-Metapher können wir ausführen, wenn wir das Standardbeispiel unserer Einleitung etwas entfalten. Bei der Beschreibung des Biertrink-Szenarios können wir gut und gerne Aussagen mit Subjekten verwenden wie „der gute Geschmack“, maßgeblich für gelungene Getränkeauswahl; „der Münchner im Himmel“, der uns beim Biertrinken spontan in den Sinn kommt; womöglich auch noch „die wahre (Idee der) Kühle“, „die Zeit“, die schrecklich schnell verrinnt etc. Naiv wäre es in der Tat anzunehmen, dass – weil wir über dies und jenes reden – es auch existierte: die Zeit, der gute Geschmack, diverse Ideen, ja sogar der Münchner im Himmel. Ein derartiger Kurzschluss wäre verheerend für den behaupteten systematischen Anspruch einer Alltagsontologie, insbesondere im Hinblick auf eine Universaltheorie alles Existierenden.

Das aber können wir vermeiden; etwa, indem wir eine in der aktuellen Meta-ontologie gängige Unterscheidung aufgreifen, und zwar die zwischen ontologisch *eigentlichen* und ontologisch *uneigentlichen* Redeweisen. Wenn wir unsere alltägliche Praxis im Hinblick auf ihre Existenzvoraussetzungen analysieren, stehen wir zunächst vor der Aufgabe zu untersuchen, welche Subjektverwendungen, womöglich noch in Verbindung mit „Es gibt...“-Wendungen, nun *eigentlich* oder tatsächlich auf Entitäten bezogen, welche aber als ontologisch *uneigentlich*, wie manche auch sagen „leichtgewichtig“, aufzufassen sind. Unterscheidungskriterien werden im bereits angekündigten zweiten Hauptteil erörtert. Dort wird u.a. von sogenannten *Epiphänomenen* die Rede sein: Etwas, das zwar im Erleben unserer alltäglichen Lebenswelt unverzichtbar ist, aber dennoch nicht Entitätenstatus zugebilligt bekommen soll. Ebenso werden wir es mit *Quasi-Dingen* zu tun haben, auf welche wir sprachlich Bezug nehmen können, ohne daraus eine Entität, das Vorkommen einer ontologischen Kategorie, zu machen.

Ohne damit eine vollständige Liste uneigentlicher Redeweisen angeben zu wollen, soll noch auf eine Technik verwiesen werden, die in der Alltagsontologie kurzschlussvermeidend Anwendung findet: *Paraphrasen* bzw. *Paraphrasierung*.

²⁴ Diese Metapher finden wir u.a. bei Eklund 2006, 325: „objects are [...] mere shadows of singular terms“.

Gemeint ist damit eine Methode, Aussagen so zu reformulieren, dass der Bezug auf vermeintliche Referenten als *vermeidbare*, somit ontologisch *uneigentliche* Rede-weise dargelegt wird.²⁵ Welche der im Biertrink-Szenario angeführten Beispiele gute Kandidaten sind, kann an dieser Stelle der Mutmaßung der Leserin und des Lesers überlassen bleiben. Festhalten können wir schon hier: Wenn wir nach kategorialen Ordnungsschemata von Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis fragen, müssen wir mitbedenken, was nun tatsächlich *Entität* im Sinne einer *eigentlichen* Existenzvoraussetzung ist, was aber im Bereich dessen verbleibt, was in einem ontologisch *uneigentlichen* Sinne mit unserer alltäglichen Praxis verbunden ist. In diesem Sinn wird es uns um eine nicht-simplifizierende Alltagsontologie gehen.

Kann man aber, so stellt sich gleich eine nächste kritische Frage, derartige Untersuchungen nach dem Intuitivitätskriterium abhandeln, wie das von einer Alltagsontologie gefordert ist? Begeben wir uns mit den angekündigten speziellen Analysen nicht aus dem Bereich dessen hinaus, was wir durch vorwissenschaftliche Einstellungen erfassen können? Eine solche Anfrage gibt uns Anlass, eine Klarstellung und eine Spezifizierung vorzunehmen, die beide gerade im Hinblick auf den genannten Simplifizierungsverdacht relevant sind.

Zunächst ist festzuhalten, dass sich die gegebene Kriteriologie für alltagsontologische Thesen, wie sie vorhin entwickelt wurde – stichwortartig angeführt: Entsprechung zu alltäglichen Intuitionen sowie zu den Grundstrukturen alltäglichen Sprechens, schließlich Varianz – an die grundlegenden Linien eines ontologischen Rahmens richtet. Eine solche Linie wäre beispielsweise die Annahme von Dingen, ihren Eigenschaften und Ereignissen, an denen sie beteiligt sind, als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis. Die kann man auf Intuitivität bzw. auf ihre Erläuterungskompetenz, z.B. der Subjekt-Objekt-Struktur, untersuchen. Wenn wir uns aber der Unterscheidung zwischen eigentlichen und uneigentlichen Redeweisen widmen, gehen wir von einer Darlegung der Leitlinien zur Klärung der Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis über zu einer systematischen Entfaltung derselben. Somit wird auch der Bezug zur gegebenen Kriteriologie zu modifizieren sein. Diese Modifikation kann so vorgenommen werden, dass wir auch dann Thesen als alltagsontologische annehmen, wenn sie sich innerhalb eines erwiesenermaßen alltagsontologischen Rahmens entwickeln lassen, selbst hinsichtlich Intuitivität bzw. Entsprechung zu den Grundstrukturen unseres Sprechens neutral bleiben, und, zu guter Letzt, mit keinem Anspruch verbunden sind, dem Varianz-, sprich Entwickel- und Revidierbarkeitskriterium, zu

²⁵ Vgl. van Inwagen 2014, 127.

widersprechen.²⁶ Nehmen wir an, jemand behauptete, dass unser Reden über die Zeit und zeitliche Verhältnisse mit Gründen als „uneigentlich“ zu erweisen ist. Dann wäre das im Sinne der vorgeschlagenen Modifikation eine alltagsontologische These, wenn sie im Rahmen einer alltagsontologie-tauglichen Ontologie dargelegt werden kann; wenn sie selbst – wenngleich von alltäglichen Intuitionen nicht erfassbar und auf Entsprechung zu sprachlichen Grundstrukturen nicht untersuchbar – auch nicht kontraintuitiv ist bzw. den angenommenen Grundstrukturen der Alltagssprache nicht entgegensteht; sie schließlich, um das dritte Kriterium einzubringen, auch gegen Weiterentwicklung nicht immunisiert wird.

Apropos drittes Kriterium, das eben kurz als „Varianz-Kriterium“ gekennzeichnet wurde. Auf dieses zielt ein weiterer Einwand ab, den wir oben als Relativismus- oder Beliebigkeitsverdacht bezeichnet haben. Um diesen im Hinblick auf Alltagsontologie zu entkräften, sollte klargelegt sein, dass die im dritten Alltagsontologie-Kriterium gemeinte Revidier- und Entwickelbarkeit ontologischer Theorien nicht besagt, dass man jede These über die Explikation der Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis unter relativistischen Vorbehalt stellt. Alltagsontologische Theorien haben keinen Kultur- oder Zeitindex, etwa derart, dass ihre Geltung von vornherein auf bestimmte gesellschaftliche oder historische Gegebenheiten beschränkt wäre. Faktisch gibt es ja, wie bereits angeführt, einen Kern invarianter Elemente der ontologischen Rahmenbedingungen alltäglicher Praxis in allen Kulturen und geschichtlichen Epochen. Das fördert interkulturelles wie historisches Verstehen. Das Varianz-Kriterium meint allerdings, dass man nicht umhinkommt, die mögliche Entwicklung bzw. die kulturelle Differenz der für die Alltagsontologie relevanten Praxis mit einzubeziehen; bzw. es verbietet, sich diesen von vornherein zu verschließen. Dementsprechend wird das einschlägige Nachdenken über diese Praxis bzw. die Darlegung ihrer ontologischen Rahmenbedingungen diesen Aspekt zu berücksichtigen haben.

Analoges kann man im Hinblick auf den Praxisbezug der hier versuchten Ontologie-Konzeption sagen: Dieser impliziert *keinen Pragmatismus*, im Sinne kognitiver Unentscheidbarkeit der Annahme ontologischer Kategorien, wie es etwa Carnaps Rückführung von Fragen nach Kategorien auf „externe Existenzfragen“, d.h. begriffliche Rahmenbedingungen, tut.²⁷ Die alltagsontologische Untersuchung der Existenzvoraussetzungen von Praxis ist vielmehr nach theoretischen Maßstäben entscheidbar, wie im Folgenden dargelegt wird.

²⁶ Vgl. Kanzian 2009, II – 4; Kanzian 2020, 178f.

²⁷ Vgl. Carnap 1950.

Damit bleibt am Ende der Einleitung nur noch übrig, einen Ausblick auf die nun folgenden Teile der Entwicklung einer kategorialen Alltagsontologie zu geben, wie sie sich aus den geschilderten Rahmenbedingungen ergeben.

Wenig verwundern wird, dass bei der systematischen Klärung, welche allgemeinsten Gattungen von Entitäten man anzunehmen hat, um die Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis explizieren zu können, *Dinge* eine zentrale Rolle spielen. Die alltagsontologische Rechtfertigung ihrer Etablierung wird somit gleich im folgenden zweiten Hauptteil angegangen, ebenso wie ihre ontologische Charakterisierung. Diachron identische Dinge mit komplexer hylemorphischer Struktur werden in diesem Kapitel als Grundkategorie einer Alltagsontologie vorgestellt.

Dinge sind nicht die einzigen Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis. Dazu gehören auch ihre *Eigenschaften*, die wir im dritten Hauptteil als partikulare Modi einführen. Dem dynamischen Aspekt der alltäglichen Wirklichkeit oder Lebenswelt wird man nur gerecht, wenn man auch Änderungen bzw. *Ereignisse* als Entitäten in der Alltagsontologie berücksichtigt. Ihnen kommen, gemeinsam mit *Zuständen* und *Prozessen*, irreduzible Funktionen bei der systematischen Klärung der Existenzvoraussetzungen unserer Praxis zu. Das wird Thema des vierten Hauptteiles sein.

Im Kontext der Darstellung dieser alltagsontologischen Kategorien wird – durchaus im Sinne des eben Angekündigten – die Differenzierung zwischen ontologisch eigentlicher und uneigentlicher Rede eine zentrale Rolle spielen. Im Umfeld aller Kategorien werden wir es mit Objekten zu tun bekommen, die sich bei genauerer Analyse gerade nicht als Entitäten herausstellen, als Elemente der Wirklichkeit. Im Bereich der Dinge werden das u.a. die bereits angesprochenen Epiphänomene bzw. Quasi-Individuen und Quasi-Dinge sein. Im Kontext der Eigenschaften bekommen wir es mit den bereits vorgestellten „internen“ Gegebenheiten zu tun, wie „formalen“ (Identisch-Sein) und „dünnen“ (Größer-Sein). Bei den Ereignissen, um auch hier ein Beispiel zu nennen, lernen wir rein punktuelle kennen, die jedenfalls nicht der ontologischen Kategorie der occurrences, wie wir auch sagen werden, zugeordnet werden können. Epiphänomene (u.a. räumliche, zeitliche, kausale Verhältnisse) werden uns im Umfeld aller drei Kategorien begegnen.

Um diese Ausführungen zur kategorialen Ontologie im Kontext des Gesamtprojekts *Summe der Ontologie* zu verankern, wird an gegebener Stelle auch der Zusammenhang mit der metaontologischen Grundlegung explizit gemacht. Besonders naheliegend wird das bei einer Interpretation ontologisch uneigentlicher Redeweisen sein, sowie bei einer Deutung der Existenzweisen der angenommenen Kategorien im Sinne der klassischen Analogie-Lehre im fünften und abschließenden Hauptteil.

2. Dinge als Grundkategorie der Alltagsontologie

Im Sinne des Ausblicks am Ende der Einleitung wollen wir nun Dinge als die Grundkategorie der Alltagsontologie vorstellen. Dort wurde schon jene zentrale Differenzierung angesprochen, die diesem Hauptteil seine Gliederung gibt. Es ist jene zwischen den Vorkommnissen der Kategorie der Dinge und den Objekten in deren Umfeld. Mit den Dingen in eigentlicher ontologischer Rede wollen wir beginnen (Abschnitt 2.1) und sie mit einschlägiger uneigentlicher Rede kontrastieren (Abschnitt 2.2). Dort werden wir es nicht nur mit den angekündigten epiphänomenalen und quasi-dinglichen Objekten zu tun bekommen, sondern auch mit sogenannten Quasi-Individuen ohne natürliche oder bestimmte Einheit und Individualität. All das sind Objekte, mit denen wir in verschiedenen Kontexten so umgehen, *als ob* sie Dinge wären – was sich bei näherer ontologischer Analyse aber als unzutreffend erweist.

2.1 Dinge als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis

Innerhalb des Abschnittes 2.1 werden wir zunächst den Begriff eines Dinges zu klären haben, und zwar als grundlegender Existenzvoraussetzung alltäglicher Praxis. Dabei wird es um jene Charakteristika gehen, welche die prioritäre Funktion der Dinge in einer systematischen Explizierung dieser Existenzvoraussetzungen begründen, allen voran *strikte Identität* im synchronen, aber auch im diachronen Sinn (2.11). Es folgen Merkmale, die mit dieser strikten Identität von Dingen unmittelbar verbunden sind, das ist zunächst eine spezifische innere Komplexität (2.12), die dann in der Folge als hylemorphisch vorgestellt wird (2.13). Damit sollte die in der Überschrift zum Abschnitt 2.1 formulierte These darzustellen sein. Beginnen werden wir allerdings mit der Frage nach dem Verstehen von Dingen als Grundelementen der alltäglichen *Lebenswelt*.

2.11 Dinge als Grundelemente der alltäglichen Lebenswelt

Wenn hier gleich zu Beginn von „Lebenswelt“ bzw. „alltäglicher Lebenswelt“ die Rede ist, mag dies auf den ersten Blick etwas verwundern. Die geübte Leserin bzw. der geübte Leser werden sich nach Stil und Inhalt der bisherigen Hinführung zum

Thema doch eher Darlegungen im Stil der analytischen Philosophie erwarten. „Lebenswelt“ ist allerdings ein Fachbegriff, der vorwiegend im Bereich der Phänomenologie, noch dazu der nicht gerade analytischen des späteren Husserl, beheimat ist.²⁸

Die präsupponierte Erwartung ist ebenso legitim, wie der Verdacht, dass wir hier mit einer Gratwanderung zwischen philosophischen „Lagern“ beginnen. Das hängt in erster Linie damit zusammen, dass der Autor – bei allem Bekenntnis zur analytischen Ontologie – diese Vorgangsweise so offen adaptieren möchte, dass damit auch ein verständnisvolles Gespräch mit anderen philosophischen Kulturen möglich ist. Vor allem aber ist der Einstieg über Husserls Lebenswelt-Konzept geeignet, Dinge, wie hier anvisiert, als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis in den Blick zu bekommen. Dass im Anschluss mit Simons, Hirsch und Strawson sofort wieder analytische Ontologen zur Sprache kommen, möge die Freundinnen und Freunde der analytischen Philosophie gleich wieder milde stimmen.

Husserls Lebenswelt der raum-zeitlichen Dinge

Hier kann die Geschichte des Begriffs „Lebenswelt“ von seinen Ursprüngen zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Biologie hinein in die philosophische Phänomenologie nicht dargelegt werden.²⁹ Der Begriff, im philosophischen Gebrauch, steht jedenfalls für einen universalen Rahmen menschlicher Praxis. Nach Husserl ist die Lebenswelt „Universalfeld aller wirklichen und möglichen Praxis, als Horizont vorgegeben“³⁰. Der Zugang zur Lebenswelt aber ist „vorwissenschaftlich“, insofern sie die Welt ist, wie wir sie alltäglich erfahren und, so können wir dies deuten, intuitiv als gegeben erleben. In diesem Sinne hat sie stets auch den Charakter des varianten und wandelbaren, wie Husserl das explizit betont. „Vorwissenschaftlich“ besagt auch, dass der lebensweltliche Horizont keinesfalls ausgehend von den Ergebnissen einzelwissenschaftlicher Forschungen her entwickelt werden kann. Einzelwissenschaftliche, etwa naturwissenschaftliche Praxis ist vielmehr eine methodisch legitime Detailbetrachtung, die nur vom Ganzen der Lebenswelt verstanden werden kann. Die Lebenswelt ist grundlegend für Naturwissenschaften.

Einen Schritt weiter kommen wir, wenn wir beachten, dass Husserl selbst eine „Ontologie der Lebenswelt“ postuliert und angeregt hat. Husserl geht dabei davon

²⁸ Im Folgenden werden wir v.a. Husserls „Krisis“-Schrift, hier: Husserl 1954, beachten. Vorarbeiten zu diesem Abschnitt stammen aus Kanzian 2020, 3.223; bzw. Kanzian 2015.

²⁹ Dazu sei Bermes 2002 empfohlen.

³⁰ Husserl 1954, 145.

aus, dass die vorwissenschaftliche Lebenswelt allgemeine Strukturen hat. Daraus ergibt sich die Aufgabe einer Beschreibung dieser Strukturen, die als lebensweltliche Ontologie „Wesenslehre jener Onta“³¹ ist, welche als Elemente die allgemeinen Strukturen der Lebenswelt aufbauen. Eine Ontologie der Lebenswelt, wie man sie mit Husserl verstehen kann, hat den vorwissenschaftlichen oder vorthoretischen, also primär intuitiv zugänglichen, (deshalb) varianten und entwickelbaren, aber für alltägliches *und* einzelwissenschaftliches Tun rahmengebenden Charakter ihres Objekts zu beachten.

Der Zusammenhang einer solchen Ontologie der Lebenswelt mit dem Anliegen von Alltagsontologie liegt auf der Hand. In der Alltagsontologie suchen wir ebenfalls nach einem universalen Rahmen aller Praxis, und nehmen an, dass sich dieser aus den Existenzvoraussetzungen der alltäglichen Praxis ergibt. Dieser Rahmen ist grundlegend auch für das Verstehen der Existenzvoraussetzungen einzelwissenschaftlicher Praxis. Wir suchen also nach etwas, das die Merkmale der Husserlschen Lebenswelt trägt.

Auch die Alltagsontologie-Kriterien Intuitivität und Varianz lassen sich auf Husserls Lebenswelt beziehen, die ja, wie gerade gesehen, als vorwissenschaftlicher Horizont wesentlich „intuitiv“ zugänglich und variant ist. Das Kriterium der Entsprechung zu Grundstrukturen alltäglichen Sprechens lässt sich verorten, insofern die Lebenswelt „aller Praxis als Horizont vorgegeben ist“³², und das alltägliche Sprechen als geradezu paradigmatisch lebensweltliche Praxis verstanden werden kann. Damit wird auch eine Lebenswelt-Analyse nach Maßgabe ihrer Interpretationskompetenz der alltäglichen Sprechpraxis erfolgen.

Zum Kern der Sache und zum eigentlichen Motiv des Exkurses zu Husserls Lebenswelt-Analyse kommt man aber, wenn man beachtet, dass Husserl in seiner Ontologie der Lebenswelt Grundelemente annimmt, die uns unmittelbar zu den Hauptdarstellern dieses Kapitels bringen. Es sind nämlich *Dinge*. Nach Husserl ist die Lebenswelt nichts anderes als „die raumzeitliche Welt der Dinge, so wie wir sie in unserem vor- und außerwissenschaftlichen Leben erfahren und über die erfahrenen hinaus als erfahrbar wissen. Wir haben einen Welthorizont als Horizont möglicher Dingerfahrung. Dinge: das sind Steine, Tiere, Pflanzen, auch Menschen und menschliche Gebilde.“³³

³¹ Ebd.

³² Vgl. ebd., 145,

³³ Ebd., 141.

Ist Husserls Lebenswelt primär eine Ding-Welt, können wir das als Beleg dafür werten, dass Dinge auch die grundlegenden Elemente jenes ontologischen Rahmens sind, auf welchen die Analyse der Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis abzielt.

Bevor wir diesem Gesichtspunkt von Dingen als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis nachgehen, wollen wir uns allerdings fragen, ob wir nicht schon von Husserl einige Charakteristika von Dingen herleiten können, die auch für die folgende Entfaltung der Eigenart dieser Kategorie relevant sind.

Eine erste Antwort auf diese rhetorische Frage ist die Festlegung Husserls darauf, dass Dinge Elemente der *raum-zeitlichen* Welt sind. Daraus lässt sich erschließen, dass Dinge selbst im Raum und in der Zeit vorkommen. Ohne dies an dieser Stelle schon im Detail entfalten zu können, halten wir fest, dass es sich bei Dingen als Elementen der alltäglichen Lebenswelt jedenfalls nicht um Abstrakta handelt. Abstrakta sind, nach standardmäßigen Bestimmungen, nämlich gerade keine raum-zeitlichen Entitäten.³⁴ Dinge sind *konkret*. Sie haben eine bestimmte Position im Raum und in der Zeit. Damit machen wir auch schon einen ersten Schritt in Richtung einer ontologisch-technischen Verwendungsweise von „Ding“, welche die Bezeichnung von Objekten ohne bestimmte Position im Raum und Zeit ausschließt. Selbstverständlich legen wir uns nicht darauf fest, dass es solche Objekte nicht gibt. Wir können sogar recht leicht vortreffliche Kandidaten für sie auffinden, von abstrakten Individuen, wie Zahlen und Mengen, bis hin zu nicht-räumlichen Substanzen, wie cartesianischen *res cogitantes*. Gibt es sie, sind sie allerdings keine Dinge im anvisierten Sinn.

Eine zweite Festlegung im Hinblick auf „Ding“ können wir ebenfalls aus Husserls Bemerkungen ableiten: Bei „Ding“ im ontologischen Sinn handelt es sich um einen Oberbegriff, der sowohl Organismen aller Art, menschlicher inklusive, als auch das umfasst, was Husserl „menschliche Gebilde“ nennt. Unter Letzterem können wir von Menschen künstlich hergestellte Gegenstände verstehen, die im ontologischen Fachjargon nunmehr auch als „Artefakte“ bezeichnet werden. Organismen und Artefakte sind also Vorkommnisse von Genera innerhalb der Dinge. Mit den Steinen, die Husserl ebenfalls zur Ding-Welt zählt, werden wir in der systematischen Entfaltung dieser Kategorie weniger anfangen können. Sie werden vielmehr, mit Gründen, in die

³⁴ Vgl. u.a. Künne 1983, 93f.

bereits angekündigte Klassifizierung der „Als-ob-Dinge“, genauer der Quasi-Individuen, fallen. Im Einstieg können wir es allerdings als bemerkenswert festhalten, dass Husserl auch auf Objekte im Umfeld der Ding-Kategorie Bezug nimmt.

Ein drittes Charakteristikum der Dinge bei Husserl können wir im Sinne eines Kriteriums zur Entscheidung des Ding-Status von Objekten interpretieren: Dinge sind nach Husserl entweder „erfahren“ oder als „erfahrbar gewusst“. Als die „erfahrenen“ können wir die Dinge unserer alltäglichen Makrowelt auffassen, welche Husserl im Zitat auch auflistet. In der alltäglichen Makrowelt erschöpft sich allerdings die Ding-, somit die Lebenswelt nicht. Es gehören u.a. auch astronomische Objekte dazu, insofern wir sie „in unserem vor- oder außerwissenschaftlichen Leben“ über das Erfahrene hinaus als „erfahrbar wissen“. Das ist dann der Fall, wenn wir Objekte, z.B. mangels geeigneter Teleskope, faktisch nicht beobachten, also erfahren können. So mancher Planet außerhalb unseres Sonnensystems gehört dazu. Analoges gilt für den Bereich der Mikrobiologie. Auch deren Objekte, z.B. Bakterien, wissen wir in unserem alltäglichen Leben „als erfahrbar“. Bei bestimmten Zellbestandteilen ist das aufgrund ihrer Komplexität fraglich. Das aber macht so lange kein grundsätzliches Problem, solange deren Aufweis durch eine mögliche mikroskopische Erweiterung der Alltagswelt gedeckt ist. Anders sind freilich Setzungen zu beurteilen „jenseits“ dessen, was wir als erfahrbar wissen; im Mikrobereich wären das u.a. Moleküle, Atome oder subatomare Partikel. Wo wir von Biologie zu Biochemie bzw. -physik übergehen, endet die Erfahrbarkeit und beginnt einzelwissenschaftliche Modellbildung. Wir kommen an die Grenzen der Lebenswelt, was uns in der Behandlung einer markanten Gruppe von Als-ob-Dingen im einschlägigen Abschnitt 2.2 noch eingehender beschäftigen wird.

Fürs Erste können wir damit den Exkurs zu Husserl beenden und uns zwei, diesmal eindeutig analytischen Autoren zuwenden, die uns helfen werden, einen weiteren wichtigen Schritt zur Einführung von Dingen als Existenzvoraussetzung unserer alltäglichen Praxis zu tun. Es sind Peter Simons und Eli Hirsch.

Peter Simons und Eli Hirsch:

Endurer-Dinge als Grundelemente der alltäglichen Lebenswelt

Als erster Bezugstext sei ein Artikel Peter Simons' gewählt, in dem er eigentlich eine Gegenposition zur hier anvisierten deskriptiven oder Alltagsontologie einnimmt. Es

ist „Farewell to Substance. A Differentiated Leave-Taking“³⁵. Wie der Titel schon sagt, geht es um eine Verabschiedung dessen, was man in der traditionellen Ontologie „Substanzen“ nennt und in unserem Kontext zunächst gut und gern mit unseren Dingen identifizieren kann. Entscheidendes Anliegen ist für Simons das Desiderat einer „wissenschaftlich-revisionären“ Ontologie, die sich im Anschluss an Forschungsergebnisse der Mikro- oder Quantenphysik auf die Suche nach den Grundstrukturen der Wirklichkeit macht. An einer angenommenen mikrophysikalischen Basis der Wirklichkeit gibt es nämlich keine Substanzen oder Dinge. Allerdings geht Simons, wie ebenfalls in der Überschrift angekündigt, „differenzierend“ vor. Selbst wenn sich die Ontologie letztlich an der Physik zu orientieren habe, kann sie nicht umhin, Dinge als Grundelemente der *alltäglichen* Wirklichkeit anzuerkennen. Das ist auch der Punkt, bei dem wir an dieser Stelle – unter Ausklammerung des eigentlichen Ziels unseres Referenzartikels – an Simons anknüpfen wollen. Dinge sind Grundelemente einer Beschreibung der Alltagswirklichkeit. Die Schlüsselthese in Simons’ Formulierung: „The notion [„Ding“; engl.: „thing“] is entrenched in our everyday way of thinking and speaking [...]“³⁶ Der Begriff „Ding“ ist fest in unserem alltäglichen Denken und Sprechen verwurzelt. In der Diktion der Alltagsontologie können wir auch sagen, dass Dinge untrennbar mit alltäglicher Praxis verbunden sind. Wir müssen annehmen, dass es Dinge gibt, dass sie existieren, um diese Praxis verstehen zu können.

Simons behauptet dies natürlich nicht nur. Er gibt auch Begründungen. Eine Strategie zu einer solchen Begründung führt zu einem weiteren wesentlichen Merkmal unserer Dinge. Das aber ist *Identität*, nicht nur synchrone, d.h. zu einem Zeitpunkt, sondern auch diachrone, durch die Zeit. Dinge, verstanden als *Kontinuanten* (engl.: *continuants*³⁷) oder *Endurer* (engl.: *endurers*³⁸), sind für unsere alltägliche Lebenswelt unverzichtbar.

Ein Gesichtspunkt, an dem sich nach Simons diese Unverzichtbarkeit erweisen lässt, ist, dass wir es in unserem Alltag mit *Änderungen* (engl.: *changes*) zu tun haben. Unsere alltägliche Lebenswelt ist eine dynamische. Dies wird besonders an belebten Vorkommnissen der Dingwelt ersichtlich: Pflanzen, Tieren, Menschen. Es gehört zu

³⁵ Hier: Simons 1998.

³⁶ Ebd., 242.

³⁷ Simons führt diesen Begriff für diachron identische Entitäten, ebd., 239, auf Broad 1933, 138ff, zurück.

³⁸ „Endurance“ als Weise, wie diachron identische Dinge in der Zeit sind, wird in der aktuellen Ontologie v.a. im Sinne von Lewis 1986, 202, verstanden. Zur Hinführung sei auf Runggaldier/Kanzian 1998, 98ff, verwiesen.

den stabilsten Selbstverständlichkeiten, dass – um bei den Menschen zu bleiben – wir uns verändern. Wir werden größer, wir nehmen neue Masseeigenschaften an, ganz zu schweigen von mentalen oder charakterlichen Merkmalen. Für Simons steht nun fest: „For something to change, it must exist before, during, and after the change, and so must survive it.“³⁹ Um Änderung im Sinne unserer alltäglichen Lebenswelt verstehen zu können, müssen wir auch etwas annehmen, das die Änderung „überlebt“, das durch die Zeit in einem strikten Sinn *dasselbe*, also mit sich selbst numerisch identisch bleibt. Für Änderungen braucht es *Endurer*.

Manche Ontolog:innen haben versucht, Änderungen zu rekonstruieren, etwa im Sinne einer Abfolge numerisch verschiedener zeitlicher Teile. Nehme ich an Gewicht zu, bin – genau genommen – nicht *ich* es, der eine Masseeigenschaft verliert und eine andere annimmt. Es hört vielmehr ein zeitlicher Ich-Teil auf, ein neuer beginnt. Eine solche Betrachtungsweise entspräche der Annahme einer „perdurance“ als Weise in der Zeit zu bestehen. „Perdurantists“ nehmen an, dass Dinge, menschliche Personen inklusive, als vierdimensionale Gebilde rekonstruiert werden können, welche ebenso wie drei räumliche Dimensionen eine zeitliche Dimension aufweisen. Folglich sind sie nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich ausgedehnt, und bestehen somit aus numerisch verschiedenen zeitlichen Teilen.

Simons macht nun klar, dass diese perdurantische Rekonstruktion – trotz ihres Erfolgs in physikalischen Modellen, wo die Annahme einer vierdimensionalen Raum-Zeit äußerst praktikabel ist – mit alltäglicher Änderung nichts zu tun hat: „But this is not change but mere temporal diversity, in the same way that a French tri-couleur’s having a red, a white and a blue part is spatial diversity.“⁴⁰ Wie das Beispiel zeigt, ist reine Diversität aber keine Änderung. Will man den dynamischen Aspekt der alltäglichen Wirklichkeit adäquat erfassen, dürfen Dinge, als Träger von Änderungen, folglich nicht vierdimensional, sondern müssen dreidimensional sein. Die Existenz der Dinge darf nicht in der Zeit ausgedehnt sein. Makroskopische Alltagsdinge bestehen zu jedem Zeitpunkt „als Ganze“, wie u.a. David Lewis endurance charakterisiert: „[something] *endures* iff it persists by being wholly present at more than one time.“⁴¹ Etwas, das als Ganzes zu mehreren Zeitpunkten besteht, muss in einem strikten Sinn diachron identisch sein.

³⁹ Simons 1998, 237.

⁴⁰ Ebd., 241.

⁴¹ Lewis 1986, 202. *Hervorhebung* Lewis. „Persistence“ wird bei Lewis übrigens als neutrale Bezeichnung für das Bestehen in der Zeit verwendet. „Endurance“ ist die Weise von drei-, „perdurance“ die Weise von vierdimensionalen Entitäten, in der Zeit vorzukommen.

Anstatt einer *Rekonstruktion* von Änderungen als Abfolge vierdimensionaler Summen raum-zeitlicher Teile oder Phasen wird im Sinne einer „replacement position“ vorgeschlagen, Dinge selbst vollständig zu ersetzen.⁴² Als Hauptmotiv der vollständigen Eliminierung von Endurer-Dingen wird die mangelnde Intelligibilität der Redeweise, „als Ganze zu mehreren Zeitpunkten zu existieren“ angeführt. Simons bringt als Beispiel prozess-ontologische Ersetzungsansätze, denenzufolge man die Dinge unserer Alltagswelt, wie Kaffeetassen und Katzen, schlicht als Kaffeetassen-Prozesse oder Katzen-Prozesse aufzufassen habe.⁴³ Die Schwierigkeit dieses Ansatzes sieht Simons darin, dass eine solche Ersetzung, um tatsächlich erfolgreich durchgeführt werden zu können, der Entwicklung eines Vokabulars zur Beschreibung des Ersetzungsverfahrens bedarf. Dies aber, so dürfen wir Simons verstehen, ist nicht in Sicht.⁴⁴ Somit können wir bei der vorhin geschilderten These bleiben, dass die Ding-Sprache für unsere Alltagspraxis unverzichtbar, Endurer-Dinge als Grundelemente der alltäglichen Lebenswelt unersetzbar sind.

Dass Dinge, als Endurer verstanden, irreduzible und nicht-eliminierbare Grundelemente der alltäglichen Lebenswelt sind, kann durch semantische Überlegungen nachvollziehbar gemacht werden, die gerade in letzter Zeit auch in metaontologische Debatten eingegangen sind. In diesem Zusammenhang kann beispielhaft auf einschlägige Publikationen Eli Hirschs Bezug genommen werden. Hirsch geht, gut alltagsontologisch könnte man sagen, davon aus, dass die Alltagssprache, „plain English“⁴⁵ in seinem Fall, eine besondere Autorität in Sachen Weltauslegung beanspruchen kann. „Es gibt...“-Wendungen, in denen ja auch die Voraussetzungen bzgl. Existenz in der Alltagssprache sprachlich transportiert werden, kommt besonderes ontologisches Gewicht zu. Grundlegend für jene „ontologischen Verpflichtungen“, die wir mit solchen Wendungen in der Alltagssprache eingehen, sind nach Hirschs Überzeugung Endurer, das sind diachron identische Dinge, wie wir sie nach Husserl und Simons eingeführt haben. Metaontologisch gesprochen ist Ding-Existenz *die* paradigmatische Existenzweise. Den Kontext dieser These in der aktuellen metaontologischen Debatte können wir hier ebenso ausklammern,⁴⁶ wie die entsprechende Formalisierung von „Es gibt ...“-Wendungen in der Schreibweise der Prädikatenlogik, welche bei Hirsch in der Annahme eines speziellen Endurer-Quantors zum Ausdruck

⁴² Simons 1998, 239f.

⁴³ Auch die Beispiele stammen von Simons, ebd., 239.

⁴⁴ Ebd., 240.

⁴⁵ Hirsch 2002, 60.

⁴⁶ Siehe dazu Kanzian 2020, 2.13.

kommt. Hier geht es darum festzuhalten, dass die Endurer-Redeweise faktisch grundlegend ist für unser alltägliches Sprechen. Somit können wir Hirsch als weiteren Beleg dafür verwenden, dass unser Verstehen der alltäglichen Wirklichkeit von dreidimensionalen Endurer-Dingen geprägt ist.

Bemerkenswert ist, dass auch Hirsch jene Alternative, die Simons diskutiert, in Betracht zieht. Man kann durchaus so sprechen, *als ob* es zeitliche Kaffeetassen- oder Katzentteile gäbe.⁴⁷ Man kann sogar bestimmte theoretische Interessen geltend machen, die vierdimensionale Modellierungen unserer alltäglichen Dinge rechtfertigen, etwa einzelwissenschaftliche in der Physik. Diese Modellierungen kann man sogar in der Endurer-Sprache interpretieren. In Hirschs Diktion: Man kann in der Endurer-Sprache eine Semantik der Perdurer-Redeweise formulieren, in der Aussagen der Perdurer-Rede mit positiven Wahrheitswerten versehen werden.⁴⁸ Das aber ist eine mögliche semantische Variation unserer Alltagssprache, welche die faktische Priorisierung der Endurer-Rede nicht außer Kraft setzt.

Dinge sind grundlegende Partikularien

Dinge, so können wir das bisher Gesagte auf den Punkt bringen, sind raum-zeitliche Endurer. Was im Hinblick auf eine erste, für die Reflexion auf Alltagspraxis erforderliche Begriffsbestimmung noch fehlt, lässt sich mit „Individualität“ umschreiben und durch das Attribut „grundlegend“ ergänzen. Wenn man diese Charakteristika mit den bereits eingeführten zusammenbringt, ergibt sich eine Möglichkeit, unseren Ding-Begriff mit einem gängigen Fachbegriff in Zusammenhang zu bringen, der sowohl im Deutschen, als auch im Englischen gut etabliert ist. Es ist der Begriff „Partikulare“ bzw. (engl.) „particular“, der eben für raum-zeitlich verfasste Individuen steht.

Dinge sind nicht die einzigen Partikularien. Dazu gehören auch Vorkommnisse wie Zustände und Ereignisse, sowie Eigenschaften oder Modi. Von diesen wird in späteren Kapiteln ausführlich die Rede sein. Dinge aber sind die grundlegenden Partikularien. Auch hinsichtlich dieses Punktes bietet sich Peter Strawsons *Individuals* als Bezugspunkt an.

Wenn wir im Folgenden die in der letzten Abschnittsüberschrift genannte These erläutern, können wir bei den bislang noch nicht dargelegten Begriffsbestandteilen

⁴⁷ Zur Einführung von „als ob“ (engl.: as if)-Redeweise siehe v.a. Hirsch 2002, u.a. 55.

⁴⁸ Vgl. u.a. Hirsch 2009, 245.

von „Partikulare“ beginnen, um in der Folge auch den Status von Dingen als den *grundlegenden* Partikularien in den Blick zu bekommen.

Beim Ersteren geht es, wie eingangs angedeutet, im Kern um *Individualität*.⁴⁹ Dass Partikularien Individuen sind, setzt sie in Gegensatz zu allgemeinen oder universalen Entitäten. Ein Partikulare zu sein heißt demnach zunächst, kein Universale zu sein. Inhaltlich erläutern könnte man diesen Aspekt dadurch, dass Partikularien, im Unterschied zu Universalien, *einmalig* und *unwiederholbar* sind. Einmalig zu sein heißt, nicht zu ein und demselben Zeitpunkt an verschiedenen Stellen im Raum vorkommen zu können; unwiederholbar zu sein meint, nicht als dasselbe wiederholt vorkommen zu können. Das Dasein eines Individuums erschöpft sich in einem und nur in einem Vorkommnis. Universalien gehen, im Unterschied zu Partikularien, nicht in einer einzigen Realisierung auf. Ein Universale ist ein *unum in multis*. Es kann als dasselbe mehrmals, auch zur gleichen Zeit, vorkommen.

Anhand jedes beliebigen Vorkommnisses der Ding-Kategorie können wir dies erläutern. Um von den Biergarten-Beispielen der Einleitung wegzukommen, auch um die Anschaulichkeit zu erhöhen, können wir uns paradigmatisch einem lebendigen Exemplar unserer Kategorie widmen, einem Schaf. Es ist klar, dass Stephan, das Schaf, weder gleichzeitig an verschiedenen Plätzen seiner Weide vorkommen noch als derselbe vor diesem seinem Leben oder danach bestehen kann. Er ist einmalig und unwiederholbar. Das setzt ihn in Gegensatz zur universalen Schafheit, die – wenn man sie annehmen möchte – auf jeder Schafweide gleichzeitig an verschiedenen Positionen vorkommt, und auch in verschiedenen Vorkommnissen oder Instanziierungen wiederholt die Menschen erfreuen kann.

Sind demnach „Partikulare“ und „Nicht-Universale“ oder „Individuum“ extensionsgleich? Eine positive Antwort auf diese Frage impliziert die Festlegung darauf, dass alle Nicht-Universalien oder Individuen raum-zeitlich sind, wie das für Partikularien verlangt wird. Diese Festlegung aber ist problematisch. Dabei müssen wir uns noch gar nicht auf die bereits angesprochenen cartesianischen *res cogitantes* beziehen, die traditionell als unkörperliche, folglich zumindest nicht-räumliche Individuen gedeutet werden. Die Nicht-Raum-Zeitlichkeit oder *Abstraktheit* mancher Individuen ergibt sich schon aus manchen Kontexten in der Philosophie der Mathematik. Selbst Skeptiker bzgl. Universalien, wie z.B. Quine, lehnen es unter Verweis auf die Grundlagenforschung in der Mathematik keineswegs ab, Gebilde wie Mengen

⁴⁹ Hier übernehme ich Überlegungen aus Kanzian 2009, 31ff.

oder Klassen in der Ontologie anzunehmen.⁵⁰ Mengen oder Klassen wären aber paradigmatische Fälle von abstrakten Individuen, d.h. Entitäten, die weder Universalien (weil einmalig und unwiederholbar) noch Partikularien (weil nicht raum-zeitlich) sind. Dementsprechend erscheint es jedenfalls sinnvoll, den schon im Kontext von Husserl eingeführten Aspekt der Raum-Zeitlichkeit oder Konkretheit zur Bestimmung von Partikularien auch ausdrücklich mit zu berücksichtigen. So stellt man Partikularien in Gegensatz zu Universalien und zu allen abstrakten Individuen.

Ein weiterer terminologischer Bestandteil von „Partikulare“ ist eng mit „Individualität“ verbunden, ohne begrifflich darauf zurückgeführt werden zu können. Demnach können Partikularien *nicht* von etwas *ausgesagt* oder *prädiziert* werden. Natürlich kann man sagen, dass ein Ding ein Partikulare sei, um an unser neues Beispiel anzuknüpfen: „Stephan ist ein Partikulare“. Damit sagen wir aus, dass er ein Vorwissen einer Art bzw. einer Kategorie von Partikularien ist, nicht jedoch sagen wir ein Partikulare aus. Auch kann man behaupten: „Das gegenwärtige Leitschaf der Herde von Bauer Meier ist Stephan.“ Auch hier sagen wir nicht ein Partikulare aus. Wir sagen, genau genommen, gar nichts aus, da es sich im gegebenen Beispiel um keine Prädikation handelt, sondern vielmehr um eine Identitätsbehauptung, deren erster Term eine Kennzeichnung und deren zweiter ein Name ist. Auch können Ausdrücke für Partikularien Teil präzisierend gebrauchter Ausdrücke sein, wie „Stephan“ in: „Hubert ist der Konkurrent von Leitschaf Stephan“. Hier bilden wir ein komplexes Prädikat, durch das wir – realistisch gesprochen – eine komplexe Eigenschaft aussagen, nicht jedoch Stephan das Partikulare.

Partikularien, so sei zusammenfassend festgehalten, sind konkrete Individuen, die (somit) nicht ausgesagt werden können. „Konkret“ besagt nicht-abstrakt, d.h. durch räumliche und zeitliche Merkmale bestimmt zu sein. „Individuum“ besagt nicht-universal zu sein, d.h. einmalig und unwiederholbar vorzukommen.

Wir kommen somit zum zweiten Teil der in der letzten Überschrift angeführten These, dass nämlich innerhalb der Partikularien Dingen ein *grundlegender* Status zukommt. Der angekündigte Strawson-Bezug kann uns hier leiten.

Richtungsweisend, auch für unseren Kontext, ist zunächst das lapidare Bekenntnis Strawsons: „We think of the world as containing particular things [...]”⁵¹. Obwohl an dieser programmatischen Stelle der englische Begriff „thing“ noch nicht als technischer Terminus verwendet wird, der Dinge im hier gemeinten Sinn meint,

⁵⁰ U.a. Quine 1960, 123f.

⁵¹ Strawson 1959, 15.

kommt doch im Zitat „particular“ vor. Dies lässt die Interpretation zu, dass es zu den Selbstverständlichkeiten unseres alltäglichen Denkens über die Welt gehört, dass sie Partikularien enthält, die bei Strawson durchaus im Sinne raum-zeitlicher, nicht aus-sagbarer Individuen eingeführt werden.

Unter den Partikularien, und damit bekommen wir auch schon unser Erläuterungsziel in den Blick, nehmen nun jene Objekte, die Strawson auch „bodies“ oder „material bodies“ nennt, eine bevorzugte, sprich grundlegende Stellung ein. Diese bevorzugten Objekte aber können wir begrifflich gut mit unseren Dingen als raum-zeitlichen, individuellen Endurern verbinden. Bestätigung dafür finden wir in Strawsons Bemerkung, dass es sich bei den gemeinten Entitäten um „three-dimensional objects with some endurance through time“⁵² handelt; sowie darin, dass nach ihm gilt: „things which are, or possess, material bodies must be the basic particulars.“⁵³

Das letzte Zitat ist nicht nur bemerkenswert, weil es die hier anvisierte These explizit mitbehauptet. „Things“ wird hier nämlich in einem ontologisch technischen Sinn verwendet für dreidimensionale Objekte, also für Endurer, für Gegenstände, die durch die Zeit mit sich identisch sind. Bemerkenswert ist auch die Distinktion zwischen Dingen, die materielle Körper *sind*, und solchen, die einen materiellen Körper *besitzen*. Damit wird zum einen angedeutet, dass die Ding-Kategorie, wie wir schon bei Husserl gesehen haben, offensichtlich zu innerer Differenzierung einlädt; andererseits, dass die Materialität von Dingen, wie sie durch ihre Zeitlichkeit, v.a. aber durch ihre Räumlichkeit impliziert wird, nicht auf einen reinen Materialismus festlegt. Selbst wenn wir Dinge als raum-zeitliche Objekte auffassen, also als materielle Gegenstände, folgt daraus nicht, dass alle Dinge nichts anderes wären als reine „res extensae“.

Nach diesem kurzen Exkurs können wir wieder zu Strawsons These vom grundlegenden Status der Dinge innerhalb der Partikularien zurückkehren, und auch seine Begründung für diese Priorisierung ins Auge fassen. Diese besteht in der markanten Funktion der Dinge bei der *Identifikation*, auch von nicht-dinglichen Partikularien. Wir können davon ausgehen, dass für Strawson die Identifikation aller partikularen Entitäten darin besteht, sie im Rahmen eines einheitlichen Raum-Zeit-Systems eindeutig zu lokalisieren: „[...] particular-identification rests ultimately on the possibility of locating [...] in a single unified spatio-temporal system.“⁵⁴ Entscheidend ist

⁵² Ebd., 39.

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Ebd., 38.

nun, dass für Strawson die Konstitution eines solchen Systems oder Rahmens Endurer-Dinge mit den angegebenen Eigenarten voraussetzt. Nur diachron identische Dinge besitzen jene „Stabilität“ (engl.: stability) und jenes „Fortbestehen“ (engl.: endurance), welche die Konstitution eines einheitlichen raum-zeitlichen Rahmens erfordert.⁵⁵ Somit hängt die Identifikation sämtlicher partikularer Entitäten, etwa auch von partikularen Eigenschaften und Ereignissen, ab von Dingen, verstanden als Endurer.⁵⁶ Auch hier kann unser Stephan als Beispiel dienen. Sowohl seine Größe, verstanden als Eigenschaft, als auch sein friedliches Grasen auf der Weide, das wir als Ereignis klassifizieren dürfen, können nicht identifiziert werden, ohne auf irgendwelche Dinge, am besten auf Stephan selbst, Bezug zu nehmen. V.a. die Fragen, wo im Raum sich Stephans Größe und wo sich seine Tätigkeiten befinden, sind nicht ohne Bezug auf Dinge zu beantworten, die allein maßgeblich sind für räumliche Verhältnisse.

Für Strawson sind Endurer-Dinge, verstanden als Konstituenten des Raum-Zeit-Systems, auch konstitutiv für die Zeitlichkeit aller Partikularien. Die Diskussion dieser Annahme können wir an dieser Stelle ausklammern. Hier geht es um den Charakter von Dingen als grundlegenden Partikularien als Explikation der These, dass sie die zentralen Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis sind. Und darin können wir uns jedenfalls auf Strawson berufen.

Wir kommen damit zu einem ersten Ding-Begriff, dessen Alltagsontologie-Tauglichkeit wir prima facie annehmen und näher erläutern können – was im Folgenden geschehen soll: Dinge sind individuelle, somit nicht aussagbare, raum-zeitliche Entitäten, also Partikularien, die als Endurer im Bereich der Partikularien eine grundlegende Stellung einnehmen.

Dinge im Alltagsontologie-Test

Ontologie wurde hier allgemein als Reflexion auf Existenzvoraussetzungen von Praxis eingeführt. Alltagsontologie beruht auf der Annahme, dass den Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis der Vorrang zu geben ist gegenüber denjenigen spezieller, etwa einzelwissenschaftlicher Praxis – wobei sich die adäquate Interpretation dieser Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis an den drei gegebenen Kriterien

⁵⁵ Ebd., 39.

⁵⁶ Bei Strawson ist es im Abschnitt über die „basic particulars“ vor allem die Ereignis-Identifikation, die er ausführlich und differenzierend darlegt, um seine These von Dingen als grundlegenden Partikularien zu stützen; vgl. ebd., 46-56.

Intuitivität, Entsprechung zu den Grundstrukturen alltäglichen Sprechens und Varianz im Sinne von Entwickel- und Revidierbarkeit zu orientieren hat. Aus dem Dialog mit Husserl, Simons, Hirsch und Strawson ergibt sich, dass Dinge, wie eben ontologisch charakterisiert, zu den Grundelementen der alltäglichen Lebenswelt gehören, ohne welche auch unsere Praxis in dieser Lebenswelt nicht (nach)vollziehbar ist. Im Folgenden wollen wir den letzten Gesichtspunkt, Dinge als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis, noch durch zusätzliche Überlegungen explizieren. Danach soll die Tauglichkeit der Annahme von Dingen in einer sich an Strawson orientierenden Alltagsontologie durch eine Untersuchung gemäß den drei genannten Kriterien erwiesen werden.

Dass individuelle, raum-zeitliche, diachron identische Entitäten zu den Existenzvoraussetzungen unserer alltäglichen Praxis gehören, lässt sich, zusätzlich zu den bereits angeführten Gesichtspunkten, auch ganz grundsätzlich durch die Ungangbarkeit des Gegenteils zeigen: Unsere alltägliche Praxis, so wie sie ist, wäre ohne die Annahme von Endurer-Dingen schlicht nicht vorstellbar. Das beginnt beim Subjekt jeder Praxis, dem Handelnden selbst. Ich kann nicht handeln, ohne mich als *Individuum*, nicht als Universale; als *raum-zeitliches* Wesen, nicht als Abstraktum; v.a. aber als *diachron identisch* zu verstehen. Wir können m.a.W. nicht handeln, ohne dabei vorauszusetzen, dass wir als partikulare Endurer existieren.⁵⁷ Um ein naheliegendes Missverständnis auszuräumen: Damit wird nicht behauptet, dass man Handeln nicht auch ohne Bezug auf Endurer theoretisch rekonstruieren könnte, im Sinne revisionärer Ontologie. Es wird lediglich behauptet, dass dies dann mit jenen Voraussetzungen bzgl. der Existenz eines Handlungssubjekts, die wir im Alltag machen, nichts mehr zu tun hat – was wohl auch jede:r revisionäre Ontolog:in zugestehen würde.

Die Voraussetzung von Endurer-Dingen betrifft nicht nur die Subjekte alltäglicher Praxis, sondern auch deren Bezugsobjekte. Unser soziales Leben, auf verschiedenen Ebenen, ist ohne die Voraussetzung von Vorkommnissen der Ding-Kategorie, wie hier eingeführt, nicht intelligibel. Wie soll ich, um ein besonders augenscheinliches Beispiel aufzugreifen, jemanden heiraten, ohne vorauszusetzen, dass sie ein Individuum ist, räumlich und zeitlich existiert, und zwar so, dass sie durch die Zeit nicht irgendwie, sondern in einem strikten Sinn dieselbe bleibt. Ohne bereit zu sein, diese Existenzvoraussetzung anzuerkennen, wird wohl in keiner Rechtskultur eine Ehe gültig geschlossen werden können. Diese rigide Voraussetzung bzgl. partikular

⁵⁷ Im Kontext einer Handlungstheorie ausgefaltet finden wir diese Annahme in Runggaldier 1996, 186-196.

und strikt diachron identisch Existierendem betrifft auch weniger stabile soziale Beziehungen; je normierter diese sind, umso deutlicher wird das. Wie könnte etwa das Vereinsleben bestehen, wenn die Beteiligten nicht annehmen würden, dass jene Personen, die sich als Funktionäre zur Verfügung stellen, als dieselben Individuen in Raum und Zeit existieren, zumindest über die jeweilige Funktionsperiode hinweg? Hier mag wieder ein Hinweis auf die Absurdität jeden Versuches, das Gegenteil anzunehmen, hilfreich sein: Wie würden wir mit Vereinsobleuten, gar mit Kassier:innen umgehen, die sich ihrer Pflichten entziehen, mit dem Hinweis, dass sie ja genau genommen nicht mehr dieselben sind wie jene, die dereinst diese Pflichten akzeptiert haben? Auch der sozial und rechtlich normierte Umgang mit nicht personalen Vorkommnissen unserer Kategorie ist wesentlich, sprich unverzichtbar davon geprägt, dass es sich dabei in einem strikten, nicht nur beiläufigen Sinn um dieselben handelt. Jeder Kaufvertrag wäre sinnlos, wenn das erworbene Ding nicht als Endurer aufgefasst würde. Damit können wir an die Vorgängerbeispiele von Bier, Bierkrug und Stephan, dem Leitschaf, anknüpfen. Dass sich auch Individualität und raum-zeitliche Verfasstheit als unverzichtbare Charakteristika der tierischen bzw. artifiziell-dinghaften Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis erweisen lassen, dürfte aufgrund der Klarheit der Sachlage keiner weiteren Ausführungen bedürfen.

Kurzum: Dinge, verstanden als durch die Zeit identische Partikularien, gehören zu den stabilen Voraussetzungen bzgl. Existierendem, die wir in unserer alltäglichen Praxis machen.

Wir können nun auch jene Merkmale der Dinge als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis ins Auge fassen, die sich aus den „unmittelbaren“ Charakteristika ableiten lassen. Das ist zunächst die für Partikularien anzunehmende *Nicht-Aussagbarkeit*. Die Voraussetzung der Existenz von nicht-aussagbaren Dingen betrifft nicht jede alltägliche Praxis. Sie betrifft jedoch eine spezielle, nämlich die alltägliche Sprechpraxis, insofern aussagend oder prädikativ gebrauchte Ausdrücke eine wesentliche Rolle darin spielen. Um deren Funktionieren zu gewährleisten, muss man die Existenz von Referenten annehmen, die selbst nicht ausgesagt werden können. Dinge sind wohl nicht die einzigen Kandidaten, allerdings die plausibelsten. Das liegt an ihrer unbezweifelbaren Individualität, aus der sich Nicht-Aussagbarkeit ja ergibt.

Schließlich lässt sich auch der *grundlegende* Charakter dinglicher Partikularien gegenüber nicht-dinglichen auf der Ebene der Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis darlegen. Dabei ist allerdings ein Vorgriff erforderlich auf Theoriestücke, die erst in späteren Kapiteln abgehandelt werden, nämlich bzgl. nicht-dinglicher Partiku-

larien wie Ereignisse bzw. Eigenschaften. Das macht diese Ausführungen notwendigerweise provisorisch. Nehmen wir aber an, auch Ereignisse und Eigenschaften gehörten zu den Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis. Dann kann man den grundlegenden Status der Dinge unter den Partikularien so verstehen, dass ohne Bezug auf Dinge, verstanden als diachron identische Endurer, die Annahme von Ereignissen und Eigenschaften eben als solchen Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis nicht möglich wäre. Es ist unmöglich, im Alltag mit Eigenschaften umzugehen, wie dieser Größe, jener Masse, dieser Farbe; bzw. mit Ereignissen, wie dieser Ortsbewegung, jener qualitativen Änderung, dieser quantitativen Zu- oder Abnahme, ohne es mit einem Vorkommnis aus der Ding-Kategorie, wie eingeführt, zu tun zu haben. Alltäglicher Umgang mit Eigenschaften und Ereignissen setzt m.a.W. auf Dinge bezogene Praxis voraus.

Bevor wir mit unserem eigentlichen „Alltagsontologie-Check“ beginnen, vielleicht noch ein kurzer Hinweis auf wenigstens zwei der naheliegenden Einwände gegen die hier vorgebrachten Überlegungen bzgl. Dingen als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis. Der erste könnte darin bestehen, dass wir in unserem Alltag nicht nur mit dinglichen Objekten umgehen, wie mit uns selbst, Mitmenschen, Tieren und materiellen Gegenständen. Wir handeln auch mit Objekten anderer Kategorien. Um nicht wieder Eigenschaften und Ereignisse anzuführen, können wir auf Abstrakta verweisen. Von Kindesbeinen an operieren wir mit Zahlen. Im Philosophiestudium beziehen wir Stellung zu Platons Ideen. Wenn wir dualistisch genug gesinnt sind, begegnen wir zwischenmenschlich auch cartesianischen *res cogitantes* – allesamt keine Endurer-Partikularien. Es wäre zu billig, uns auf die vermeintliche Nicht-Existenz all dieser mutmaßlichen Handlungsobjekte zurückzuziehen. Es ist viel erfolgversprechender, Endurer-Partikularien so als Objekte alltäglicher Praxis einzuführen, dass sie jedenfalls notwendig sind, um diese Praxis zu verstehen; selbst dann, wenn sie nicht die ausschließlichen Handlungsobjekte wären. Kein/e Rechner:in, kein/e Idealist:in, nicht einmal der/die überzeugteste Dualist:in könnte im Alltag handeln, ohne es *auch* mit Endurer-Partikularien zu tun zu haben.

Analog könnte man auf den Hinweis reagieren, dass es womöglich doch Ereignisse gibt, etwa das Werden und Vergehen von Dingen, oder manche institutionelle Abläufe wie Steuererhöhungen, die es fraglich erscheinen lassen, mit welchen Endurer-Dingen wir es faktisch zu tun haben, wenn wir mit ihnen umgehen. Was ist überhaupt der „Träger“ des Werdens, was der von Steuererhöhungen? Selbst wenn wir zugestehen, dass das für jede Ontologie mit Ereignissen in der Tat einige Probleme

aufwirft, können wir uns an dieser Stelle darauf zurückziehen, dass auch die fraglichen Geschehnisse die Existenz (irgendwelcher) diachron identischer Partikularien, als Voraussetzung des alltäglichen Umgangs mit ihnen, miteinschließt. Beim Entstehen von Dingen geht es jedenfalls um Dinge, auch wenn der Träger des Entstehens zunächst fraglich bleibt. Steuererhöhungen betreffen uns nur, wenn wir institutionelle Artefakte, z.B. Geld, annehmen, deren Existenz auch im digitalen Zeitalter irgendwann auf partikuläre Endurer der Ding-Kategorie angewiesen ist. Und allein darauf kommt es an dieser Stelle an.

Wie aber steht es nun mit Intuitivität, Entsprechung zu Grundstrukturen alltäglichen Sprechens und Revidierbarkeit? Wenn wir beim eingeführten Begriff von Intuitionen bleiben als spontanen, vorwissenschaftlichen Einstellungen zu propositionalen Gehalten, zu denen man sich entweder zustimmend oder ablehnend verhält, ist wenig Raum für Zweifel, dass die Annahme von Endurer-Partikularien intuitiv gut gesichert ist, um es vorsichtig zu sagen. Wir fassen uns selbst, unsere Mitmenschen, sicherlich auch materielle Gebrauchsgegenstände spontan als raum-zeitliche Individuen auf, von denen wir – vor jeder methodischen Reflexion – geneigt sind, sie als in einem strikten Sinn dieselben zu erachten. Der notorische Zweifler, natürlich auch die Zweiflerin, möge im Gedankenexperiment versuchen, das Gegenteil anzunehmen: Man selbst, seine bzw. ihre Mitmenschen seien Perdurer oder Personen-Prozesse; ihr bzw. sein Auto in der Garage bestenfalls eine Nachfolgephase dessen, was man vor einiger Zeit käuflich erworben hat. Welche Motive auch immer dazu bewegen mögen, dies anzunehmen, intuitive Nachvollziehbarkeit ist es nicht.

Die intuitive Nachvollziehbarkeit von Dingen als Endurer-Partikularien bezieht sich unmittelbar auf deren grundlegende ontologische Merkmale wie Räumlichkeit, Zeitlichkeit, Individualität, v.a. diachrone Selbstigkeit. Auch hier könnte man weitere Merkmale wie Nicht-Aussagbarkeit und den Status von Dingen als den grundlegenden Partikularien aus diesen basalen ableiten. Gelingt das, wie in einschlägigen Passagen der Einleitung dargelegt, können auch die weiteren Merkmale als Erfüller des ersten Alltagsontologie-Kriteriums angenommen werden.

Bei der Nicht-Aussagbarkeit könnte man zudem darauf verweisen, dass sie im Hinblick auf das zweite Kriterium auch unmittelbar überprüfbar ist. Und zwar unter der Rücksicht, dass Dinge als nicht-aussagbare Individuen im Rahmen einer plausiblen Interpretation eines Grundzuges alltäglichen Sprechens angenommen werden können. Gemeint ist natürlich die Subjekt-Prädikat-Struktur. Hier kann noch einmal Peter Simons hilfreich zur Seite springen, wenn er es als ein Charakteristikum von

Endurer-Dingen annimmt, dass diese letzte, sprich nicht an anderer grammatikalischer Stelle verwendbare Subjekte sind.⁵⁸

Vielleicht noch deutlicher wird die Entsprechung der Annahme von Dingen als partikularen Endurern zu Grundstrukturen alltäglichen Sprechens, wenn wir deren Kompetenz bei der Interpretation des identifizierenden Apparats unserer Alltagssprache ins Auge fassen. Dieser Apparat ist nämlich gekennzeichnet durch die Abhängigkeit bestimmter sprachlicher Identifikationsmittel von anderen. Wenn nun nicht-dingliche Partikularien, wie bei Strawson gesehen, in ihrer Identifizierbarkeit von dinglichen Partikularien abhängen, stellt es eine veritable Entsprechung zu diesem Grundzug alltäglichen Sprechens dar. Das macht auch die These von Endurer-Dingen als den *grundlegenden* Partikularien zu einer dezidiert alltagsontologischen.

Bleibt noch das Kriterium der Revidierbarkeit. Wie bereits angedeutet, ist damit nicht gemeint, dass wir die prominente Stellung unserer Dinge als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis unter relativistischen Vorbehalt stellen. Das Revidierbarkeits-Kriterium ist in engem Zusammenhang mit den beiden anderen Kriterien zu verstehen. Und so besagt es, dass es einer Alltagsontologie entgegensteht, einen Dogmatismus bzw. eine Immunisierung gegen die Möglichkeit des Wandels von Intuitionen zu vertreten. Gerade wenn man zugesteht, dass ein Wandel von Intuitionen, auch von ontologisch relevanten, einhergeht mit Entwicklungen unserer natürlichen Sprachen. Wir können theoretisch nicht ausschließen, dass es natürliche Sprachen gibt, in zeitlicher oder kultureller Distanz, die mit der unsrigen auch in ihren Grundzügen nicht vergleichbar sind. Zur Folge hätte das wohl auch eine alltägliche Praxis, deren Existenzvoraussetzungen von denen der unsrigen abweicht. Das Kriterium der Revidierbarkeit meint somit, dass man mit der Möglichkeit eines solchen Wandels weder Ontologie als Reflexion auf Existenzvoraussetzungen menschlicher Praxis, noch Alltagsontologie als Bekenntnis zur Priorisierung alltäglicher Praxis aufgeben muss, ja sogar darf. Letztlich meint es die theoretische Offenheit für Lebenswelten mit ontologischen Grundstrukturen, die von denen der unsrigen abweichen.

Wir kommen damit zum Ergebnis, dass unser erster Ding-Begriff alltagsontologietauglich ist. Individuelle, somit nicht aussagbare, raum-zeitliche Entitäten, die als Endurer im Bereich der Partikularien eine prioritäre Stellung einnehmen, gehören zu

⁵⁸ Simons 1998, section 1: 1.2 Ultimate Subjects. Das schließt zunächst Perdurant-Partikularien als nicht-aussagbare, sprich letzte Subjekte nicht aus. Es besagt hier nur, dass die Annahme von Endurant-Partikularien jedenfalls als Teil einer plausiblen ontologischen Interpretation der Subjekt-Prädikat-Struktur gelten kann.

den Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis. Ist alltägliche Praxis bzgl. Existenzvoraussetzungen grundlegend auch für spezielle Praktiken, sind unsere Dinge somit auch rahmengebend für ein theoretisches Verstehen der Existenzvoraussetzungen dieser speziellen Praktiken, einzelwissenschaftliche Praktiken eingeschlossen.

2.12 Dinge als komplexe Einheiten

In einem nächsten Schritt wollen wir die Analyse von Dingen als Endurer-Partikularien weiterführen bzw. vertiefen. Dies wird in der Klärung der Frage nach ihrer spezifischen *Einheit* geschehen, mit Augenmerk auf eine Explikation der Ding-Identität, welche ja als ein zentrales Charakteristikum der Dinge vorgestellt wurde. Dabei werden wir uns allgemein nach Einheit bzw. Weisen, Einheit zu sein, umsehen, um unter den aufgewiesenen Möglichkeiten die Ding-Einheit zu eruieren. Wie in der Überschrift zum Ausdruck gebracht, wird eine bestimmte *Komplexität* für die dingliche Einheit maßgeblich sein. Diese Komplexität hat nicht nur eine strukturelle Seite. Es wird auch der Frage nachzugehen sein, worin bzw. auf welchen Bauteilen die dingliche Komplexität beruht. Um auch dies vorwegzunehmen: *Material* und *Form* sollen als diese Strukturelemente vorgestellt werden. Um den Zusammenhang zwischen Einheit und Identität ins Auge zu bekommen, wird die Form als Strukturelement komplexer dinglicher Einheit nicht nur als Prinzip dieser Einheit, sondern auch der Identität von Dingen dargelegt. Diese These wird im Kontext der sortalen Dependenz der Identität von Dingen ausgeführt.

Weisen, Einheit zu sein

Nach diesem Aufriss des Erläuterungsziels dieses Abschnitts gehen wir zurück an den Start und fragen uns, welche Weisen, Einheit zu sein, man überhaupt annehmen kann. Dabei wird der Blick auf die aktuelle Ontologie gerichtet sein, allerdings vor dem Hintergrund durchaus hilfreicher klassischer Distinktionen.

Eine erste und grundlegende Unterscheidung bzgl. Weisen, Einheit zu sein, ist die zwischen *einfacher* und *komplexer Einheit*. In der scholastischen Philosophie wird diese Distinktion als jene zwischen *unum simplex* und *unum compositum*, zwischen einfacher Einheit und der Einheit eines *Kompositums*, dargelegt;⁵⁹ wobei unum

⁵⁹ Hier orientiere ich mich an Josef Donat SJ, einem Innsbrucker Philosophen, der einschlägige Distinktionen in seiner *Ontologia*, hier Donat ⁸1935 bzw. ¹⁰1953, dargestellt hat. Die besagte Distinktion findet sich in Donat ⁸1935, 84. Ebd., 85f, wird sie rückgebunden an die Metaphysik des Aristoteles.

simplex dadurch charakterisiert ist, dass es den Aufbau aus Teilen (wie auch immer verstanden) ausschließt, und somit ungeteilt und auch unteilbar ist: „Simplex est, quod ex partibus non constat, proinde indivisum et indivisibile est [...]“.⁶⁰ Das scholastische Beispiel für eine solche einfache Einheit, die menschliche Seele⁶¹, wird umso leichter nachvollziehbar, je näher wir es an die Einheit von Descartes’ *res cogitantes*⁶², noch besser an Leibniz’ Monaden⁶³ heranführen. *Res cogitantes* und Monaden sind nämlich genau durch die hier gemeinte Einfachheit charakterisiert, um sie im cartesianischen Kontext von der teilbaren *res extensa*⁶⁴ und bei Leibniz von zusammengesetzten Einheiten oder Aggregaten⁶⁵ abzugrenzen. Leserinnen und Lesern, die dualistischen Spekulationen reserviert gegenüberstehen, können wir auch weniger verdächtige Kandidaten von Entitäten mit einfacher Einheit vorstellen. Da sind zunächst jene „simples“, die als metaphysische Atome in der aktuellen Ontologie Hochkonjunktur haben. So gehören „metaphysical simples“ oder „mereological atoms“ zum Grundinventar u.a. von Peter van Inwagens Ontologie in *Material Beings*.⁶⁶ Solche Atome sind es, die nach van Inwagen jedes materielle Ding aufbauen. Die Atome oder simples selbst – und das ist für unseren Kontext entscheidend – sind dadurch definiert, keine echten Teile (engl.: proper parts), das sind Teile, die nicht identisch mit ihnen selbst sind, zu haben. Simples sind gerade keine Komposita. Wären sie „divisum“ oder „divisibile“, wären sie keine simples. Ihre Einheit ist deshalb einfach im hier eingeführten Sinn. Eine besondere Ausprägung atomistischer Ontologien ist die bereits angesprochene Tropen-Ontologie. Tropen sind partikuläre Eigenschaften, die im Bündel die Dinge unserer Alltagswelt konstituieren. Die Grundidee der Tropen-Ontologie besteht ebenfalls darin, dass Tropen einfache Entitäten sind: „Each of them [tropes] has a simple nature. [...] So a basic trope [...] is not a union of distinct elements [...]“.⁶⁷ Die Einheit einer Trope ist paradigmatisch die eines *unum simplex*.

Die Einheit unserer Alltagsdinge ist nun nicht im Sinne des *unum simplex* aufzufassen. Das Grundmerkmal der einfachen Einheit, das wir sowohl in der Scholastik als auch in der aktuellen Ontologie finden, nämlich keine (echten) Teile zu haben,

⁶⁰ Donat ⁸1935, 84.

⁶¹ Ebd.

⁶² Descartes, 6. Meditation, verwendete Ausgabe (hier: Descartes 1986), 205.

⁶³ Leibniz, *Monadologie*, § 1, verwendete Ausgabe (hier: Leibniz 1982), 13.

⁶⁴ Descartes 1986, 205: „corpus [sive res extensa] ex natura sit semper divisibile“.

⁶⁵ Leibniz 1982, 13.

⁶⁶ Hier van Inwagen 1990. Die Einführung von metaphysical simples erfolgt ebd., 5.

⁶⁷ Campbell 1990, 20.

spricht nicht aus verschiedenen Komponenten zu bestehen, spricht nicht geteilt oder teilbar zu sein, trifft auf Dinge, wie hier eingeführt, schlicht nicht zu. Wenn wir die Unterscheidung zwischen *unum simplex* und *unum compositum* als exhaustive verstehen, und somit ein Drittes ausschließen, folgt daraus, dass Dinge, die Grundelemente unserer alltäglichen Lebenswelt, Komposita sind, ihre Einheit komplex im Sinne eines *unum compositum* ist.

Um die dingliche Einheit noch genauer zu fassen, können wir uns einer weiteren scholastischen Distinktion bedienen. Alle Komposita sind, im Gegensatz zum Einfachen, durch die Zusammensetzung oder Komposition (lat.: *compositio*) aus Teilen bestimmt. Innerhalb der Komposita können wir nun unterscheiden zwischen Einheiten, die als „*unum per se*“ und solchen, die als „*unum per accidens*“ aufzufassen sind.⁶⁸ Während bei Letzteren eine Priorität auf der Vielheit von Teilen liegt, ist es bei den Ersteren der Fall, dass der Einheit gegenüber dieser Vielheit der Vorrang zu geben ist. Bei Letzteren liegt eine Mehrzahl von Entitäten vor, die unter einer bestimmten Rücksicht oder nachträglich oder „von außen her“ zu einer Einheit zusammengefügt sind; während bei Ersterem in einem ontologischen Sinn numerisch lediglich *eine* Entität vorliegt. Komplexe Einheit *per se* impliziert sozusagen, ebenso wie einfache Einheit, Identität. Josef Donat führt zur Erläuterung Beispiele an: Als akzidentelle Einheiten gelten etwa Blumensträube, Schafherden oder Menschenansammlungen.⁶⁹ An allen dreien ist offenbar eine Vielzahl von Entitäten beteiligt. Dass sie zu einer Einheit gehören, ist ihnen äußerlich. Donats Beispiele für komplexe Einheiten *per se* oder *an sich* könnten aus Husserls Auflistung von Dingen als den Grundelementen der Lebenswelt entnommen sein:⁷⁰ Es sind Menschen, Tiere und Pflanzen, für die zweifelsfrei einsichtig ist, dass sie Teile haben und aus diesen auf bestimmte Weise zusammengesetzt sind; dennoch aber – zeit ihrer Existenz als Entitäten – als ein und dieselben ungeteilt persistieren. Stephan ist, solange er als Organismus lebt, *ein* Schaf, auch wenn er aus seinen biologischen Komponenten besteht.

Damit ergibt sich auch schon eine nähere Bestimmung dinglicher Einheit: Dinge sind komplexe Einheiten an sich.

Einen letzten Analyseschritt können wir unternehmen, wenn wir unter den komplexen Einheiten an sich noch solche unterscheiden, die aus *gleichartigen* und solchen, die aus *verschiedenartigen* Komponenten bestehen. Bei den Ersteren kommt jedem Strukturelement dieselbe Funktion für den Aufbau des Kompositums zu, bei

⁶⁸ Donat ⁸1935, 85, bzw. ¹⁰1953, 62.

⁶⁹ Donat ¹⁰1953, 62.

⁷⁰ Husserl 1954, 141.

Letzteren können wir dafür bei den Komponenten unterschiedliche Funktionen ausmachen. Für Erstere kann man auf das aristotelische Beispiel einer Silbe verweisen.⁷¹ Silben sind zusammengesetzt, und zwar aus Buchstaben, aber so, dass „das Ganze eines ist“⁷², was eine Auslegung als *unum compositum per se* nahelegt. Entscheidend für diesen Kontext ist, dass es sich bei Buchstaben, wenn sie auch verschieden sind, so doch um gleichartige Komponenten handelt. Jedenfalls haben sie keine unterscheidbaren Funktionen im Hinblick auf den Aufbau ganzer Silben. Auch für die Alternative, die Zusammensetzung aus verschiedenartigen Komponenten, lassen sich Bezüge in der aristotelischen *Metaphysik* finden. Hier ist es eine eherne Kugel.⁷³ Zunächst ist klar, dass es sich auch bei der Kugel um eine komplexe Einheit *per se* handelt. Die nunmehr relevante Eigenart ihrer Komponenten lässt sich aufweisen, wenn man dem Entstehen, oder besser der Produktion der Kugel nachgeht. Da ist zunächst etwas „an dem das wird, was der Werktätige hervorbringt“⁷⁴. Gemeint ist hier das Erz, mit dem der Kugelbauer bzw. die Kugelbauerin arbeitet. Dann aber braucht es noch etwas *anderes*, „das, was an jenem ist“⁷⁵. Zum Werden der Kugel braucht es noch ein weiteres Strukturelement, das vom Erz unterscheidbar ist. Schon deshalb, weil es in einer, hier nicht zu erörternden Weise „an“ oder „im“ Kugelbauer bzw. an/in der Kugelbauerin ist: ein Kugelplan, um zunächst für das Gemeinte einen nicht ontologisch technischen Ausdruck zu verwenden. Erst die Zusammenfügung der beiden *verschiedenenartigen* Komponenten lassen die komplexe Einheit der Kugel entstehen und machen in ihrem Zusammenbestehen das eine Kompositum der Kugel – zeit seiner Persistenz – aus.

Auch hier lässt die Wahl der Beispiele die Frage, auf welcher Seite unsere alltäglichen Endurer-Dinge, sowohl die unbelebten als auch die belebten, einzuordnen sind, als rein rhetorische erscheinen. Freilich muss für die Ersteren, die Organismen, das aristotelische Kugel-Beispiel modifiziert werden; sowohl im Hinblick darauf, was als „Plan“ eines Organismus aufzufassen ist, also auch darauf, wie ein solches Analogon im nicht-artifiziellen Bereich an seinem Entstehen beteiligt ist. Der springende Punkt ist aber, dass sämtliche Dinge komplexe Einheiten *per se* sind, deren eingehendere Analyse eine Verschiedenartigkeit von Komponenten, nennen wir sie vorläufig „Stoff“ und „Plan“, ergibt.

⁷¹ Aristoteles, *Metaphysik*, Z, 1014b, verwendete Ausgabe (hier Aristoteles 1991), 77.

⁷² Ebd.

⁷³ Aristoteles 1991, 33: Z, 1033b.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Ebd.

Mit diesem ersten Ergebnis, das wir im Dialog diesmal mit der klassischen oder scholastischen Metaphysik herausgearbeitet haben, können wir uns zunächst einer genaueren Bestimmung der anfänglich aufgewiesenen Komponenten der komplexen dinglichen Einheit per se zuwenden.

Material und Form als die Komponenten dinglicher Einheit

Um für die besagten Ding-Komponenten von einer nicht-technischen zu einer ontologisch technischen Bezeichnung zu kommen, mag – wie schon zu erwarten war – weiter der Bezug zur aristotelischen Metaphysik helfen. Wir können hier bei der bereits angesprochenen Feststellung beginnen, dass Dinge zweifelsohne aus irgendetwas bestehen. Aristoteles scheint sich dabei weniger an den immer wieder angeführten Beispielen metallhafter Herkunft von (artifiziellen) Dingen zu orientieren, sondern an einem anderen Rohstoff, dessen Begriff, Hyle, etymologisch ursprünglich für unbearbeitetes Holz steht; alsbald aber als allgemeine Stoff-Bezeichnung zu „*Material*“ im Sinne eines ontologischen Begriffs wird. Ohne hier den Anspruch zu erheben, alle Aspekte des aristotelischen Hyle-Begriffs aufzugreifen und in eine Ding-Ontologie zu integrieren, können wir diesen allgemeinen Stoff- oder Materialaspekt für das eine Strukturelement der komplexen dinglichen Einheit verwenden.⁷⁶

Dinge bestehen jedenfalls *aus etwas*. Dieses etwas, das Material, woraus Dinge bestehen, aber ist *materiell*.⁷⁷ Diese terminologische Distinktion zwischen „Material“ bzw. adjektivisch „material“ und „Materie“ bzw. „materiell“ sei explizit hervorgehoben. Ersteres steht für die ontologische *Funktion* eines Komponenten der dinglichen Einheit, und zwar im Hinblick auf die Komposition des Dinges. Der Gegensatz von „material“ ist noch einzuführen, wird aber den bereits angesprochenen „Plan“-Aspekt betreffen. „Materiell“ hingegen steht für *körperlich*, im Gegensatz zu unkörperlich. Dass alle Dinge ein *materielles Material* besitzen, heißt allerdings nicht, dass alle Dinge *rein* materiell sind. Auch schließt es nicht aus, dass es Entitäten geben könnte mit nicht-materiellem Material. Aus dem Gesagten folgt nur, dass Entitäten mit nicht-

⁷⁶ Vgl. Hübner 2005, 271-275. Dort finden wir sowohl den Verweis auf den genannten etymologischen Ursprung (271), als auch die Bedeutungsänderung von Hyle zu einem ontologisch-technischen Begriff. Die genuin aristotelischen Konnotationen von „Hyle“ als „Träger“ von substantieller Veränderung, also des Werdens und Vergehens von Dingen (271f), bzw. als dynamis, reinem Möglichkeitsprinzip (272f), sowie als Bedingung oder Prinzip für Einheit (273), können hier zunächst ebenso ausgeklammert werden, wie die Frage nach einer „ersten Materie“ im Sinne der *materia prima* (274).

⁷⁷ Hier orientiere ich mich an Kanzian 2009, 45ff.

materiellem Material keine Dinge, wie eingeführt, sind. Komposita mit nicht-materiellem Material sind, so es sie gibt, nicht-dingliche Individuen. Dass Dinge ein *materielles* Material aufweisen, ist insbesondere für ihre *Räumlichkeit* maßgeblich. Der Tisch besteht aus Holz. Lebewesen bestehen aus organischen Bausteinen. Aufgrund der Position dieses Holzes bzw. dieser organischen Bausteine kann man dem Tisch bzw. dem Lebewesen diese räumlichen Eigenschaften zusprechen. Dies soll an dieser Stelle festgehalten werden. An gegebener Stelle (2.24) wird das Konstitutionsverhältnis zwischen dem Material-Aspekt von Dingen und dem Raum ausführlicher beleuchtet. Es wird sich jedenfalls auf die bereits erwähnte Eigenart von Endurer-Dingen als dreidimensionalen Entitäten beziehen.

Was aber Dinge weiterhin ausmacht, ist, dass ihr Material in bestimmter, von ihrer Art abhängigen Weise strukturiert ist. Beim ersten aristotelischen Beispiel von der ehernen Kugel geht diese Struktur zurück auf jenen Plan, den der Kugelbauer oder die Kugelbauerin in das Rohmaterial bringt, um das artifizielle Objekt zu produzieren. Unter einem weiteren Kompositionselement komplexer dinglicher Einheit kann in diesem Sinne allgemein die Weise, wie die materialen Bestandteile eines Dinges zusammengesetzt sind, gemeint sein. Es ist die aristotelische Morphe, die wir als terminus technicus im Deutschen auch *Form* nennen können. Beim Tisch ist das Holz, aus dem er besteht, als Zusammenfügung von (meistens vier) Beinen und einer Fläche geformt. Ohne diese Form können wir von keinem Tisch sprechen. Bei Lebewesen ist das vom Prinzip her nicht anders, aber durchaus komplizierter. Auch hier liegen materiale Bausteine vor und eine Form, wie sie zueinander stehen bzw. wirken bzw. sich entwickeln. Es ist naheliegend, dass die Form organischer Vorkommnisse der Ding-Welt mit Lebensfunktionen, kurz mit Leben, identifiziert wird.

Inwiefern ergibt sich aus diesen Überlegungen aber eine Komposition von Dingen als komplexen Einheiten per se mit verschiedenartigen Komponenten? Was auch immer das *Material*, aus dem Dinge bestehen, sowie die *Form*, wie Dinge bestehen, sind, sie sind doch, um zunächst das eine Moment zur Geltung zu bringen, *verschieden*. Dinge bestehen somit aus zwei verschiedenen Komponenten. Verhalten sich aber diese Komponenten wie Buchstaben in einer Silbe? Die bereits gegebenen Beispiele im Anschluss an das aristotelische Kugel-Beispiel, Tisch bzw. Lebewesen, sollten auch hier eine Antwort klar nahelegen, dass nämlich die Komponenten der komplexen dinglichen Einheit, nennen wir sie nun wie im Folgenden *Material* und

Form, tatsächlich verschiedenartig sind.⁷⁸ Dass dies der Fall ist, ergibt sich, wie bereits angedeutet, daraus, dass der eine Komponent, *Material aus dem ...*, niemals die Funktion des anderen, *Form wie ...*, für den Aufbau des Komplexes, des ganzen Dinges, erfüllen kann. Man kann rein aus materialen Komponenten den Plan, die Morphe, eben die Form eines Dinges nicht rekonstruieren, weder begrifflich noch im Sinne einer ontologischen Analyse. Man kann aber auch nicht aus der Form eines Dinges die eigentümliche Funktion des Materials für die Ding-Komposition gewinnen, etwa die angesprochene Konstitution räumlicher Verhältnisse. Ganz anders ist das bei Komplexen mit nicht-verschiedenartigen Komponenten, wie den Silben. Jeder Komponent, sprich jeder Buchstabe, kann die Funktion der jeweils anderen für die Komposition des Ganzen erfüllen.

Zu ergänzen wäre, dass die Komponenten der komplexen Struktur der Dinge nicht selbst wieder als dingliche Gebilde aufzufassen sind. Die Form eines Dinges ist kein Kompositum, jedenfalls keines, das wiederum in einen Material- und einen Formaspekt (zweiter Stufe) gegliedert werden könnte. Während sich dies aus den gegebenen Beispielen ergibt, wird uns die Darstellung des nicht-dinglichen Charakters des Material-Aspekts von Dingen an gegebener Stelle noch weiter beschäftigen.

An dieser Stelle soll unterstrichen werden, dass die Komplexität bei Dingen jedenfalls nicht im Sinne einer einfachen Summenbildung aus Material und Form zu verstehen ist. Dingliche Komposita sind keine nachträglichen Bildungen aus zwei Entitäten, einer vorab bestehenden Material- und einer Formentität. Hier kann wieder die Distinktion zwischen *unum per se* und *unum per accidens* helfen. Die Einheit von Material und Form ist ontologisch primär. Sie ist, um es in Erinnerung zu rufen, eben ein *unum per se*.

Zusammenfassend halten wir fest, dass die komplexe dingliche Einheit *per se* als Einheit von verschiedenen und verschiedenartigen Komponenten zu interpretieren ist, die im Anschluss, d.h. ohne exegetischen Anspruch, an die aristotelische Lehre von Hyle und Morphe als Material und Form bezeichnet werden können. Bevor der für eine Ontologie von Dingen als Grundelementen der alltäglichen Lebenswelt brauchbare Hylemorphismus in einem eigenen Abschnitt (2.13) erörtert wird, soll das eigentliche Ziel von 2.12 anvisiert werden: Rückschlüsse auf die *Identität* von Dingen aus den vorgelegten Überlegungen zur Einheit von Dingen als Komposita bestehend

⁷⁸ In Kanzian 2009 habe ich die komplexe Einheit von Dingen, bestehend aus verschiedenen und verschiedenartigen Komponenten, auch „sachverhaltsartig“ genannt. Dinge haben in diesem Sinne eine innere sachverhaltsartige Struktur. Ohne an diesem Attribut festzuhalten, übernehme ich hier einschlägige Überlegungen bzgl. des Aufbaus der dinglichen Einheit, v.a. aus ebd., 44-47.

aus Material und Form. Diese können wir gewinnen durch die Erörterung des für dingliche Identität maßgeblichen Aspekts der sortalen Abhängigkeit oder *Dependenz*.

Die sortale Dependenz der Identität von Dingen

Bei der Erläuterung der in dieser Überschrift angeführten These können wir damit beginnen, dass jedes Ding, verstanden nunmehr in einem ontologisch-technischen Sinn als Kompositum aus Material und Form, Vorkommnis einer bestimmten Sorte oder Art ist. Kurz, im Umkehrschluss: Kein Ding ohne bestimmte Art.

Vorab zu einer ontologischen Interpretation von Arten, die, um es vorwegzunehmen, im Zusammenhang mit der Darlegung individueller Formen von Dingen geschehen wird, lässt sich die Behauptung „Kein Ding ohne bestimmte Art“ zunächst lebensweltlich verorten: Kein Objekt alltäglicher Praxis können wir als Ding annehmen, ohne es einer bestimmten Art zuzuordnen. Es mag zwar mitunter vorkommen, dass wir zunächst unbestimmt mit Dingen umgehen bzw. von ihnen reden: „Was ist denn das ...?“ bzw. „Gib mir dieses Ding da, bitte ...!“ Letztlich deuten aber gerade Fälle wie diese darauf hin, dass der/die Sprecher:in bzw. der/die Zuhörer:in keine Möglichkeit hat, ding-bezogen zu interagieren, wenn er/sie nicht, zumindest ungefähr wüsste, *was für ein* Ding nun tatsächlich gemeint ist. Auch die Verwendung von Eigennamen, wie „Hans“ oder „Luise“, allein hilft nicht weiter.⁷⁹ Ohne irgendein Wissen von der Art der Namensträger funktioniert alltägliche Praxis nicht; zumindest nicht ohne die Gefahr groben Missverstehens. Bezieht sich „Hans“ auf den Nachbarn, oder auf seinen Kanarienvogel, „Luise“ auf die Nachbarin oder das nahende Sturmtief, das bei Meteorolog:innen gerne mit weiblichen Vornamen bezeichnet wird?

Die alltäglichen Beispielsituationen lassen sich so deuten, dass die *Identifikation* von Dingen nicht ohne Wissen um deren Art oder ohne *sortales Wissen* erfolgreich vollzogen werden kann. Das lässt sich im Anschluss an Strawsons Begriff der Identifikation darlegen. Nach Strawson besteht die Identifikation von Dingen, wie gesehen, darin, diese im Rahmen eines einheitlichen Raum-Zeit-Systems eindeutig zu lokalisieren.⁸⁰ Eine solche Lokalisierung wäre aber schlicht nicht möglich, ohne zu wissen, was bzw. von welcher Art das zu Lokalisierende ist. Die eben angeführten Gesprächssequenzen sollten das klarmachen. Eine besondere Rolle spielt sortales Wissen auch bei jener alltäglichen Praxis, die wir *Reidentifikation* nennen können. Das ist die Identifikation von Dingen nicht zu einem Zeitpunkt, sondern durch die Zeit.

⁷⁹ Vgl. dazu Runggaldier/Kanzian 1998, 153.

⁸⁰ Strawson 1959, 38.

Wir lernen wiederum von Strawson, dass die Annahme von reidentifizierbaren Dingen für unser alltägliches Denken grundlegend ist.⁸¹ Dinge sind ja Endurer, durch die Zeit mit sich in einem strikten Sinn identische Entitäten. Unser Umgang mit ihnen ist somit dadurch charakterisiert, sie auch durch die Zeit hinweg als Einheiten in einem strikten Sinn aufzufassen; auch bzw. gerade dann, wenn wir keinen durchgängigen unmittelbaren Bezug auf sie haben. Eine solche Nachverfolgung von Endurern durch die Zeit ist aber unmöglich ohne Wissen, *als was*, sprich als Vorkommnis welcher Art, wir das jeweilige Ding auffassen.⁸² Das ist uns im Falle von Lebewesen, insbesondere menschlichen Personen, so klar, dass es im Alltag nicht eigens reflexiv hervorgehoben wird. Bei Artefakten hingegen muss der sortale Aspekt bei der Reidentifikation mitunter explizit gemacht werden, weil es nicht immer eindeutig ist, als was bzw. als Vorkommnis welcher Art wir ein Ding durch die Zeit verfolgen. Das mag daran liegen, dass Artefakte ihre Art oder Sorte im Laufe der Zeit auch ändern können, was uns an dieser Stelle allerdings nicht weiter beunruhigen sollte.⁸³

Wir wollen vielmehr mit einer ontologischen Interpretation dieser Überlegungen bzgl. Identifikation bzw. Reidentifikation fortfahren, die uns im Hinblick auf die Erläuterung der These in der Überschrift weiterbringen soll. In diesem Sinne können wir die Relevanz von Arten für Dinge nunmehr so umschreiben, dass das Bestehen eines Dinges als partikuläre Entität in komplexer Einheit per se aus Material und Form davon abhängt, einer Art anzugehören.⁸⁴ Dies wiederum lässt sich durch den Hinweis explizieren, dass Arten mit jenen Bedingungen gekoppelt sind, die darüber Aufschluss geben, *was* zur komplexen Einheit eines Dinges gehört, *was* hingegen *nicht*. Dabei können wir zwischen *synchronen* und *diachronen* Einheitsbedingungen unterscheiden, die Antworten darauf ermöglichen, was zu einzelnen Zeitpunkten zu einem Ding gehört bzw. was maßgeblich ist für seine Kontinuität durch die Zeit.⁸⁵

Um zunächst beim synchronen Aspekt zu bleiben, so besagt dieser, dass es die Art eines Dinges ist, welche die räumliche Ausdehnung von Individuen zu einem bestimmten Zeitpunkt festlegt. Dass dieses Ding ein Computer ist, bedingt, worin seine räumliche Ausdehnung besteht. Das gilt auch für Lebewesen wie unser Schaf.

⁸¹ Strawson 1959, 31.

⁸² In Runggaldier/Kanzian 1998, 163ff, wird die These, dass „man Dinge letztlich nur unter Berücksichtigung ihrer Sorten oder Arten durch die Zeit verfolgen kann“ (165), dadurch begründet, dass Wissen um raum-zeitliche bzw. qualitative Kontinuität weder notwendig noch hinreichend dafür ist, um die „Laufbahn“ eines Endurer-Dinges im Sinne von Reidentifikation verfolgen zu können.

⁸³ Vgl. dazu Kanzian 2009, 141-148.

⁸⁴ Ebd., 58.

⁸⁵ Vgl. dazu ebd., 59-63.

Sein Schaf-Sein bestimmt die Extension von Stephan. Nicht nur die räumliche Ausdehnung als solche hängt von der Zugehörigkeit zu einer Art ab, sondern auch verschiedene ihrer Eigenheiten. Ob z.B. die räumlichen Teile eines Dinges disparat sein können oder nicht, hängt von seiner Art ab. Die Teile eines Computers z.B. können disparat sein, die eines Schafs nicht. Desgleichen legen die durch die Art bestimmten synchronen Einheitsbedingungen fest, welche Teile zur komplexen Einheit eines Dinges gehören, welche aber nicht. So bedingt sein Schaf-Sein, dass dieses Bein zu Stephan gehört, die Glocke um seinen Hals jedoch nicht.

Daraus, dass mit ihrer Artzugehörigkeit Einheitsbedingungen für Dinge gekoppelt sind, ergibt sich auch, dass die Einheit, folglich auch die Existenz von Dingen als *unum per se*, synchron, davon abhängt, *genau einer* Art anzugehören. Für den Bereich der belebten Natur ist diese Annahme schon aus empirischen Gründen klar. Es kommt schlicht und einfach kein Vorkommnis zweier unterscheidbarer Arten vor. Es mag geschehen, dass man von einem Ding die Art nicht gleich angeben kann, in dem Sinn, dass nicht klar ist, ob es der Art F oder der Art G angehört. Ist das ein Esel oder ist das ein Maultier? Oder dass man mutmaßte, ein Vorkommnis gehöre einer Art F an, obwohl es in Wirklichkeit G angehört. Das ist ja ein Dromedar, nicht, wie *prima facie* angenommen, ein Kamel! Das aber sind Probleme anderer Ebenen.

Es gibt aber nicht nur empirische Gründe für die Geltung der These, sondern auch ontologische. So kann keine Einheit *per se* unterschiedlichen Einheitsbedingungen unterliegen, zumindest nicht zu einem Zeitpunkt.

Wir kommen damit zu den diachronen Einheits- oder Kontinuitätsbedingungen, die mit der Zugehörigkeit eines Dinges zu seiner Art gekoppelt sind. Dass Dinge artspezifischen zeitlichen Kontinuitätsbedingungen unterliegen, besagt, dass ihre zeitliche Persistenz maßgeblich durch ihre Art geprägt ist. Hier können wir wieder an Eli Hirsch sowie an David Oderberg anknüpfen, die versucht haben zu zeigen, dass sortale Kontinuität eine notwendige Voraussetzung dafür ist, dass wir überhaupt dem zeitlichen Verlauf oder der Geschichte eines Dinges nachgehen können. Notwendig deshalb, weil wir sonst „aberrant“ oder „wayward careers“ (z.B. ein Baum, und dann ein Baum minus einem Ast, minus zwei Ästen etc., bis wir nur noch bei einem Baumstamm angekommen sind) nicht vermeiden könnten.⁸⁶ Auch für den zeitlichen Verlauf eines Dinges gilt, dass nicht nur sein bloßes Faktum, sondern auch seine Besonderheiten art-bedingt sind. Auch hier können wir z.B. feststellen, dass die Möglichkeit der zeitlichen Unterbrechung von Dingen von ihrer Art abhängt. Eine Uhr zum

⁸⁶ Vgl. Hirsch 1982, 31; Oderberg 1993, 22f.

Beispiel kann man gut und gern in sämtliche Einzelteile zerlegen, und dann wieder zusammenbauen. Auch hier kann (und will) unser Schaf natürlich nicht mithalten.

Ist die Einheit eines Dinges synchron und diachron durch artgegebene oder sortale Bedingungen bestimmt; ist weiters mit seiner Einheit, die ja im Sinne komplexer Einheit per se zu verstehen ist, auch die numerische Identität eines Dinges gegeben, ergibt sich aus dem Gesagten ein erstes Ankommen bei unserer These, dass auch die Identität der Dinge von dieser ihrer Art abhängt.

In der Folge soll diese These weiter entfaltet werden. Zunächst dadurch, dass nach der Eigenart jener Arten oder Spezies gefragt wird, welche für die Einheit bzw. die Identität von Dingen maßgeblich sind. Dabei können sprachphilosophische Analysen zu den sogenannten *sortalen Ausdrücken* ebenso helfen wie eine Orientierung am klassischen Begriff der *species infima*.

Bei dieser Analyse können wir bei Art-Begriffen oder *Was-Ausdrücken* im Allgemeinen ansetzen, um uns zu jenen besonderen vorzuarbeiten, die für Arten stehen, welche für die Identität von Dingen maßgeblich sind.⁸⁷ Als Ausdrücke für Arten im Allgemeinen können all jene verstanden werden, die – an Prädikatstelle gebraucht – Auskunft auf die Frage geben, *was* denn etwas sei. Damit setzen wir Art-Begriffe in Gegensatz zu jenen Ausdrücken, die ihre Objekte hinsichtlich ihres *Wie* bestimmen. „Was steht hier friedlich auf der Weide? Es ist ein Schaf!“ würde „Schaf“ in diesem Sinne als Art-Begriff ausweisen. „Friedlich“ hingegen wäre eine *Wie*-Antwort und somit ungeeignet, als Art-Begriff zu fungieren.

Nach den *Wie*-Ausdrücken können wir auch jene *Was*-Ausdrücke ausklammern, die man in der Sprachphilosophie *Massen-Ausdrücke* (engl.: mass-terms) nennt. Beispiele wären „Gold“, „Wasser“, oder, um an Aristoteles anzuknüpfen, „Erz“ bzw. „Holz“. Die Eigenart von mass-terms besteht darin, dass sie nicht dazu beitragen, bestimmte individuelle Objekte aus unserer Umwelt im Sinne Strawsons herauszuheben. Sie können das deshalb nicht, weil sie nicht mit Kriterien gekoppelt sind, welche eine identifizierende Lokalisierung ermöglichen. Das zeigt sich insbesondere darin, dass mass-terms keinen Beitrag zur bestimmten Zählbarkeit der unter sie fallenden Vorkommnisse leisten. Dass hier zwei Gold oder drei Wasser vorkommen, ergibt keinen Sinn. Somit können sie auch nicht auf jene Arten bezogen werden, die identitätsdeterminierend sind, weil – ontologisch gesprochen – mit Prinzipien für die Identität der unter sie fallenden Individuen gekoppelt.

⁸⁷ Quelle: Kanzian 2009, I – 4.331 „Arten“.

Einen weiteren Schritt zum anvisierten Art-Begriff können wir gehen, wenn wir aus den Ausdrücken, die auf Was-Fragen Antworten geben (ohne Massen zu bezeichnen), jene aussondern, die von Individuen nur mit Einschränkungen ausgesagt werden. Gemeint sind zunächst jene Ausdrücke, die lediglich gewisse Eigenschaften bzw. Merkmale bezeichnen, z.B. Berufsbezeichnungen. „Hirt“ in „Herr Maier ist Hirt.“ Derartige Ausdrücke sind zwar als Antworten auf die Was-Frage möglich, können aber, der Sache nach, eher mit Wie-Ausdrücken verglichen werden. Und zwar deshalb, weil sie dazu dienen, etwas oder jemanden eben in konkreten Eigenschaften oder in besonderen Merkmalen zu beschreiben, nicht aber hinsichtlich dessen, was er oder sie als Ganze:r ist.

Ausgeklammert sollen aber auch jene Ausdrücke werden, die man in der Sprachphilosophie *Phasensortale* (engl.: phased-sortals) nennt. Phasensortale wären etwa „Raupe“, „Baby“, „Greis“ o.ä.. Sie sind zwar echte Antworten auf die Was-Frage, da sie nicht nur einzelne Eigenschaften oder Merkmale etwa von Tieren oder menschlichen Personen treffen. In diesem Sinne bezeichnen sie ihre Träger als Ganze. Allerdings betreffen sie ihre Träger normalerweise nicht zeit ihrer gesamten Existenz, sondern nur während mancher Episoden ihrer Geschichte. „Normalerweise“ heißt, dass es manche Phasensortale gibt, unter welche Lebewesen kontingenterweise zeit der gesamten Dauer ihrer Existenz fallen können – wenn z.B. eine Raupe vor der Verpuppung abstirbt.

Wir wollen also auch jene Art-Ausdrücke ausklammern, die – synchron betrachtet – nur manche Detailspekte ihrer Träger betreffen, oder – diachron gesehen – lediglich bestimmte Phasen der Geschichte von etwas bestimmen. Sortale Ausdrücke sollen, sowohl synchron als auch diachron betrachtet, ihre Träger als Ganze charakterisieren.

Eine letzte Distinktion ist der klassischen Philosophie entlehnt. Ihr zufolge kann man Was-Ausdrücke hinsichtlich ihrer Bestimmtheitsgrade unterscheiden. Nehmen wir als Beispiele die Was-Ausdrücke „Schaf“ und „Lebewesen“. Auch Letzterer hat eine gewisse Relevanz für unseren Stephan. Diese ist allerdings aufgrund der Allgemeinheit des Begriffs zu gering, um Identifikation bzw. Reidentifikation in einem auch für alltägliche Kontexte zureichenden Sinn zu ermöglichen. Dazu braucht es genauere Kriterien, wie sie beispielsweise mit „Schaf“ gekoppelt sind.

Jene Was-Ausdrücke, die nicht mass-terms, phased-sortals bzw. versteckte Wie-Ausdrücke sind, deren Kompetenz im Hinblick auf die (Re-)Identifikation eines Dinges nicht weiter erhöht werden können, werden nun *sortale Ausdrücke* genannt. Sortale Ausdrücke stehen, ontologisch gesprochen, für die „niedrigsten“ Arten, eben

für *species infimae*. Sie bestimmen jene Individuen, die unter sie fallen, in ihrer Einheit und numerischen Identität. Es sind nun diese *species infimae*, welche für die sortale Dependenz der Identität von Dingen maßgeblich sind.

Jedes Ding muss also einer *species infima* angehören bzw. zu jedem Zeitpunkt seiner Existenz genau einer. Im Anschluss an die Annahme der geschilderten inneren Komplexität der Dinge stellt sich im Hinblick auf ihre Identität die Frage, welcher der genannten Komponenten dinglicher Einheit, Material oder Form, dafür maßgeblich ist. In der Geschichte der Metaphysik war immer wieder von der „*materia*“ bzw. der „*materia quantitate signata*“ als Identitätsprinzip die Rede. Vor allem dann, wenn die Ding-Identität als die Identität von Instanzen allgemeiner Wesenheiten verstanden worden ist.⁸⁸ So gesehen wäre dieses quantitativ bestimmte materielle Material, sprich dieser Körper, maßgeblich dafür, dass aus der allgemeinen Wesenheit Schaf dieses Individuum Stephan instanziiert wird. Ein anderer Körper instanziiert ein numerisch von Stephan verschiedenes Schaf. Im Kontext der aktuellen Ontologie, v.a. unter der Rücksicht nicht nur synchroner, sondern auch diachroner Identität, lässt sich allerdings in Frage stellen, ob es wirklich das Material bzw. die es ausmachenden materiellen oder körperlichen Bestandteile sein können, auf welchen die Identität eines Dinges basiert. Kann nicht jedes Ding Materialteile, im Falle von Stephan biologische Zellen, verlieren, ohne dass seine Identität als Individuum damit negiert werden müsste? Bzw. können nicht exakt dieselben Materialteile zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Dinge komponieren?⁸⁹

Somit wird v.a. in solchen Ontologien, welche die Partikularität von Dingen für grundlegend erachten und nicht als Resultat eines Instanzierungsprozesses, die *Form als Identitätsprinzip* angenommen. Die hier vorliegende Ontologie von Dingen als Grundelementen einer Alltagsontologie bekennt sich nun genau zu dieser irreduziblen Partikularität der Dinge. Lassen wir also die noch näher zu erläuternde Annahme gelten, dass die Identität eines Dinges mit seiner Form gegeben ist, sowohl synchron als auch diachron betrachtet. Die numerische Selbigkeit eines Dinges entscheidet sich am Vorliegen einer Form. Als Identitätsprinzip ist die Form aber auch *Einheitsprinzip*: Ob etwas zur komplexen Einheit per se eines Dinges gehört, lässt sich daran festmachen, ob es in diese Form des Dinges integriert ist. Dass das bereits erwähnte

⁸⁸ Standardmäßiger Bezugspunkt ist *Metaphysik Z* 8, 1034, 7f (Aristoteles 1991, 35), wo die numerische Differenz zwischen zwei Menschen, Kallias und Sokrates, auf die Verschiedenheit ihrer Hyle zurückgeführt, ihre unteilbare Form aber als dieselbe aufgefasst wird.

⁸⁹ Vgl. Koslicki 2018, 92f.

Bein zu Stephan gehört, ergibt sich daraus, dass es durch seine Form, die, wie angedeutet, als sein Leben verstanden werden kann, in die komplexe Einheit seines Organismus eingebunden ist. Dass die Glocke um seinen Hals nicht dazu gehört, folgt aus demselben Grund: Sie ist kein Teil der durch sein Leben geformten Einheit *per se*.⁹⁰

Den Bogen dieser Überlegungen können wir durch den Hinweis schließen, dass sich die Auffassung von der Form der Dinge als ihrem Einheits- und Identitätsprinzip auch aus der art- oder sortalen Abhängigkeit der Identität von Dingen ergibt. Es ist nämlich die Form, welche unmittelbar und in eindeutiger Korrelation mit der Artzugehörigkeit eines Dinges gegeben ist. „Eindeutige Korrelation“ besagt, dass es keine zwei Individuen mit gleicher Form geben kann, die nicht einer Art angehören; und keine zwei Individuen einer Art mit qualitativ unterscheidbarer Form. „Unmittelbar“ aber meint, dass es keiner weiteren Instanz bedarf, um Form und Art miteinander in Bezug zu setzen. Die Form eines Dinges *ist* sein von dieser Art-Sein.⁹¹ Ist die Identität eines Dinges art-abhängig, muss ihr Prinzip mit der Form gegeben sein.

Das schließt freilich nicht aus, dass auch das Material eines Dinges gewissermaßen von seiner Art abhängt. Aber doch so, dass Arten eine variable Bandbreite materialer Komposition bedingen. Ebenso eröffnet eine materiale Komposition unterschiedliche Möglichkeiten der Ding-Art-Zugehörigkeit. Eindeutige Korrelationen wird man dabei jedenfalls keine feststellen können, weder im Bereich des Lebendigen, noch bei den Artefakten. Damit lassen sich aus der Annahme der sortalen Dependenz der Identität von Dingen keine Hinweise auf das Material als ihr Identitätsprinzip ableiten.

Dinge sind jedenfalls komplexe Einheiten *per se*, bestehend aus Material und Form. Ihre Einheit und numerische Identität ist *sortal dependent*, wobei es plausibel ist anzunehmen, dass die Form als Prinzip dieser Einheit bzw. Identität fungiert. Damit können wir uns der bereits angekündigten Frage nach einem Hylemorphismus zuwenden, welcher der bislang dargelegten Ontologie von Dingen als Grundelementen der alltäglichen Lebenswelt entspricht.

⁹⁰ Die gegebene Hinführung zur Form als Einheits- und Identitätsprinzip orientiert sich an Kanzian 2016, 12f, die vorhergehende Explikation von Arten als *species infimae* an Kanzian 2009, 54-57.

⁹¹ Vgl. Oderberg 2007, 68: „form itself can be defined [...] as the real constituent principle by virtue of which a thing is determined to be of a specific kind.”

2.13 Dinge als hylemorphische Einheiten

Die eben gestellte Frage nach einem alltagsontologie-tauglichen Hylemorphismus, einem, der einer Interpretation von dinglichen Komposita, bestehend aus einem Material- und einem Form-Aspekt, als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis entspricht, lässt sich genau genommen auf drei Teil-Fragen aufgliedern: Was ist ein entsprechender *Formaspekt*? Wie können wir den *Materialaspekt* von Alltagsdingen verstehen? Schließlich: Wie fassen wir die relationale *Verbindung* von beiden Komponenten im Kompositum auf?

Individuelle Formen als die Morphe von Dingen

Die Schlüsselfrage bzgl. Formen in hylemorphischen Einheiten ist, ob es sich dabei um *universale* oder um *partikulare* Komponenten handelt. Ist jedem Ding diese seine Form eigen, oder teilen Dinge einer Art eine gemeinsame Form?

Das Gegensatzpaar „universal“ und „partikular“ wurde bereits im Kontext der Einführung von Dingen als Partikularien vorgestellt, sodass wir es nunmehr bei einer kurzen Erinnerung mit Anwendung auf Formen belassen können. Insbesondere die Individualität ist es, die hier als entscheidendes Unterscheidungsmerkmal fungiert, sodass Universalien dadurch charakterisiert sind, gerade nicht individuell, sondern *allgemein* zu sein. Universalien sind, im Unterschied zu Partikularien, grundsätzlich wiederholbar. Sie können in oder an verschiedenen Trägern vorkommen oder instanziiert werden, sei es an verschiedenen Stellen im Raum zu einer Zeit, sei es zu verschiedenen Zeiten, auch am selben Ort. Fasst man Formen als universale Komponenten auf, meint man damit, dass sie, als dieselben wohlgeordnet, in verschiedenen dinglichen Komposita vorkommen können. Sind Formen hingegen partikular, also individuell, sind sie einmalig und unwiederholbar. Eine Form ist Kompositionselement genau eines Dinges.

In der Geschichte der Ontologie hat es verschiedene Ansätze gegeben, Formen als universale Gegebenheiten zu interpretieren. Eine Argumentation für diese These ist so angelegt, dass man Formen unter eine bestimmte Kategorie von Entitäten subsumiert, etwa die Eigenschaften oder Relationen, welche dann den Universalien zugeordnet werden.⁹² Eine andere Strategie besteht darin, Formen nicht mit bestimmten Entitäten zu identifizieren, sie jedoch so weit mit plausiblen Universalien-Kandidaten

⁹² Vgl. Koslicki 2018, 64.

in Verbindung zu bringen, dass ihr eigener universaler Status daraus abgeleitet werden kann. Arten, durchaus im Sinne der eben eingeführten *species infimae*, werden in diesem Zusammenhang immer wieder angeführt. Arten seien Universalien. Die Form aber ist die Art in einem Ding. Also müsse auch die Form ein allgemeines Prinzip sein.

Auf den einschlägigen Zusammenhang zwischen Formen und Arten werden wir noch zu sprechen kommen, weil das ja auch die These der sortalen Dependenz der Identität von Alltagsdingen betrifft. Die erste Pro-Universalien-Strategie soll aber sofort in Frage gestellt werden. Bleiben wir bei der Annahme, Formen seien Eigenschaften und deshalb universal. (Relationen können wir hier ausblenden, weil analog abzuhandeln.) Die Infragestellung dieser Annahme mag auf zwei Ebenen erfolgen. Die erste ist, ob Eigenschaften tatsächlich als Universalien aufgefasst werden müssen. Dem steht entgegen, dass es durchaus Verstehensweisen von Eigenschaften als partikularen Entitäten gibt, sei es als Tropen, sei es als Modi, als Momente oder Adhärenzen.⁹³ Allein aus der Festlegung, dass Formen Eigenschaften seien, folgt somit keineswegs deren Status als Universalien. Dann aber lässt sich auch, auf einer zweiten Ebene, in Frage stellen, ob Formen tatsächlich als Eigenschaften zu verstehen sind; v.a. wenn man „Eigenschaft“ in einem ontologisch technischen Sinn nimmt. Sind nicht Eigenschaften Akzidentien, die sich auf das „Wie-Dinge-sind“ beziehen; Formen aber auf das „Was-etwas-ist“? Wir können diese Frage hier nicht vollständig aufklären, ohne den roten Faden dieses Abschnittes zu verlieren. Ein Eindruck sollte dennoch vermittelt werden: Die Argumentation für die Universalien-These bzgl. Formen durch ihre Kategorisierung als Eigenschaften ist durchaus angreifbar.

Ein positives Argument für die Annahme des Gegenteils, nämlich die Partikularität von Formen, lässt sich aus einer Analyse der zentralen ontologischen Funktion von Formen gewinnen, nämlich *Identitätsprinzip* zu sein. Bei der Darlegung dieses Gesichtspunktes können wir uns an einschlägigen Ausführungen Kathrin Koslickis orientieren.⁹⁴ Sie hat in ihrer Argumentation für die Partikularität von Formen die Funktion von Formen als Prinzip der sogenannten *Quer-Welt-ein-Identität* (engl.: cross-world-identity) vor Augen.

⁹³ Für einen terminologischen Überblick sei auf Schnieder 2004, 155f, verwiesen.

⁹⁴ Vgl. dazu Koslicki 2018, 89-103. Auch Oderberg, siehe ders. 2007, 66, nimmt Formen als Identitätsprinzipien an, ebenso als Grund der Einheit von Komposita. Ebd., 78, spricht Oderberg auch davon, dass sich daraus die Primitivität der Identität von geformten Komposita ergibt; in dem Sinn, dass die Identität der Form die Identität des Kompositums *ist*. Primitivität besagt auch, dass die auf Formen basierende Identität nach Oderberg nicht durch Identitätsbedingungen (engl.: conditions of identity) angegeben werden kann.

Da von dieser Dimension der Identität bislang noch nicht die Rede war, ein paar kurze Bemerkungen dazu: Quer-Welt-ein-Identität hat in der neueren Philosophie ihren Ort in der „möglichen Welten Semantik“, bei der es um die Interpretation von Modalaussagen geht.⁹⁵ Derzufolge kann man Aussagen wie „Es ist möglich, dass ich jetzt spazieren gehe“, so deuten, dass es (mindestens) eine mögliche Welt gibt, verschieden von der aktualen, in der ich jetzt nicht am Computer sitze, sondern einer anderen Beschäftigung nachgehe. „Stephan ist notwendigerweise ein Schaf“ hingegen meint, dass Stephan in jeder möglichen Welt, in der er vorkommt, dieser seiner *species infima* angehört. Befürworter der Quer-Welt-ein-Identität nehmen nun an, dass Dinge, und um diese allein soll es uns nun gehen, in verschiedenen möglichen Welten strikt numerisch identisch sind. Ich bin in der „Spaziergeh-Welt“ strikt derselbe wie in der aktualen „Schreibtisch-Welt“, ebenso wie Stephan in all den Welten, in denen er vorkommt. Das Gegenteil wäre die Annahme, dass in den möglichen Welten nur „Gegenstücke“ der Dinge in der aktualen Welt existierten. Dinge wären demnach „modale Summen“ aus solchen numerisch verschiedenen Gegenständen. Die alltagsontologische Auffassung von Dingen als Entitäten mit strikter Identität, also einer Identität, die nicht durch grundlegendere Relationen zu rekonstruieren ist, legt nun auf Quer-Welt-ein-Identität fest; ebenso wie sie auf strikte diachrone Identität festlegt, die nicht auf eine Abfolge numerisch verschiedener zeitlicher Teile oder Phasen zu reduzieren ist.⁹⁶ Wenn wir strikte Quer-Welt-ein-Identität aber annehmen wollen, brauchen wir auch ein Prinzip, das diese Identität gewährleistet. Vor hylemorphistischem Hintergrund kommen dafür entweder das Material oder eben die Form in Frage.

Mit Koslicki können wir zunächst feststellen, dass Material als Prinzip der Quer-Welt-ein-Identität ausgeschlossen ist. Ein solches Prinzip muss nämlich notwendig und hinreichend für die Identität eines Dinges durch mögliche Welten sein. Notwendig ist das Material dafür nicht. Wir können durchaus annehmen, dass ein Ding in einer möglichen Welt aus anderen materialen Teilen komponiert ist als z.B. in der aktualen Welt.⁹⁷ Selbigkeit des Materials ist nicht einmal hinreichend für Identität durch mögliche Welten. Um dies zu zeigen, nimmt Koslicki auf Gedankenexperimente Bezug, nach denen genau jenes Material, das zu einem Zeitpunkt in einer

⁹⁵ Grundlegend für die aktuelle Debatte: Lewis 1986.

⁹⁶ Dies setzt eine aktualistische, im Gegensatz zu einer possibilistischen Deutung möglicher Welten voraus. Siehe dazu Runggaldier/Kanzian 1998, 86-90.

⁹⁷ Vgl. Koslicki 2018, 95, Fußnote 40.

möglichen Welt ein bestimmtes Ding komponiert, in einer anderen Welt zum selben Zeitpunkt ein anderes Ding komponieren könnte.⁹⁸

Es bleibt uns also im Rahmen der Annahme, dass Dinge Einheiten aus Material und Form sind, gar nichts anderes übrig als bei den Formen nach Prinzipien für die Identität durch mögliche Welten zu suchen. Damit gewinnen wir aber mit Koslicki ein entscheidendes Argument für partikulare oder *individuelle Formen*. Sie hält fest: „It is difficult to see how forms could serve as cross-worlds identity principles for hylomorphic compounds, unless these forms are themselves particular or individual [...]”⁹⁹. Wie sollte eine universale oder allgemeine Instanz, die als dieselbe in verschiedenen Dingen vorkommt, die strikte numerische Identität dieser Dinge gewährleisten? Faktisch führt kein Weg daran vorbei, partikulare oder individuelle Formen als Identitätsprinzipien anzunehmen.

Die angenommene Irreduzibilität der Quer-Welt-ein-Identität erfordert ein besonderes Merkmal von individuellen Formen als Identitätsprinzipien, nämlich, dass diese „primitive“ (engl.) sind.¹⁰⁰ Im Deutschen kann man dieses Attribut mit „grundlegend“ wiedergeben, in dem Sinn, dass ein Identitätsprinzip nicht auf basalere oder fundamentalere Instanzen zurückgeführt werden kann. So gesehen können wir ein Identitätsprinzip im Hinblick auf seine ontologische Funktion auch nicht analysieren. Das unterbindet, wie Koslicki festhält, auch einen Regress in der Analyse jener Identität, die durch das anzunehmende Prinzip gewährleistet ist.¹⁰¹ Damit eignen sich individuelle Formen als Identitätsprinzipien nicht nur der Quer-Welt-ein-Identität, sondern auch der diachronen und der synchronen Identität von Dingen, die ja gerade als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis durch strikte, sprich irreduzible Identität gekennzeichnet sind.

Diese Argumentation für partikulare oder individuelle Formen kann ergänzt werden durch einen Verweis auf die Interpretation von Formen als Prinzipien von Lebensfunktionen oder kurz als *Leben*. Diese Interpretation hat ihre Grundlagen bereits

⁹⁸ Ebd., 92f.

⁹⁹ Ebd., 99.

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Ebd., 100.

bei Aristoteles¹⁰² und wird in der scholastischen Lehre von der Form als *primum principium vitae*¹⁰³ weiter tradiert. Dass Leben in diesem Sinne als Identitätsprinzip fungiert, finden wir auch in der empiristischen Tradition, namentlich bei John Locke.¹⁰⁴ Als Einheitsprinzip taucht Leben zudem in der aktuellen Ontologie auf, etwa bei Peter van Inwagen, der gerade darin den ontologischen Status von Organismen als Entitäten gewährleistet sieht.¹⁰⁵ Kann man Formen nun als Leben verstehen, fungiert Leben als Identitäts- (Locke) bzw. Einheitsprinzip (van Inwagen), kann man Formen nicht anders als partikular interpretieren, wenn wir nicht-partikulare Identitätsprinzipien ausschließen.

Damit können wir nochmals zurückkommen zum Zusammenhang zwischen Formen und Arten, der im Kontext der Argumentation gegen universale Formen bereits angesprochen wurde. Wie geht die Annahme von individuellen Formen zusammen mit der spezifischen Funktion von Formen als ontologischen „Repräsentanten“ von *species infimae* in dinglichen Komposita? Jedenfalls gehören Dinge zu jedem Zeitpunkt ihrer Existenz (genau) einer *species infima* an. Dass ein Ding das Ding ist, das es nun einmal ist („seine Identität“), hängt wesentlich daran. Zur weiteren Klärung des Zusammenhangs zwischen Formen und Arten können wir festhalten, dass es sich bei Arten um Gruppen von Dingen handelt, die unter einer bestimmten Rücksicht einander *ähnlich* sind. Diese Ähnlichkeit aber kann durchaus als basales, sprich nicht weiter analysier- und erklärbares Faktum eingeführt werden.¹⁰⁶ Im Fall von Dingen kann diese art-bildende Ähnlichkeit nicht auf irgendwelchen „akzidentellen“ Merkmalen beruhen, sondern auf der *Gleichheit* (nicht der Selbigkeit!) jener Instanz, die für das *Was* sie sind oder ihre Washeit grundlegend ist. Das aber sind ihre individuellen Formen. Damit können wir *species infimae* als Gruppen von Entitäten mit *gleichen* individuellen Formen bestimmen.

¹⁰² Aristoteles, *Peri psyches* II 4, 415 b 8, verwendete Ausgabe (hier Aristoteles 1995), 81. An dieser Stelle ist von der *Seele* als dreifachem Lebensprinzip die Rede: als Ursprung von Bewegung, als Zweck oder Ziel, und schließlich als Wesen (griech.: ousia) von Organismen. Die Seele aber ist metaphysisch gesehen die Form einer Substanz.

¹⁰³ U.a. Thomas v. Aquin, *Summa theologiae* I q.75, a.1, c.

¹⁰⁴ Locke 1975, Bk. II, Chapt. XXVII, § 4. Hier ist das Beispiel ein Eichenbaum, dessen Identität von jener reinen Massen abgehoben wird, und zwar eben durch sein Leben als Prinzip dieser Identität.

¹⁰⁵ Van Inwagen 1990, 145, wo durchaus in (kritischer) Anlehnung an Locke festgehalten wird: „Life tells us when organisms persist“.

¹⁰⁶ Vgl. Kanzian 2016, 54ff.

Was bedeutet es nun aber, dass Dinge oder die Identität von Dingen von so definierten Arten abhängen, im Sinne der sortalen Dependenz der Dinge?¹⁰⁷ Dinge hängen in ihrer Identität davon ab, dass diese ihre individuelle Form so ist, dass Gleichheit besteht mit den individuellen Formen jener anderen Dinge, mit denen sie gemeinsam eine Art ausmachen. Stephan hängt („in seiner Identität“) davon ab, dass er eine individuelle Form, sprich ein Leben hat, das gleich ist mit dem von Herbert, von Sabine und von allen anderen Schafen. Er ist davon abhängig, der Gruppe oder *species infima* der Schafe anzugehören. Hört Stephan auf, jenes Leben zu haben, das er hat, ist es um ihn geschehen.

Formen sind partikulare Identitätsprinzipien von Dingen, deren qualitative Gleichheit maßgeblich ist für die Zugehörigkeit der Dinge zu einer *species infima*. Mit diesem Ergebnis können wir uns dem zweiten Teil-Thema zur Klärung eines alltagsontologie-tauglichen Hylemorphismus zuwenden.

Der Materialaspekt von Dingen als hylemorphischen Einheiten

Eine Schlüsselfrage, wie wir sie im Hinblick auf Formen identifizieren konnten, lässt sich zum Verstehen des Materialaspekts weder in der Geschichte der Ontologie, noch in ihrer Gegenwart festmachen. In der aktuellen Diskussion gibt es dennoch Schwerpunktthemen bzgl. einer hylemorphistischen Konzeption von Material. Eines davon ist, ob es sich beim Materialaspekt von dinglichen Komposita wiederum um eine hylemorphische Einheit, bestehend aus Material und Form, handelt. Ein Gegenvorschlag orientiert sich an der klassischen Konzeption eines letzten, selbst bestimmungslosen Substrats, der *materia prima*. Im Folgenden sollen diese Konzepte diskutiert und daraus ein Material-Begriff entwickelt werden, der sich an Funktionen des Materials von Dingen als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis orientiert.

Prominente Vertreterin der ersten Konzeption ist Kathrin Koslicki. Ihrem Hylemorphismus gemäß sind dingliche Komposita *mereologische Ganzheiten* oder *Summen*, die aus den echten Teilen Material und Form bestehen.¹⁰⁸ Ontologisch gesehen werden beide, Material und Form, ihrerseits als Entitäten aufgefasst.¹⁰⁹ Rekonstruiert man Dinge hylemorphistisch, besagt dies somit, dass Dinge eben aus zwei von ihnen verschiedenen Entitäten bestehen, ihren echten Teilen Material und Form. Eine wei-

¹⁰⁷ Vgl. ebd., 282-285.

¹⁰⁸ Vgl. Koslicki 2018, 115.

¹⁰⁹ Zu Form siehe u.a. ebd., 62, 88; zu Material u.a. ebd., 59.

tere Annahme betrifft das Thema dieses Abschnittes unmittelbar: Auch beim Materialaspekt des Ding-Kompositums, nennen wir ihn M1, handelt es sich um ein Kompositum, das ebenfalls als Summe echter Teile, das sind wiederum Material, diesmal M2, und Form, nennen wir diese, im Unterschied zur F1-Form des ganzen Dinges, F2, besteht.¹¹⁰ Damit wird jedenfalls das Material zu einer Entität derselben Kategorie wie das Ding, das es als Teil mereologisch aufbaut. Schließlich kommt noch eine dritte Annahme hinzu: Auch M2 ist ein Kompositum, bestehend aus Material, M3, und Form, F3; und so weiter – bis, und das ist der springende Punkt, *empirische* Gründe dagegensprechen, eine weitere mereologische Unterteilung in, metaphorisch gesprochen, „tiefer“ liegende Material-Entitäten bzw. Form-Entitäten vorzunehmen.¹¹¹ Jedenfalls handelt es sich auch bei M3+n bzw. F3+n um Entitäten, bei M3+n um eine Entität derselben Kategorie, der auch das ganze Ding angehört.

Koslickis mereologischer Hylemorphismus kann unter verschiedener Rücksicht diskutiert werden.¹¹² Hier soll eine Implikation ins Auge gefasst werden, die insbesondere vor alltagsontologischem Hintergrund relevant ist. Aus Koslickis mereologischem Hylemorphismus ergibt sich eine Entitäten-Hierarchie „bottom up“, also von unten nach oben.¹¹³ Auf einer unteren Ebene werden hylemorphische Einheiten geformt. Das führt auf einer oberen Ebene zur Bildung von Komposita, die dann ihrerseits Material-Teil eines wiederum weiter „oben“ angesiedelten Kompositums sind, bis hinauf zu den Makro-Komposita unserer alltäglichen Lebenswelt.

Koslicki räumt ein Kernproblem einer solchen Bottom-up-Konstruktion ein. Es ist die Frage nach der untersten Ebene. Will man die Wirklichkeit hierarchisch, von einem „bottom“ aufwärts rekonstruieren, muss man sich der Frage stellen, wo dieser Grund aufzufinden ist. Koslicki ortet es als „as-of-yet“ ontologisch unbeantwortet, und verlagert es in den Bereich empirischer Untersuchungen. Somit mögen es empirische Wissenschaften klären, welcher Material-Teil einer hylemorphischen Einheit nicht selbst wieder als Material-Form-Kompositum aufgefasst werden kann.¹¹⁴

Daraus ergibt sich allerdings ein ontologietheoretisches Problem: Kann man die Frage, ob ein Kompositum aus Material und Form vorliegt, empirisch beantworten? Ist es gar ein naturwissenschaftliches Thema? Sind nicht „Material“ und „Form“, hylemorphistisch entwickelt, ontologische Begriffe, deren Klärung bzw. Anwendung

¹¹⁰ Ebd., 59, 114f.

¹¹¹ Ebd., 61, 243.

¹¹² Siehe Kanzian 2020c, woran sich auch die hier ausgeführte Kritik am mereologischen Hylemorphismus orientiert.

¹¹³ Vgl. Koslicki 2018, 58.

¹¹⁴ Vgl. ebd., 243.

von vornherein eben nicht nach Maßgabe empirischer Analysen erfolgen kann? Zugespitzt auf Koslickis Theorienbildung: Kann die Physik klären, ob $M3+n$, siehe oben, eine *Entität* mit innerlich komplexer Struktur ist? Dieses Problem betrifft den Aufweis einer untersten Ebene hylemorphischer Einheiten grundsätzlich, somit insgesamt Koslickis Bottom-up-Konzept eines mereologischen Hylemorphismus.

Das Problem der untersten Ebene umgeht man nur durch die Preisgabe eines hierarchischen Viel-Schichten-Modells der kategorialen Wirklichkeit, wie Koslicki es in ihrer Annahme von „unteren“ und „oberen“ Ebenen hylemorphischer Einheiten voraussetzt. Als Alternative bietet sich ein lebensweltliches Ein-Schichten-Modell der Wirklichkeit an, das die Makro-Dinge unserer Lebenswelt, aufgewiesen als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis, als die Grundelemente der einen Ebene der Wirklichkeit erachtet. Diese kann man, wie gesehen, durchaus als hylemorphische Komposita beschreiben; allerdings als Einheiten per se, die nicht wiederum Summen von Teil-Entitäten sind. Material und Form bestehen als Komponenten, deren jeweilige irreduzible Funktion ontologisch zu beschreiben ist. Sie stehen zueinander in einer nicht-mereologischen Beziehung – was allerdings erst im folgenden Abschnitt ins Auge gefasst werden soll.

Kurzum: Der Material-Begriff eines mereologischen Hylemorphismus verpflichtet auf ein Viel-Schichten-Modell der Wirklichkeit, bottom up, ist (deshalb) problematisch und steht einem alltagsontologischen Hylemorphismus entgegen. Wir müssen uns somit nach einem anderen Hyle-Begriff umsehen.

Wie steht es mit der Alternative, einem Material-Begriff, der sich an der klassischen *materia prima* orientiert?

Die aristotelische Konzeption einer *materia prima* beruht auf der Annahme, dass die (vergängliche) materielle Wirklichkeit auf vier Grundelemente zurückzuführen ist – Erde, Luft, Feuer und Wasser, welche jeweils durch basale oder primäre Bestimmungen gekennzeichnet sind, im Fall von Wasser feucht und kalt, im Fall der Luft ist das feucht und heiß. Alle anderen Bestimmungen materieller Objekte lassen sich aus diesen primären herleiten. Die Grundelemente können aber ineinander übergehen. Aus Wasser z.B. kann Luft werden. Ein solcher Übergang setzt nun, wie jede andere Änderung auch, voraus, dass es etwas geben muss, das als „Träger“ der Änderung fungiert. Dieses etwas muss so grundlegend sein, dass es sowohl den vier Elementen selbst, als auch jedweden Bestimmungen voraus ist. Dieser Träger eines Übergangs von einem Grundelement zu einem anderen kann nur eine vollständig bestimmungslose Materie sein. Diese Bestimmungslosigkeit, so führt Aristoteles u.a. in

seiner *Metaphysik* aus,¹¹⁵ impliziert nicht nur das Fehlen von Individualität, wie sie für bestimmte Einzeldinge erforderlich wäre, sondern auch die Absenz jedweder qualitativer wie quantitativer Merkmale. Wir haben es mit etwas zu tun, das in der aktuellen Ontologie auch als *reines Substrat* (engl.: bare substratum) bezeichnet wird.¹¹⁶

Wir können an dieser Stelle nicht der exegetischen Frage nachgehen, mit welcher Konsequenz Aristoteles selbst die Konzeption eines solchen reinen Substrats verfolgt hat. Festhalten können wir aber, dass es sich dabei um ein theoretisches Konstrukt zur Klärung elementarer Änderungen handelt, das sehr starke Prämissen in antiken Naturvorstellungen und, wie wir noch sehen werden, durchaus problematische Konsequenzen hat.

In der aktuellen Ontologie wird deshalb mehr auf die Fortentwicklung von „*materia prima*“ in der Scholastik, v.a. bei Thomas von Aquin, rekurriert. Thomas entkoppelt „*materia prima*“ von der aristotelischen Spekulation über Grundelemente der materiellen Wirklichkeit und wendet den Begriff an zur allgemeinen Deutung dessen, was man auch *substantielle Änderung*, also Werden und Vergehen im Bereich der Dinge, nennen könnte. Was, selbst ungeformt, in einem Entstehungsprozess eine Form erhalten oder aufnehmen und so zum Ding werden kann; bzw. wozu ein Ding nach Verlust der Form wird, ist in diesem Sinn *materia prima*.¹¹⁷ Die *materia prima* ist Träger aller substantieller Änderung.

In diesem Sinn interpretiert u.a. David Oderberg den Material-Aspekt von hylemorphischen Einheiten. Jedenfalls orientiert sich sein Material-Begriff an dem eines Trägers substantieller Änderung nach Thomas. Dieser Träger, der bei ihm auch explizit *materia prima* (engl.: prime matter) genannt wird, ist durch vollkommene Bestimmungslosigkeit charakterisiert.¹¹⁸ Prime matter ist reine Potentialität, in dem Sinne, dass sie, selbst formlos, die Möglichkeit hat, Formen aufzunehmen, mit diesen auch Eigenschafts-Bestimmungen. Die *materia prima* hat, wie Oderberg sagt, „no

¹¹⁵ Buch Z 3 1029a 20 (Aristoteles 1991, 10f).

¹¹⁶ Vgl. u.a. Mertz 2005, 250.

¹¹⁷ Gängige Belegstelle ist Thomas v. Aquins *Physikkommentar* (hier: In Physicorum), I. Phys., lect. xiii, 118. Dort ist davon die Rede, dass die *materia prima* keine Form (lat.: forma) aufweist; vielmehr als Subjekt jeder Form zugrundeliegt („*materia autem prima consideratur subiecta omni formae*“). Das unterstreicht ihre Funktion als Träger substantieller Änderung. Zur Bestimmung des ontologischen Status der *materia prima* wird auch auf die *Summa theologiae* Ia q. 14, a. 11, ad 3, bzw. auf *De veritate*, q. 3, a. 5, ad 1. Bezug genommen. Die *materia prima* ist kein reines Nichts, sondern eine „schwache“ Seinsform (lat.: debile esse habens) – wie auch immer das im Detail auszulegen ist.

¹¹⁸ Oderberg 2014, 164, übernommen aus Koslicki 2018, 26.

features on its own“¹¹⁹. Auch fehlt ihr (selbst) jedwede Ausdehnung, sie ist lediglich „radically disposed to dimensionality“¹²⁰. Dem thomasischen „debile esse habens“¹²¹ entspricht die Annahme, dass es sich beim Material weder um ein Etwas, noch um gänzlich nichts handelt.¹²²

Für dingliche hylemorphische Komposita bedeutet das jedenfalls, dass nicht nur die art-relevanten Merkmale eines Dinges, sein Identitäts- und Einheitsprinzip, sondern auch alle anderen qualitativen, aber auch quantitativen Merkmale (engl.: features), bis hin zur spezifischen Dreidimensionalität der Endurer-Dinge, nicht durch das Material, sondern durch den Form-Aspekt grundgelegt sind. Das Material ist ja, wie Oderberg einräumt, nur *disponiert* in Hinblick auf Ausdehnung. Mit der Deutung des Material-Aspekts als *materia prima* geht also eine, wenn man so will, starke Konzeption des Form-Aspekts hinsichtlich ontologischer Funktionen einher.

Dieses *Materia-prima*-Konzept des Materialaspekts hylemorphischer Einheiten hat prima facie sicher seine Plausibilität, wenn es darum geht, einen Ansatz zur Erklärung von Werden bzw. Vergehen bereitzustellen. Kritisch ist jedoch festzuhalten, dass dieses Konzept, von Aristoteles bis zu Oderberg, der Problematik jeder Bare-substrata-Theorie ausgesetzt ist. Gerade in der aktuellen Ontologie wird darauf hingewiesen, dass, trotz der putativen Deutungskompetenz substantieller Änderungen, bare substrata per se schlicht nicht intelligibel sind, weder begrifflich, noch empirisch. Auf begrifflicher Ebene wird immer wieder ein gewisser Widerspruchs-Verdacht an die Bare-substrata-Konzeption herangetragen.¹²³ Man könnte diesen so formulieren, dass absolute Bestimmungslosigkeit dem Zukommen von ontologischen Funktionen widerspricht. Ontologische Funktionen von etwas sind ja ihrerseits Bestimmungen dieses etwas. Dass bare substrata auch empirisch unzugänglich sind, ergibt sich bereits aus dem Mangel ihrer Dimensionalität. Vor alltagsontologischem Hintergrund könnte man diesen Aspekt auch so verstehen, dass etwas vollkommen Bestimmungsloses kein Objekt irgendeiner Praxis sein kann, schon gar nicht der alltäglichen.

Diese absolute Bestimmungslosigkeit des Materials sieht sich nicht nur den Einwänden gegen bare substrata ausgesetzt, sondern hat noch weitere problematische Konsequenzen. Eine davon kann man ins Auge fassen, wenn man sogenannte *Quasi-Individuen* mitberücksichtigt. In einem der folgenden Abschnitte (2.22) wird noch

¹¹⁹ Oderberg 2007, 72.

¹²⁰ Ebd., 76.

¹²¹ Siehe Fußnote 117.

¹²² Oderberg 2007, 72.

¹²³ U.a. Hoffman/Rosenkrantz 1997, 18; Morganti 2011, 184.

ausführlicher von ihnen die Rede sein. Hier können wir sie vorstellen als Objekte ohne *natürliche Einheit* und *genuine Individualität* (engl.: natural unity, genuine individuality),¹²⁴ wie z.B. Wassertropfen oder Sandhaufen. Aufgrund des Fehlens von natürlicher Einheit und Individualität können sie auch keine individuellen Formen haben, die ja Einheitsprinzipien sind. Ferner gehören sie auch keiner *species infima* an, in eingeführtem technischen Sinn, da diese ja durch individuelle Formen repräsentiert sind. Objekte ohne solche Einheit und Individualität müssen form-los sein. Sie sind Material, sonst nichts.

Fasste man das Material aber als *materia prima* auf, wäre das schlicht nicht möglich. Dann wären Quasi-Individuen als reine Material-Ansammlungen „bare“, was den Umgang mit ihnen verunmöglichte. Um diese Konsequenz zu vermeiden, müssten nach dem *Materia-prima*-Konzept doch auch Quasi-Individuen Formen haben.¹²⁵ Das aber wäre nichts anderes als das zweite Horn eines Dilemmas. Dann wären Quasi-Individuen hylemorphische Komposita, ebenso wie die Dinge – was für eine, auf nachvollziehbare Ordnungsschemata aufbauende kategoriale Ontologie wohl verheerend wäre: Objekte ohne natürliche Einheit und genuine Individualität wie Wassertropfen, Sandhaufen gehörten derselben Kategorie an wie Entitäten mit ebensolcher, z.B. Organismen, menschliche Personen eingeschlossen.

Die Ausweitung der ontologischen Funktionen von Formen erweist sich als Pendent zur Annahme eines rein bestimmungslosen Materials. Will man beides aufgrund der besagten problematischen Konsequenzen vermeiden, und nicht bei Koslickis mereologischem Hylemorphismus Zuflucht nehmen, hat man als Ausweg nur die Annahme einer *ursprünglichen Bestimmtheit* allen Materials. Das Material als solches weist Bestimmungen auf. Diese These ist in dem Sinn basal oder grundlegend, dass sich ihre

¹²⁴ Vgl. Lowe 1998, 76. Der hier in Anschlag gebrachte Begriff „Individualität“ scheint sich, *prima facie*, von jenem gleichlautenden Terminus, der im Abschnitt 2.11 zur Einführung von Partikularität verwendet wurde, zu unterscheiden. Dort steht Individualität für *Individuell*-Sein, sprich Einmalig- bzw. Unwiederholbar-Sein, im Gegensatz zu Universal-Sein. Hier steht *genuine Individualität* (Lowe) für *Individuiert*-Sein, sprich dafür, sich aufgrund natürlicher Einheit (Lowe), also dem Vorliegen einer art-spezifischen individuellen Form, bestimmt von allem anderen abzugrenzen. Es wird sich allerdings zeigen, dass bestimmte Einheit sein genau jene Individualität besagt, die der Wiederhol- oder Instanzierbarkeit von Universalien entgegensteht.

¹²⁵ Diesen Weg geht konsequenterweise David Oderberg, vgl. ders. 2007, 65. Oderberg fasst auch „lumps of matter [...] as well as subatomic particles, molecules, drops of water, clouds of gas [...]“ (ebd., 66) als hylemorphische Komposita auf.

Legitimität aus der Ungangbarkeit (sowohl empirisch, als auch begrifflich ontologisch – siehe Quasi-Individuen) ihres Gegenteils erweisen lässt, nicht durch Herleitung aus vorhergehenden Annahmen.¹²⁶

Wenn wir die Distinktion zwischen „material“ und „materiell“ an dieser Stelle wieder aufgreifen, können wir – ohne die Möglichkeit nicht materiellen Materials logisch oder auch nur metaphysisch auszuschließen – ergänzen, dass jene Bestimmungen, welche eben materielles Material kennzeichnen, und diesem ursprünglich zukommen, wie z.B. Masse, Gewicht, Größe, aber auch Farben, jedenfalls eine gewisse Ausdehnung bedingen. Materielles Material muss also ursprünglich ausge dehnt sein, wobei hier zunächst Dreidimensionalität gemeint ist. Materielles Material mag in diesem Sinne auch als *Konstituent* der drei räumlichen Dimensionen verstanden werden, was ebenfalls in einem folgenden Abschnitt (2.24) ausführlicher dargelegt werden soll.

Dinge, als Endurer verstanden, sind nun insofern dreidimensionale Entitäten, als sie diese ihre Ausdehnung von ihrem Material, das ja in ihrem Fall materiell zu sein hat, entlehnen. Sie sind dreidimensional aufgrund ihres Materials, das, wie gesagt, ursprünglich dreidimensional ist. Dabei können wir uns einer These von Lynne Rudder-Baker bedienen, die in diesem Zusammenhang auch von „Derivativität“ (engl.: derivativity) spricht.¹²⁷ Dinge entlehnen Merkmale von ihren ontologischen Komponenten, ohne dass daraus folgen würde, dass ihnen deshalb diese Merkmale „nicht wirklich“ zukämen.¹²⁸ Diese Derivativität betrifft nicht nur die räumliche Ausdehnung selbst, sondern auch die mit der Ausdehnung gegebenen Modifikationen. Dinge sind groß, weil ihr Material eine bestimmte Größe hat; sie sind schwer, weil ihr Material eine bestimmte Masse hat, etc. Dies wird uns noch ausführlicher beschäftigen, auch unter der Rücksicht der Frage, ob Dinge nur Modifikationen aufweisen, die derivativ auf ihren Materialaspekt sind, oder in genauer festzulegender Weise nicht auch auf Bestimmungen des Formaspekts. Das aber führt uns tief in eine Theorie von Eigenschaften, die in einem späteren Abschnitt (3.12) Thema sein wird.

An dieser Stelle können wir zusammenfassend festhalten, dass der Materialaspekt dinglicher Komposita weder selbst ein hylemorphisches Kompositum ist, noch rein bestimmungslose *materia prima*. Material ist bestimmt, im Falle materiellen Materials aufgrund seiner ursprünglichen dreidimensionalen Räumlichkeit, wodurch jene

¹²⁶ Vgl. Kanzian 2016, 52ff.

¹²⁷ Vgl. Rudder-Baker 2007, 37ff, wobei diese „Bedienung“ ohne Übernahme von Rudder-Bakers spezifischer Konstitutionstheorie geschieht.

¹²⁸ Ebd., 39: „If x has a property derivatively, x still really has it“.

Typen oder Determinablen von Modifikationen gegeben sind, die wir auch „extensional“ nennen können. Hylemorphischen Komposita kommen räumliche Ausdehnung und mit ihr verbundene Modifikationen derivativ zu, insofern sie durch dieses ihr Material komponiert sind.

Hylemorphische Komposition

Was aber sind nun jene Relationen, welche die hylemorphischen Komponenten zum Kompositum bzw. untereinander verbinden? Diese Fragen stehen paradigmatisch für das Thema „hylemorphische Komposition“. Bzgl. der ersten Frage finden sich in der Literatur Lösungsansätze, die sich an Relationen orientieren, die bereits aus anderen theoretischen Kontexten erprobt sind: etwa die *Teil-Ganzes-Beziehung* oder *Konstitution*. Bzgl. der zweiten Frage kann zwischen monistischen bzw. reduktionistischen und „robust pluralen“ Ansätzen¹²⁹ unterschieden werden. (Nur) Letztere werden nach einer zweistelligen Beziehung zwischen Material und Form suchen.

Bevor wir hier diesen Themenkomplex angehen, muss vorangestellt werden, dass zur Entwicklung einer alltagsontologischen Theorie der Relationen noch Voraussetzungen darzulegen sind, die weit über den inhaltlichen Bogen dieses Abschnitts hinausreichen. Somit soll hier nur, in Fortentwicklung von bisher Gesagtem, eine Richtung angedeutet werden, wie hylemorphische Komposition verstanden werden kann, und wie nicht. In diesem Sinne versuchen wir einige Abgrenzungslinien bzgl. hylemorphischer Komposition zu zeichnen, die sich am inneren Aufbau der Grundelemente der alltäglichen Lebenswelt, von Dingen als komplexen Einheiten per se, orientieren.

Bereits aus der Wiederholung des Bekenntnisses zu dinglichen komplexen Einheiten per se als den Grundelementen der alltäglichen Lebenswelt, bzw. zur alltäglichen Lebenswelt als der einen Ebene der Wirklichkeit, lässt sich eine wichtige Vorentscheidung bzgl. des Verständnisses hylemorphischer Bildungsrelationen gewinnen: Es werden jene Relationen auszuschneiden sein, die Dinge „bottom up“, also von (vermeintlichen) Entitäten an einer mikrophysikalisch aufweisbaren Basis her, rekonstruieren. Da wir Koslickis mereologischen Hylemorphismus, der sowohl die individuelle Form als auch das Material eines dinglichen Kompositums als *echte Teile* desselben erachtet, bereits unter dieser Rücksicht kennengelernt und kritisiert haben, soll hier Rudder-Bakers *Konstitutionstheorie* beispielhaft diskutiert werden.

¹²⁹ Zum Begriff „robust plural“ vgl. Koslicki 2018, 114.

Da Lynne Rudder-Baker, im Unterschied zu Kathrin Koslicki, nicht die hier eingeführte Begrifflichkeit bzgl. Material und Form verwendet, muss zunächst dargelegt werden, inwiefern ihre Konstitutionstheorie überhaupt für unser Thema der hylemorphischen Komposition in Betracht zu ziehen ist. Ein Ansatz dazu lässt sich aus ihrem Bekenntnis zum „Aristotelismus“ gewinnen.¹³⁰ Dieser zeigt sich bei Rudder-Baker u.a. darin, dass sie alltägliche Dinge als *Einheiten* auffasst, die wir gemäß unseren Unterscheidungen durchaus als *komplex* und *per se*, bestehend aus Material und Organisationsprinzip, deuten können. Keiner Interpretation bedürftig ist Rudder-Bakers These, dass Dinge Vorkommnisse (genau) einer „primären Art“ (engl.: „primary kind“) sind.¹³¹ Diese Arten bestimmen die Dinge unter der Rücksicht ihrer Persistenz.¹³² Dies entspricht dem, was wir über *species infimae* bzw. die sortale Dependenz, nicht nur der synchronen, sondern auch der diachronen Identität gesagt haben. Außerdem gibt es durchaus auch eine, die primäre Art repräsentierende Instanz in den Dingen. Rudder-Baker nennt sie nicht individuelle Form, sondern „primary kind property“.¹³³ Ohne in Details der Rudder-Baker Exegese einsteigen zu können, stellen wir fest, dass die ontologischen Funktionen dieser „Eigenschaft“ deutlich an jene individueller Formen erinnert.¹³⁴

Jene Relation aber, welche komplexe dingliche Einheiten hervorbringt, ist *Konstitution*. Konstitution ist nicht Identität, sie ist aber eine genuine Einheits-Relation, sodass man davon sprechen kann, dass das Konstituierte in Einheit mit seiner Konstitutionsbasis besteht. Auch hier wird eine Parallele zu hylemorphischen Einheiten deutlich, die ja Einheiten aus den sie komponierenden Strukturelementen sind, ohne dass man sie mit einem der Komponenten identifizieren könnte. Rudder-Bakers Beispiele bestätigen diese Parallele: Ein Marmorblock konstituiert eine Statue, unter günstigen Umständen, sprich durch gestaltende Einwirkung einer Bildhauerin.¹³⁵ Zwischen Marmorblock und Statue besteht Einheit, ohne Identität. Diese Einheit ist übrigens maßgeblich für die Derivativität von Eigenschaften, die uns im vorhergehenden Abschnitt bereits begegnet ist und dort gute Dienste geleistet hat. Die Statue

¹³⁰ U.a. Rudder-Baker 2007, 32.

¹³¹ Ebd., 33.

¹³² Ebd., 35.

¹³³ Ebd., 34.

¹³⁴ So ist sie den Dingen „wesentlich“ (ebd., 34), bestimmt ihre kausalen Kräfte sowie ihre spezifischen Vermögen und weist ihren Dingen auch einen Ort im hierarchischen Gefüge von Rudder-Bakers Vielschichten-Modell der Wirklichkeit zu (ebd., 112).

¹³⁵ Ebd., 36.

hat derivativ u.a. eine bestimmte Masse, weil ihre Konstitutionsbasis, der Marmorblock, diese Masse hat.

Was spricht nun dennoch dagegen, Konstitution in einem explizit hylemorphistischen Theorienkonzept als Bildungsrelation anzunehmen?

Zunächst können wir Gründe anführen, die auch bei der Zurückweisung des mereologischen Hylemorphismus eine Rolle gespielt haben. Ähnlich wie Koslickis Teil-Ganzes-Beziehung besteht auch Rudder-Bakers Konstitution als Bildungsrelation zwischen Vorkommnissen derselben Kategorie, also zwischen Dingen. Dinge konstituieren, aufgrund ihrer primären Art, unter geeigneten Umständen Dinge einer anderen primären Art.¹³⁶ Vielleicht noch konsequenter als bei Koslicki wird diese Idee der Ding-Ding-Konstitution vor dem Hintergrund eines Viel-Schichten-Modells der Wirklichkeit entwickelt.¹³⁷ Von unten herauf, also bottom up, konstituieren Dinge andere Dinge auf höheren Schichten der Wirklichkeit. Dass dabei auf einer subatomaren Ebene begonnen wird, macht Rudder-Baker an verschiedenen Stellen klar. Bemerkenswert ist auch der Verweis auf Emergenz. Es wird der Anspruch erhoben, durch Konstitution Emergenz begrifflich zu explizieren, also das Hervorgehen von neuen Individuen, welche sich durch Vermögen und kausale Kräfte auszeichnen, die nicht durch Verweis auf die Ausgangsbasis rekonstruiert werden können.¹³⁸

Dabei wird, ebenso wie bei Koslicki, vorausgesetzt, dass man auf allen Ebenen der Wirklichkeit, bis „hinunter“ zur physikalischen Basis, Entitäten der Ding-Kategorie vorfinden kann. Diese Voraussetzung aber ist sehr stark, ja gewagt, insbesondere, wenn man Dinge in einem ontologisch-technischen Sinn einführt. Als unverdächtigen Unterstützer einer skeptischen Haltung gegenüber mikrophysikalischen Dingen können wir Peter Simons anführen, der ja gerade darauf hingewiesen hat, dass eine Ding- oder Substanzontologie lediglich die alltägliche Lebenswelt, gerade nicht ihre (vermeintliche) physikalische Basis erreicht. Dort gibt es keine komplexen Einheiten per se.¹³⁹

Ein weiteres Problem jedweder Viel-Schichten-Modellierung der Wirklichkeit ist die Frage nach einer „untersten Ebene“. Gibt es eine solche nicht, wird jede Viel-

¹³⁶ Ebd., 36: „Constitution is a relation that things have in virtue of their primary kinds. [...] when things of certain primary kinds are in certain circumstances, things of new primary kinds [...] come into existence.“ Eine technische Definition dieser Beschreibung gibt die Autorin in ebd., 161.

¹³⁷ Ebd., 112, 235f. Ebd., 235, wird die Konsequenz der Konstitutionstheorie beim Aufbau eines Viel-Schichten-Modells gegenüber mereologischen Theorien betont.

¹³⁸ Ebd., 237.

¹³⁹ Vgl. Abschnitt 2.11.

Schichten-Wirklichkeit nach unten hin bodenlos, durchaus auch in einem nicht-metaphorischen Sinn. Worin aber besteht diese unterste Ebene bzw. wie lässt sie sich aufweisen? Rudder-Baker scheint dies als Problem einzuräumen,¹⁴⁰ gibt aber für etwaige Lösungen eher vage Ansätze. So geht sie, wie Koslicki, davon aus, dass sich die Frage nach einer untersten Ebene der Wirklichkeit nicht mit metaphysischen Argumenten entscheiden ließe, es aber – „for all we know“ auch keine empirisch, sprich physikalisch gesicherte fundamentale Ebene gebe.¹⁴¹ In eine andere Richtung geht der Hinweis, dass es sich bei ihrem Modell um kein rigides handle, die verschiedenen Schichten jedenfalls nicht „well-ordered“ wären.¹⁴² All dies scheint, und damit sei die Kritik auf den Punkt gebracht, aber doch zu vage zu sein für eine ontologische Theorie, welche auf der Annahme verschiedener Schichten der Wirklichkeit beruht. Wenn die unterste Ebene ungeklärt ist, bleiben das auch die oberen. Das betrifft die diskutierte Konstitutionstheorie aber im Kern, da diese nur im Kontext einer solchen Viel-Schichten-Konzeption der Wirklichkeit vertreten werden kann.

Ein zusätzlicher Aspekt der Kritik an Viel-Schichten-Theorien ist ontologietheoretisch. Der von Rudder-Baker vorgenommene Hinweis auf Emergenz erleichtert seine Darlegung. Viel-Schichten-Theorien benötigen eine *Erklärung*, wie sich die unterschiedlichen Schichten zueinander verhalten bzw. auseinander entwickeln. Emergenz, so die Spitze der Kritik, kann nun aber bestenfalls zur *Beschreibung* eines komplexen Sachverhaltes dienen, nicht aber zur Bereitstellung einer solchen Erklärung.¹⁴³ Was vorliegen mag, ist eine bestimmte Korrelation von „höheren“ Vermögen bzw. kausalen Kräften und „tieferen“, rein physikalischen Konstellationen; wobei die Ersteren aus den Letzteren nicht rekonstruiert werden können. Die Beschreibung einer solchen Korrelation wird in Emergenz-Theorien, ohne Begründung, als Abhängigkeit *gedeutet*, die dann ihrerseits zu einer *Erklärung*, bottom up, des Verhältnisses verschiedener Schichten der Wirklichkeit herangezogen wird. Was aber genau genommen vorliegt, sind Individuen mit bestimmten Vermögen und kausalen Kräften und solche, welche diese nicht haben.¹⁴⁴ Es spricht nichts dagegen, deren Korrelation

¹⁴⁰ ... etwa durch mehrmalige Verweise auf Jonathan Schaffers kritischen Artikel bzgl. dieser Frage: Is There a Fundamental Level?, hier Schaffer 2003.

¹⁴¹ Rudder-Baker 2007, 101; bzw. 58, wo die Frage explizit als „empirisch“ eingestuft wird.

¹⁴² Ebd., 236.

¹⁴³ Diese Kritik habe ich in Kanzian 2016, 40-47, im Hinblick auf „Supervenienz“ entwickelt. Sie lässt sich ohne Einschränkung auf Emergenz bzw. Konstitution im Sinne von Rudder-Baker anwenden.

¹⁴⁴ Kim 1993, 168, spricht in diesem Zusammenhang von einem „phenomenological claim“, im Unterschied zu einer „theoretical explanation“. Heil 2003, 67, bezeichnet die vorliegende Korrelation als Kovariation (engl., verb.: to covary). Die Stoßrichtung der Kritik ist dieselbe: Die Beschreibung einer Kovariation ist keine Erklärung, wie sich das Kovariierende zueinander verhält.

„Emergenz“ zu nennen. Erklärt wird durch diese Benennung aber nichts. Dass Konstitution bei Rudder-Baker im Kontext einer Emergenz-Theorie dargelegt wird, macht die Kritik der Verwechslung von Beschreibung und Erklärung auf Konstitution anwendbar. Rudder-Baker beschreibt komplexe Sachverhalte, dass etwa ein (vermeintliches) Ding x der Art F vorkommt, und, unter günstigen Umständen, in Einheit mit einem Ding y der von F verschiedenen Art G besteht. Diese Korrelation wird mit dem technisch eingeführten Begriff „Konstitution“ bezeichnet. Der Zusammenhang zwischen dem F-Sein von x und dem G-Sein von y wird dadurch beschrieben, erklärt aber definitiv nicht.

Zum Abgleich: Lebensweltliche Ein-Ebenen-Konzeptionen der Wirklichkeit brauchen solche Erklärungen nicht. Alltagsontologisch gesehen, befinden sich hylemorphische Komposita und ihre Komponenten auf einer, nämlich der einzigen Ebene der Wirklichkeit. Sie dürfen auf Emergenz¹⁴⁵ ebenso verzichten, wie auf Konstitution, jedenfalls im Sinne von Rudder-Bakers Bildungsrelation dinglicher Einheiten.

Damit ist auch der „rote Faden“ dieses Abschnitts wieder aufgegriffen. Die hylemorphischen Grundelemente der alltäglichen Wirklichkeit sind weder als Ganzheiten mereologischer Summen zu verstehen, noch als Konstitutionsprodukte. Damit kann freilich keine exhaustive Erörterung aller möglichen Kandidaten von Bildungsrelationen beansprucht werden; jedoch eine durchaus repräsentative, v.a. wenn man auch Emergenz und verwandte Beziehungen miteinbezieht. In aller Offenheit für Alternativen können wir die Richtung, in die wir das Thema hylemorphische Komposition weiterentwickeln, so angeben, dass es sich dabei um eine Beziehung handelt, die sich von Bildungsrelationen aus anderen theoretischen Kontexten unterscheidet, v.a. von solchen, die eine Bottom-up-Deutung der Wirklichkeit nahelegen. Die sich daraus ergebende Arbeitshypothese besteht darin, dass die hylemorphische Komposition von Grundelementen der alltäglichen Lebenswelt eine *Beziehung sui generis* ist. Es ist eine Relation eigener Art, deren weitere Explikation, wie eingangs des Abschnittes angedeutet, Voraussetzungen benötigt, die erst in späteren Teilen geliefert werden können.

Bislang war von jener hylemorphischen Bildungsrelation die Rede, welche Material und Form jeweils zur komplexen Einheit per se von Dingen verbindet. Wie aber verhalten sich Material und Form *zueinander*? Auch in der Beantwortung dieser zweiten, eingangs des Abschnitts aufgeworfenen Frage werden wir uns hier auf Grundlinien beschränken. Eine solche mag sich daraus ergeben, dass die individuelle Form und

¹⁴⁵ ... natürlich auch auf Supervenienz.

das Material im Hinblick auf das Kompositum als irreduzible Funktionsträger vorgestellt wurden. Die individuelle Form ist vor allem Identitäts- und Einheitsprinzip, das Material u.a. Basis von räumlicher Ausdehnung und den damit gegebenen Bestimmungs-Determinablen von Dingen. Aufgrund dieser irreduziblen Verschiedenheit in den Funktionen wird es, damit können wir uns wieder Koslicki anschließen, einen „robusten pluralen“ Ansatz benötigen, um das Verhältnis zwischen Material und Form zu interpretieren. Das bedeutet im Kern, dass weder Identität, noch irgendeine Art von Reduktion für die Bestimmung dieses Verhältnisses in Frage kommt.

Eine erste Alternative zu Identität bzw. Reduktion könnte darin bestehen, das Material als durch die Form *bestimmt* anzunehmen, wobei „Bestimmung“ als technischer Terminus für das Verhältnis einer Eigenschaft zu ihrem Subjekt oder Träger angenommen wird. Kurzum: Formen werden als Eigenschaften, etwa als strukturierende, des Materials konzipiert. Rudder-Bakers primary-kind-property könnte eine solche Interpretation nahelegen. Formen als Eigenschaften anzunehmen, hat aber, wie in vorhergehenden Abschnitten angedeutet, auch seine Schwierigkeiten. V.a. wenn man Formen als Identitätsprinzipien von Dingen annehmen möchte. Dann muss man nämlich Eigenschaften so konzipieren, dass sie diese Funktion erfüllen können – was für jede Ontologie von Eigenschaften eine große Herausforderung darstellt, um es zurückhaltend zu sagen. Auch im Hinblick auf das Kompositum wird eine derartige Konzeption fraglich: Können Eigenschaften Dinge komponieren? Eine derartige Annahme scheint letztlich eine Bündeltheorie von Dingen zu implizieren, wie sie etwa einer Tropen-Ontologie entspricht. Es kann hier nicht Aufgabe sein, Bündeltheorien zu widerlegen. Sie können jedoch, wieder unter Verweis auf vorhergehende Überlegungen, als mit einer alltagsontologischen Ding-Konzeption inkompatibel bezeichnet werden; insbesondere unter der Rücksicht, dass Bündel von Eigenschaften Einheiten per accidens sind, also aus einer Mehrzahl vorab bestehender Entitäten zusammengesetzt. Unsere Alltagsdinge aber sind Einheiten per se.

Will man derartige Implikationen vermeiden, tut man gut daran, Bestimmung als Deutung des Verhältnisses zwischen Material und Form abzulehnen. Analoges kann man im Hinblick auf einen weiteren Kandidaten vorbringen, nämlich *Instanziierung*. Einem derartigen Vorschlag gemäß, wären Formen am Material instanziiert, etwa das Schaf-Sein von Stephan an seinen organischen Bestandteilen. Die ontologischen Voraussetzungen eines solchen Vorschlags liegen auf der Hand: Sie bestehen im Kern in einer Deutung von Formen als Universalien, die der hier, mit Gründen, gewählten Theorie von *individuellen* Formen entgegensteht.

Auch in diesem Zusammenhang bleibt, bei aller Offenheit für weitere Vorschläge, als Arbeitshypothese die Annahme einer *Verbindung sui generis* zwischen Material und Form, die man im Anschluss an das vorhin bzgl. der hylemorphischen Bildungsrelation Gesagte als *Ko-Komposition* bezeichnen könnte. Material und Form verhalten sich als aufeinander irreduzible Kompositionselemente von komplexen Einheiten per se zueinander.¹⁴⁶ Auch an dieser Stelle müssen wir allerdings zur weiteren Erläuterung des gemachten Vorschlags auf folgende Abschnitte verweisen.

Damit können wir vorläufig das Thema hylemorphische Komposition beschließen, was in einer kurzen Zusammenschau mit den Ergebnissen des Abschnittes 2.1 über hylemorphische Dinge als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis geschehen soll.

Alltagsontologie geht, um es in Erinnerung zu rufen, davon aus, dass die Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis, systematisch reflektiert, jenen universalen Rahmen abgeben, welcher Deutungen der Annahmen auch spezieller Praktiken, etwa einzelwissenschaftlicher, im Hinblick auf Existenz bzw. Existierendes erlauben. Bei diesen Existenzvoraussetzungen unserer alltäglichen Praxis spielen Dinge, das sind synchron, diachron und quer-Welt-ein strikt identische, partikuläre Entitäten eine grundlegende Rolle. Dinge sind nicht einfach, sondern komplexe Einheiten, und zwar per se, d.h. nicht aus vorab bestehenden Entitäten per accidens aufgebaut. Hylemorphische Komponenten, Material und Form, sind somit selbst keine Ding-Entitäten, die etwa auf „tieferen“ Ebenen der Wirklichkeit existierten. Das Material von Alltagsdingen ist materiell, als solches ursprünglich dreidimensional räumlich ausge dehnt und bestimmt durch Modi oder Determinanten extensionaler Determinablen; das sind solche, die mit der räumlichen Ausdehnung gegeben sind. Die individuelle Form von hylemorphischen Komposita fungiert als deren Identitäts- und Einheitsprinzip. Da Formen unmittelbar mit Arten gegeben sind, ergibt sich auch die Art- oder sortale Dependenz der Identität von Dingen. Schließlich können wir festhalten, dass es plausibel ist, die hylemorphische Bildungsrelation, Komposition, als Beziehung sui generis anzunehmen, zumal mereologische Beziehungen und Aufbaurelationen im Kontext von Konstitution dafür nicht in Frage kommen. Material und Form ko-komponieren Dinge, die Grundelemente der alltäglichen Lebenswelt.

¹⁴⁶ Trotz aller Unterschiede in der Interpretation der hylemorphischen Bildungsrelation können wir uns hier wieder Koslicki anschließen, insofern sie beiden Bildungselementen, Form und Material, dieselbe Beziehung zum Kompositum zuspricht, vgl. u.a. Koslicki 2018, 115.

Damit können wir uns, im Sinne der Einleitung zum zweiten Hauptteil, Objekten im theoretischen Umfeld der eigentlichen Dinge widmen.

2.2 Objekte im Umfeld der Ding-Kategorie

Bevor wir die in der Überschrift angeführten Objekte behandeln, soll in einem ersten Abschnitt (2.21) die Anwendung des Kategorie-Begriffes auf die Dinge reflektiert werden. In der Folge widmen wir uns den besagten „Umfeld-Kandidaten“, bei denen wir die *Quasi-Individuen* (2.22), die Setzungen einzelwissenschaftlicher Praktiken, die wir paradigmatisch auch als *Quasi-Dinge* bezeichnen können (2.23), und schließlich einschlägige *Epiphänomene*, wie den Raum, untersucht werden (2.24). Ein finaler Check der Alltagsontologie-Tauglichkeit der Ergebnisse des zweiten Kapitels wird die Behandlung des Ding-Themas abrunden und abschließen (2.25).

2.21 Dinge als Kategorie von Entitäten

In den vorhergehenden Analysen wurde die Gesamtheit der Dinge bereits immer wieder als „Kategorie“ bezeichnet. In Anwendung der gegebenen Einführung von „Kategorie“ können wir nun fragen, warum dies angebracht ist bzw. was das für die Dinge als Grundelemente der alltäglichen Wirklichkeit bedeutet. Vehikel wird die Anwendung der in der Einleitung genannten vier Kriterien für die Zugehörigkeit zu einer Kategorie auf die Gesamtheit der Dinge sein. Dabei sollen ontologisch relevante Distinktionen im Bereich der Dinge berücksichtigt und integriert, sowie der Substanz-Begriff, eine traditionelle Kategorien-Bezeichnung, verortet werden.

Im einleitenden Kapitel wurden Kategorien eingeführt als allgemeinste Gattungen von Entitäten, die (i) in ihrer räumlichen und zeitlichen „Gestalt“, (ii) in der Weise ihrer Artzugehörigkeit, (iii) hinsichtlich ihrer Identität, schließlich (iv) in ihren Abhängigkeitsverhältnissen übereinstimmen. Damit sind auch schon jene Kriterien genannt, aufgrund derer wir nun alle Dinge und nur diese als Vorkommnisse ein und derselben Kategorie ausweisen wollen.

Genau genommen hat die anvisierte Untersuchung zwei Richtungen: Ob nämlich tatsächlich alle Dinge den genannten Kriterien entsprechen; bzw. ob nur Dinge, keine anderen Entitäten, das tun.

Wenn wir den hier entwickelten Begriff eines Dinges in Anschlag bringen, sollten sich daraus auf die Kriterien (i)-(iv) bezogene Antwortstrategien hinsichtlich der

ersten Untersuchungsrichtung ergeben. Demnach sind Dinge die grundlegenden Partikularien, komplexe Einheiten per se, komponiert aus ursprünglich räumlich ausgedehntem, materiellem Material und individueller Form, welche sortal dependent als Prinzip ihrer Einheit und ihrer synchron, diachron sowie quer-Welt-ein strikten numerischen Identität fungiert. Die These ist, dass alle Entitäten, welche diese Definition erfüllen, auch in den angeführten Kategorien-Kriterien übereinstimmen.

Es wäre natürlich uferlos, jetzt alle Sorten oder Arten von Dingen einer Überprüfung im Hinblick auf diese Kriterien zu unterziehen. Eine allgemeine, aber ontologisch durchaus relevante Distinktion ist bei den Dingen aber zu berücksichtigen: Nicht nur in den gegebenen Beispielen, sondern auch in den theoretischen Explikationen haben wir mit einer Unterscheidung operiert, die gerade im Hinblick auf die kategoriale Einheit darzulegen ist, und zwar zwischen Lebewesen, wie unserem Stephan, und artifiziell, d.h. von Menschen hergestellten Gegenständen, wie dem Bierkrug in der Einleitung und der ehernen aristotelischen Kugel in der Erläuterung der hylemorphischen Bildungselemente. In diesem Zusammenhang wurde ja explizit darauf hingewiesen, dass sich die individuelle Form von Lebewesen und die von Artefakten unterscheiden. Bei Letzterem war von einem „Plan“ die Rede, der auf herstellende bzw. gebrauchende Menschen zurückzuführen ist; bei Ersterem von Leben, das ontologisch unabhängig von menschlichem Bewusstsein besteht.

Hier kann es nicht darum gehen, eine umfassende Theorie von Artefakten, in Abhebung von Lebewesen, darzulegen.¹⁴⁷ Festhalten können wir jedenfalls, dass es sich bei Artefakten um *bewusstseinsabhängige* Entitäten handelt,¹⁴⁸ bei Organismen jedoch nicht. Die Frage ist, ob die Distinktion zwischen Artefakten und Lebewesen der kategorialen Einheit ihrer Vorkommnisse entgegensteht, oder nicht. Im Folgenden möchte ich zeigen, dass sich aus den Kriterien (i) bis (iv) Argumente für die kategoriale Einheit von Artefakten und Lebewesen ergeben.¹⁴⁹

Ad (i): Vorkommnisse beider Gruppen gehören zu den konkreten Individuen, was besagt, dass sie eine bestimmte räumliche und zeitliche Gestalt haben. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang, dass es sich sowohl bei Artefakten als auch Lebewesen um drei-, nicht aber um vierdimensionale Entitäten handelt. Weder Artefakte noch Lebewesen haben eine zeitliche Ausdehnung, die es gestatten würde, sie selbst als

¹⁴⁷ Siehe dazu Kanzian 2009, II – 1.

¹⁴⁸ Siehe u.a. Rudder-Baker 2007, 51; Rapp 1995, 487. Dort wird die Bewusstseinsabhängigkeit der Artefakte interpretiert als eine Abhängigkeit von einer menschlichen Zwecksetzung.

¹⁴⁹ Ich orientiere mich dabei an Kanzian 2009, II – 3.2: Warum Artefakte und Lebewesen derselben Kategorie angehören.

Summen zeitlicher Teile aufzufassen. Vorkommnisse beider „Genera“ von Dingen sind durch die Zeit oder diachron in einem strikten Sinn dieselben. Sie sind Endurer. Wie ihre Zeitlichkeit genauer zu bestimmen ist, wird Gegenstand der Untersuchung folgender Kapitel sein. Um es kurz vorwegzunehmen: Zeitliche Merkmale werden Artefakten und Lebewesen zukommen, insofern sie in Ereignisse und Zustände eintreten, welche ihrerseits als Konstituenten zeitlicher Verhältnisse fungieren. Das aber betrifft Artefakte und Lebewesen gleichermaßen. Dasselbe gilt für ihre räumliche Ausdehnung. Sowohl Lebewesen als auch Artefakte bestehen aus materiellem Material. Dabei spielt es keine Rolle, dass die Bandbreiten der Materien, welche Lebewesen und welche Artefakte komponieren, voneinander abweichen mögen. Entscheidend ist, dass jedes materielle Material ursprünglich räumlich ist, somit Artefakte und Lebewesen auf dieselbe Weise Konstituenten räumlicher Verhältnisse sind. Gemäß Kriterium (i) gehören Artefakte und Lebewesen oder Organismen derselben Kategorie an.

Ad (ii): Dieses Kriterium rekurriert auf die Weise der sortalen Bestimmung der Identität von Entitäten. Auch hier gilt es zunächst, nicht sämtliche Unterschiede zwischen Artefakten und Lebewesen unter den Tisch zu kehren. Einer besteht, wie angedeutet, darin, dass sich die Artzugehörigkeit der Organismen zeit ihrer Existenz nicht ändert, was bei Artefakten, um es vorsichtig zu formulieren, fraglich ist. Dennoch, und das ist im Hinblick auf das Kriterium der springende Punkt, gehören sowohl Artefakte als auch Lebewesen zu ein und demselben Zeitpunkt genau einer species infima an, welche ihre Identität in eingeführtem Sinne sortal determiniert. Ihre Identität ist nicht sortal relativ, wie die synchrone Bestimmtheit der Identität einer Entität, etwa eines Ereignisses, durch eine Mehrzahl von Arten in der Literatur bezeichnet wird.¹⁵⁰ Ergänzen können wir, dass es, sowohl bei Artefakten als auch bei Lebewesen, ihre individuellen Formen sind, welche die jeweiligen species infimae in ihrer komplexen Einheit repräsentieren und damit als Einheits- und Identitätsprinzip fungieren. Auch Kriterium (ii) spricht für die kategoriale Einheit von Artefakten und Lebewesen.

Ad (iii): Wir kommen damit zu jenem Kriterium, das auf die Identität von Entitäten abzielt. Dabei ist zunächst in Betracht zu ziehen, dass dieses Kriterium nicht isoliert von (i) und (ii) zu sehen ist. Das Faktum, dass sowohl Artefakte als auch Lebewesen Endurer sind, *strikt* identisch, nicht nur synchron, sondern auch diachron und quer-Welt-ein, ist maßgeblich für die Erfüllung von Kriterium (iii). Das Gleiche

¹⁵⁰ Vgl. dazu Runggaldier/Kanzian 1998, 152ff.

gilt für die sortale Dependenz der Identität sowohl von Artefakten als auch von Lebewesen.

Ein zusätzlicher Gesichtspunkt lässt sich im Anschluss an jenes Diktum anfügen, das bereits in der Einleitung zur Erläuterung des Kriteriums angeführt wurde: *Unum convertitur cum ente*. Einheit zu sein, so können wir dies interpretieren, ist nicht nur maßgeblich für die Abgrenzung von etwas gegenüber allem anderen, also für seine Individuation, sondern auch für seinen Status als Entität und damit seine numerische Identität. Im Falle von einfachen Einheiten und komplexen Einheiten *per se* liegt das auf der Hand: Numerisch verschiedene Entitäten können nicht in solcher Einheit bestehen. Und keine einfache Einheit bzw. komplexe Einheit *per se* kann numerisch verschiedene Entitäten umfassen.

Somit, und darauf wollen wir hier hinaus, steht das Identitäts-Kriterium (iii) in engem Zusammenhang mit der Weise, Einheit zu sein. Artefakte und Lebewesen aber sind *gleichermaßen* komplexe Einheiten *per se*. Beide bestehen aus verschiedenen und verschiedenartigen Komponenten, die jeweils als Material und als Form interpretiert werden können. Bereits bei der Behandlung von Kriterium (ii) wurde erwähnt, dass es die Form ist, welche im artifiziellen wie im organischen Kompositum als Prinzip von Einheit und Identität fungiert.

All das mag zusammengekommen hinreichend sein, um Artefakte und Lebewesen auch gemäß Kriterium (iii) als Vorkommnisse einer Kategorie auszuweisen.

Ad (iv): Wie aber steht es mit jenem Kriterium, das sich auf Abhängigkeitsbeziehungen bezieht? Aufgrund der charakteristischen Bewusstseinsabhängigkeit der Artefakte sowie der Bewusstseinsunabhängigkeit der Organismen lässt es, zumindest auf den ersten Blick, gewisse Zweifel an der kategorialen Einheit von Artefakten und Lebewesen aufkommen.

Um zu zeigen, dass Artefakte und Lebewesen ein und derselben Kategorie angehören, muss diese Art von Abhängigkeit im Kontext von Kriterium (iv) relativiert werden. Dies kann durch Verweis auf *Grenzgänger* zwischen Artefakten und Lebewesen geschehen, die diesen Status aufgrund von Bewusstseinsabhängigkeit erhalten. Denken wir an Organismen bzw. Arten von Organismen, die von menschlichem Bewusstsein ebenso abhängen wie nicht-organische Artefakte das tun, etwa durch Genmanipulation hervorgebrachte Lebewesen bzw. Spezies. Wenn wir allgemein annehmen, dass „Grenzgängertum“ zwischen Gruppen von Entitäten kategoriale Verschiedenheit ausschließt, kann eine auf Bewusstseinsabhängigkeit beruhende Distinktion keine kategoriale Verschiedenheit begründen.

Um die ontologische Relevanz der Distinktion zwischen Artefakten und Lebewesen dennoch zu betonen, kann man sie in einem ontologischen Ordnungsschema unterschiedlichen *Genera* zuweisen; wobei man unter einem Genus eine allgemeine Gattung von Entitäten auffassen mag, die sich durch spezifische Differenzierung unmittelbar aus einer Kategorie ergibt. Bewusstseinsabhängigkeit mag hier als Ansatz dienen, der durch den Verweis auf die eigentümliche individuelle Form von Artefakten ontologisch erläutert werden kann. Als *Substanzen* hingegen könnte man die Vorkommnisse jenes Genus der Ding-Kategorie bezeichnen, die unabhängig von menschlichem Bewusstsein existieren und deren individuelle Form in einem Lebensprinzip besteht.

Nach diesem Versuch, den traditionellen Substanz-Begriff weg von einer Kategorien-Bezeichnung, hin zum Namen für ein Genus der Dinge zu führen, zurück zu (iv): Gleichheit in Abhängigkeitsbeziehungen als Kriterium kategorialer Einheit.

Im Hinblick auf Artefakte und Lebewesen ist in diesem Zusammenhang ihr gemeinsamer Status als *grundlegende* Partikularien maßgeblich. Andere Partikularien, etwa Ereignisse und partikuläre Eigenschaften oder Modi, hängen in einer, noch näher zu bestimmender Weise ontologisch oder in ihrer Existenz von Dingen ab; Dinge hingegen sind in einem, ebenso genauer zu klärenden Sinn von diesen ontologisch unabhängig. Entscheidend ist, dass diesbezüglich zwischen Artefakten und Lebewesen gerade kein Unterschied besteht. Dies gewährleistet auch die funktionale Ununterscheidbarkeit im Hinblick auf die Weise, wie Artefakte und Lebewesen Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis sind; bzw. wie sie sich gemeinsam unter dieser Rücksicht von Ereignissen und von Modi unterscheiden. Im Zusammenhang mit dem Thema Identifikation bzw. Reidentifikation haben wir diesen Aspekt bereits kennengelernt, in den Hauptteilen 3 und 4 wird dieser Gesichtspunkt näher dargelegt.

Jedenfalls ist diese Weise ontologischer Abhängigkeit der Ereignisse und Modi von Dingen so, dass sie Grenzgängertum, wie wir das im Hinblick auf Bewusstseinsabhängigkeit festgestellt haben, ausschließt. Es ist m.a.W. ausgeschlossen, dass es irgendein Ding gibt, das von einem Ereignis bzw. von einem Modus so abhängt, wie das ein Ereignis bzw. ein Modus von einem Ding tut. Das ist, nicht zufällig, ebenso ausgeschlossen wie Grenzgängertum zwischen der Dreidimensionalität der Dinge und der noch zu erläuternden Vierdimensionalität der Ereignisse bzw. Modi.

Wir kommen zum Schluss, dass sich Lebewesen und Artefakte in den für kategoriale Einteilungen maßgeblichen Abhängigkeitsbeziehungen nicht unterscheiden, und sie somit auch gemäß Kriterium (iv) als Vorkommnisse ein und derselben Kategorie gelten können.

Wir haben die Einheit der Ding-Kategorie bislang ausschließlich im Hinblick auf die Distinktion zwischen Lebewesen und Artefakten verteidigt. Gibt es nicht noch anderes, was diese Einheit in Frage stellt, Objekte, die weder Organismen noch artifiziell hergestellte Gegenstände sind, z.B. Goldklumpen, Wasserpflützen, natürliche Formationen wie Seen, Berge, bzw. Atome, subatomare Teilchen, bzw. Zahlen, bzw. der Raum o.ä..

All das, so eine vorläufige Antwort, sind Objekte, welche die gegebene Ding-Definition nicht erfüllen, was sie in unserem Kontext bestenfalls zu Kandidaten für eine Untersuchung der zweiten Richtung macht: Gibt es Nicht-Dinge, die als weitere Genera innerhalb jener Kategorie fungieren können, denen Artefakte und Lebewesen angehören? Die folgende genauere Analyse besagter Kandidaten sollte eine negative Antwort umgehend klarmachen. Es handelt sich dabei um Objekte im ontologischen Umfeld der Ding-Kategorie, ohne Entitäten, somit Kategorien-Status. Somit sei es an dieser Stelle angenommen, dass Artefakte und Lebewesen oder Substanzen die (einzigen) Genera der fraglichen Kategorie sind, was sich im Fortgang der Theoriebildung dieses Buches festigen und bestätigen möge.

Mit diesem Ergebnis gehen wir zur angekündigten Analyse von „Umfeld-Objekten“ der Ding-Kategorie über. Wir wollen uns diesem „Umfeld“ widmen, indem wir die Distinktion aufgreifen zwischen Dingen in eigentlicher ontologischer Rede und einschlägigen uneigentlichen oder *Als-ob*-Redeweisen: Wir reden über die Umfeld-Objekte so, *als ob* sie Dinge wären, obwohl ihnen wesentliche Charakteristika von hylemorphischen Einheiten fehlen; teils deshalb, weil sie dennoch irreduzibel zur alltäglichen Lebenswelt gehören, teils weil wir sie in verschiedenen, speziellen Praktiken, über das Husserlsche Erfahrbare hinaus, zur Erfüllung bestimmter theoretischer Zwecke *setzen*. Beides kann und soll hier von der ontologisch eigentlichen Rede über Dinge her rekonstruiert werden.

2.22 Quasi-Individuen

Eine Einstiegsbestimmung der Objekte, die wir hier „Quasi-Individuen“ nennen wollen, wurde gerade eben erst gegeben: Als Bestandteile der alltäglichen Lebenswelt kommen ihnen Funktionen zu, welche mit jenen der Dinge überlappen, obwohl ihnen wesentliche Merkmale hylemorphischer Einheiten fehlen und sie schon deshalb – wie im Folgenden klar werden sollte – zumindest die Kriterien (ii) und (iii) für kategoriale Einheit mit Lebewesen und Artefakten, also den Dingen im eigentlichen Sinn, nicht erfüllen.

Die Quasi-Individuen sind uns im Zuge der Ausführungen in diesem Buch bereits begegnet, und zwar bei der Erörterung des Material-Begriffs, wo sie eine nicht unbedeutende Rolle bei der Zurückweisung einer *Materia-prima*-Konzeption gespielt haben. Aber der Reihe nach.

Um zu einer Charakterisierung von Quasi-Individuen zu kommen, können wir uns auf Jonathan Lowe berufen, insofern er diese als Objekte kennzeichnet, denen eine *Form*, im Anschluss an die hier vorgenommene Begriffsbildung können wir auch sagen eine *individuelle* Form, fehlt.¹⁵¹ Insofern individuelle Formen Einheitsprinzipien sind, fehlt ihnen somit, wie auch Lowe explizit sagt,¹⁵² natürliche oder bestimmte *Einheit* und genuine *Individualität*.¹⁵³ Dass wir im Alltag mit ihnen dennoch, *quasi* wie mit (dinglichen) Individuen umgehen, wie die folgenden Beispiele zeigen werden, rechtfertigt ihre Bezeichnung als Quasi-Individuen. Da wir uns hier mit Quasi-Individuen im theoretischen Umfeld der Ding-Kategorie beschäftigen, können wir daran anknüpfen, dass nicht alles, womit wir im Alltag so umgehen, als ob es ein Ding wäre, auch in einem ontologisch technischen Sinn ein Ding ist. Bei Lowe finden wir die Wendung: „[...] not everything is a *thing*.“¹⁵⁴

Für Lowe ergibt sich aus dem Mangel an Individualität und Einheit weiters, dass man derartige Objekte nicht bestimmt zählen kann. Quasi-Individuen haben keine *bestimmte Zählbarkeit* (engl.: determinate countability).¹⁵⁵ Wie sollte man auch etwas zählen können, wovon man nicht anzugeben vermag, worin seine Einheit besteht, bzw. wie man es von anderem abgrenzen kann? Zur Gegenprobe: Für hylemorpheische Einheiten stellt Zählbarkeit kein Problem dar. Aufgrund ihrer Individualität, beruhend auf einem art-spezifischen Einheitsprinzip, das ist ihre individuelle Form, können wir beispielsweise mit Bestimmtheit angeben, wie viele Schafe sich auf einer Weide befinden.

Damit können wir Quasi-Individuen nunmehr als Objekte auffassen, denen mangels einer individuellen Form eben ein Einheitsprinzip fehlt; somit keine Individualität vorliegt, die es gestatten würde, diese bestimmt zu (re-)identifizieren, wie es u.a. für bestimmte Zählbarkeit erforderlich wäre.¹⁵⁶

¹⁵¹ Vgl. Lowe 1998, 76.

¹⁵² Ebd.

¹⁵³ Zur Einführung von „genuine Individualität“ siehe Fußnote 124.

¹⁵⁴ Lowe 1998, 58. *Hervorhebung* Lowe

¹⁵⁵ Ebd., 74, 76.

¹⁵⁶ Lowe nimmt an, dass Quasi-Individuen, trotz des Fehlens von bestimmter Einheit, Individualität und Zählbarkeit, *Identitätsbedingungen* unterliegen, ihnen folglich Identität zukommt. Bei ihm ergibt sich diese Annahme zunächst aus einer vierfachen Kategorisierung dinglicher und „ding-naher“ Objekte.

Wenn wir nun endlich auch Beispiele anführen, sollte die gegebene begriffliche Bestimmung nachvollziehbarer und auch theoretisch durchsichtiger werden. Paradigmatische Quasi-Individuen sind *Massen* oder *Stoffe* bzw. *Stoffportionen* (engl.: stuff, portions of stuff) wie Gold, Wasser, Kohle. Auch bei einer näheren Charakterisierung von Stoffen kann Lowe helfen, indem er sie als „space-filling material which is infinitely divisible, throughout its extension, into parts [...]“¹⁵⁷ bestimmt. Bleiben wir beim zuerst genannten Beispiel. Eine Portion Gold mag eine gewisse Gestalt haben, was ihr dennoch fehlt, ist das, was man in einem ontologischen Sinn als individuelle Form bezeichnen könnte. Daraus ergibt sich, dass ihre Einheit und Individualität unbestimmt bleiben muss. Das folgt auch aus dem, was Lowe infinite oder auch beliebige Teilbarkeit nennt. Jeder beliebige Teil einer Portion Gold ist ebenfalls eine Portion Gold, sodass auch klar wird, warum hier keine bestimmte Zählbarkeit vorliegt.

Bemerkenswert, auch im Kontext der Untersuchungen dieses Buches, ist Lowes Bestimmung von Stoff als „space-filling material“. Zwei Rücksichten seien explizit gemacht: Zum einen wird Stoff damit als Material bestimmt. Das entspricht der Auffassung, dass Stoff den Material-Aspekt eines hylemorphischen Dinges ausmachen kann. Wir haben ja gesehen, dass Dinge einen stofflichen oder materiellen Material-Aspekt aufweisen. Aus einer Portion Gold kann man gut und gern ein Ding, Genus Artefakt, formen, z.B. einen Ring. Zum anderen hebt Lowe mit dem Attribut „space filling“ die ursprüngliche Räumlichkeit von Stoff bzw. Material hervor, die wir in einschlägigen Passagen ebenfalls betont haben. Materielles Material ist ursprünglich

Demnach gibt es solche in einem engen und eigentlichen Sinn, mit Identität und bestimmter Zählbarkeit. Dann nimmt er *Quasi-Objekte* an, die bestimmt zählbar sind, ohne dass sie Identität aufweisen. *Nicht-Objekten* (engl.: non-objects) fehlt beides: Identität und Zählbarkeit. Für unsere Quasi-Individuen bleibt dann eben Identität ohne bestimmte Zählbarkeit. Neben der klassifikatorischen Motivation stellen wir bei Lowe eine spezifische Einführung von „Identitätsbedingung“ und einen Verweis auf „starke Intuitionen“ in Richtung Identität auch von Quasi-Individuen (ebd., 75) fest.

Wir könnten mit Lowes „Identität ohne Zählbarkeit“-Formel für Quasi-Individuen irenisch umgehen. Eine enge Verknüpfung zwischen Einheits- und Identitätsprinzipien, folglich zwischen Individualität, Zählbarkeit und Identität, haben wir für einfache Einheiten und für komplexe Einheiten per se angenommen. Da Quasi-Individuen keine solche Einheiten sind, könnten wir für sie, im Sinne Lowes, eine nicht an bestimmte Einheit und Individualität gebundene Identität annehmen, was – nebenbei bemerkt – nach Kriterium (iii) kategoriale Einheit mit Dingen ausschließt. Dann könnten wir aber auch Lowes Formel in Frage stellen, etwa durch eine eingehende Diskussion dessen, was er unter Identitätsbedingungen für Quasi-Individuen versteht (etwa mit Bezug auf ebd., 75), oder durch Verweis auf seine eigene Feststellung, dass für alle makroskopischen Objekte eigentlich eine standardmäßige Verbindung von bestimmter Zählbarkeit und Identität (vgl. u.a. ebd., 70) gilt. Das würde den Rahmen dieses Abschnittes bei Weitem sprengen, weswegen wir die Identitäts-Frage für Quasi-Individuen offenlassen dürfen.

¹⁵⁷ Lowe 1998, 72.

dreidimensional räumlich. Dinge sind derivativ räumlich, insofern ihr Material räumlich ist. Stoffportionen, die paradigmatischen Quasi-Individuen, sind somit auch Träger jener Determinablen, die mit dieser ihrer räumlichen Ausdehnung gegeben sind: Größe, Masse, Gewicht, Gestalt, Farbe etc. Darin mag auch ein Grund zu sehen sein, warum wir sie in unserer alltäglichen Praxis unter bestimmten Rücksichten quasi wie individuelle Dinge behandeln.

Sprachphilosophisch können wir festhalten, dass Stoff- oder Massen-Portionen unter die Massen-Ausdrücke (engl.: mass-terms) fallen,¹⁵⁸ wie wir sie im Abschnitt über die sortale Dependenz der Identität der Dinge kennengelernt haben. Mass-terms sind gerade nicht mit bestimmten Kriterien für die Identifikation gekoppelt, wie das für sortale Ausdrücke in einem eigentlichen Sinn gilt. Sie stehen nicht für *species infimae*. Somit kann die Identität der Quasi-Individuen – worin auch immer sie bestehen mag¹⁵⁹ – auch nicht sortal dependent sein, was sie nach den Kriterien (ii) und (iii) von der Ding-Kategorie ausschließt.

Stoffe sind, wie gesagt, paradigmatische Quasi-Individuen. Bei Stoffen selbst können wir aber eine Unterscheidung anstellen. Da ist zunächst das, was man mit Lowe „*homogene*“ Stoffe (engl.: homogeneous stuff) nennen mag.¹⁶⁰ Lowe konzediert selbst, dass diese in der Natur in Reinform wohl nicht vorkommen. Jede Portion Gold, aber auch Wasser, sicherlich Kohle, ist genau genommen nicht homogen, sondern besteht aus einer Zusammenfügung oder Vermischung von verschiedenen Stoffen. Das ist ontologisch gesehen harmlos, denn durch die Zusammenfügung von unterschiedlichen Stoffen entsteht keine individuelle Form, somit kein Einheitsprinzip, mit den angeführten Konsequenzen. Zwischen *homogenen Stoffen* und stofflichen oder *materiellen Zusammenfügungen* besteht, wenn überhaupt, dann ausschließlich ein quantitativer oder gradueller Unterschied, der nicht ausreicht, um die materiellen Zusammenfügungen aus dem Bereich der Quasi-Individuen herauszuheben. Steine, z.B., wie wir sie überall auf unseren Wegen finden, sind klassische materielle Zusammenfügungen aus verschiedenen Stoffen, deren methodische Beschreibung wir getrost Einzelwissenschaftler:innen überlassen dürfen. Jedenfalls sind auch Steine Quasi-Individuen, denen natürliche Einheit und Individualität, somit Zählbarkeit fehlt. Das zeigt sich schon daran, dass auch bei Steinen infinite und beliebige Teilbarkeit vorliegt; und zwar so, dass jeder Teil eines Steines ebenfalls als Stein klassifiziert werden kann, selbst wenn unsere Sprache ab einem gewissen Teilungsgrad

¹⁵⁸ Vgl. ebd.

¹⁵⁹ Siehe Fußnote 156.

¹⁶⁰ Lowe 1998, 72.

mit Diminutiven oder anderen Mitteln ausgestattet ist. (Damit holen wir auch die Angabe jenes Grundes nach, warum wir im Abschnitt 2.11 Husserl bei seiner Zuordnung von Steinen zu den Dingen leise kritisiert haben.) Das mag vielleicht *prima facie* überraschen, bei genauerem Hinschauen sollte es aber doch nachvollziehbar sein. Die Anzahl der Schafe in Tirol können wir zu einem Zeitpunkt bestimmt eruieren; die der Steine in Tirol grundsätzlich nicht.

Gestehen wir das zu, können wir im Hinblick auf quantitative oder graduelle Weitung fortfahren, damit den Bereich der Quasi-Individuen reichhaltiger gestalten, und zwar paradigmatisch um die sogenannten *natürlichen Formationen* (engl.: *natural formations*¹⁶¹) wie Seen, Meere, Felsen oder Berge.¹⁶²

Inwiefern kann man natürliche Formationen als Quasi-Individuen verstehen? Ein erster Hinweis ist analog zur Begründung, warum nicht nur homogene Stoffe, sondern auch materielle Zusammenfügungen Quasi-Individuen sind: Ebenso wie zwischen homogenen Stoffen und materiellen Zusammenfügungen ein rein quantitativer Unterschied besteht, so auch zwischen materiellen Zusammenfügungen und natürlichen Formationen. Natürliche Formationen *bestehen einfach* aus mitunter sehr komplex angeordneten materiellen Zusammenfügungen, die sich z.T. durch erhebliche Erstreckungen auszeichnen. Denken wir dabei u.a. an Seen oder Berge. Klar sollte jedoch sein, dass auch hier „einfach bestehen“ im Sinne einer Bildung ohne Dazukommen eines individuellen Formprinzips zu verstehen ist. Eine solche Bildung kann keine ontologisch signifikanten Differenzen bedingen. Wenn nun zwischen materiellen Zusammenfügungen und natürlichen Formationen ein rein quantitativer Unterschied besteht, materielle Zusammenfügungen aber Quasi-Individuen sind, so können auch natürliche Formationen nichts anderes sein.

Zur weiteren Begründung kann man auf Grenzgänger zwischen den materiellen Zusammenfügungen und den natürlichen Formationen hinweisen, manche Felsbrocken z.B., von denen nicht klar ist, ob sie noch zu den materiellen Zusammenfügungen oder schon zu den natürlichen Formationen gehören. Es kann keine Grenzgänger zwischen einem Bereich von Quasi-Individuen und einem Bereich der Nicht-Quasi-Individuen geben. Also sind auch natürliche Formationen Quasi-Individuen.

Schließlich können Elemente von Lowes Bestimmung von Quasi-Individuen auch unmittelbar auf Seen, Berge u.ä. Gebilde übertragen werden. Quasi-Individuen

¹⁶¹ Hoffman/Rosenkrantz 1997, 73, sprechen von „inanimate natural formations“.

¹⁶² Im Folgenden übernehme ich, mit leichten Modifikationen, Ausführungen aus Kanzian 2008, Abschnitt „natürliche Formationen“, sowie aus Kanzian 2009, 182ff.

mangelt es an bestimmter Zählbarkeit, weil sie kein ontologisch relevantes Einheitsprinzip haben. Sie haben zwar markante Gestalten, dennoch nicht das, was wir als individuelle Form bezeichnen können. Bei natürlichen Formationen zeigt sich das Fehlen eines Einheitsprinzips v.a. darin, dass ihre Grenzen notorisch, d.h. prinzipiell *vage* sind. Es lässt sich nicht sagen, wo z.B. ein Berg genau beginnt und wo genau er aufhört; auch nicht, ob Gesteinsformationen als ein oder als mehrere Berge aufzufassen sind. Diese Vagheit betrifft auch den zeitlichen Beginn und das Ende eines Berges. Welcher Wölbungsgrad der Erdoberfläche markiert das Entstehen eines Berges? Ab welchem Grad der Erosion von Felsmaterial soll man aufhören, von einem Berg zu reden? Diese Vagheit betrifft auch Seen, wenn auch anders. Bei Meeren kommt sie besonders deutlich zum Tragen. Wo endet der Indische Ozean? Wie viele Meere gibt es? Aber auch: Wann beginnt ein Meer, wann endet es?

Kann man Berge z.B. aber nicht doch zählen? Sind nicht Fragen wie „Wie viele Berge gibt es in Tirol?“ sinnvoll? Möglicherweise führt uns hier die Oberflächengrammatik unseres alltäglichen Sprachgebrauchs in die Irre. Wir sind es gewohnt, dass Berge, Seen und auch Meere Eigennamen haben, wie sie auch Dingen, insbesondere Lebewesen zukommen. Auch verwenden wir „Berg“, „See“ oder „Meer“ so wie „Schaf“ oder „Bierkrug“. „Der Olperer ist ein Berg“, „Stephan ist ein Schaf“ sehen *prima facie* gleich aus. Bei tieferer Betrachtung können wir jedoch feststellen, dass „Berg“ keineswegs so funktioniert wie „Schaf“. „Berg“ ist im Unterschied zu „Schaf“ eben nicht gekoppelt mit Kriterien für die Identifikation von bestimmten Einheiten. Berge besitzen, ontologisch gesehen, kein bestimmtes Einheitsprinzip, wie Stephan es sehr wohl aufweist. So ist, genauer gesehen, die Frage nach der Anzahl von Bergen in Tirol nur sinnvoll, wenn man sie versteht als Frage, wie viele Gebilde mit Bergnamen es in Tirol gibt. Das aber ist etwas ganz anderes. Wie gesagt: Die Frage, wie viele Schafe es in Tirol gibt, kann nicht leicht, aber doch eindeutig beantwortet werden.

Wir dürfen dabei bleiben: Natürliche Formationen sind Quasi-Individuen, die nicht der Kategorie der Dinge zugeordnet werden können.

Quasi-Individuen, insbesondere natürliche Formationen, gehören nicht zum Standardrepertoire ontologischer Themen. Deshalb muss man wohl auch zugestehen, dass v.a. die dargelegte Stein-, See- und Bergontologie experimentellen Charakter hat. Es gibt jedoch einen Gesichtspunkt, der uns zurück zum Kern der Diskussion von Umfeld-Objekten hylemorphischer Dinge führt. Das ist die hier vertretene ontologische Abgrenzung zwischen Massen oder Stoffen (und anderen Quasi-Individuen) und Dingen. Die hat Kathrin Koslicki im Rahmen der Diskussion des Material-Aspekts

von Komposita zurückgewiesen. Da auch hier Quasi-Individuen im Kontext der Erörterung des Materials von Dingen eine zentrale Rolle spielen, soll dieses Thema nochmals aufgegriffen werden. Das kann mit dem Ziel geschehen, den Begriff von Quasi-Individuen mit Blick eben auf hylemorphische Einheiten zu schärfen, womöglich auch, um naheliegende Missverständnisse auszuräumen und möglichen Kritikpunkten präventiv vorzubeugen.

Koslickis einschlägige These ist, dass es keinen ontologischen Unterschied gibt zwischen dem, was Lowe und andere Stoff (engl.: stuff) nennen, und den Dingen in einem ontologisch technischen Sinn.¹⁶³ Im Hintergrund steht bei ihr die bereits geschilderte Konzeption des Materialaspekts von Dingen als hylemorphische Einheit derselben Kategorie wie die Dinge selbst. Den Zusammenhang zwischen Stoff und Materialaspekt hylemorphischer Einheiten können wir hier übernehmen. Hat Koslicki aber auch bei der Kategorisierung von Stoff und Dingen recht, ist die eben vorgenommene Ausgliederung der Quasi-Individuen aus der Kategorie der Dinge hinfällig. Stoffportionen, die den Materialaspekt von Dingen ausmachen können, sind ja nach der hier versuchten Theorienbildung Quasi-Individuen. Die Behandlung ihrer Argumente für die kategoriale Einheit von Stoff, also unseren Quasi-Individuen, und den Dingen kann helfen, einen Kontrollblick auf die vorgebrachten Thesen zu werfen.¹⁶⁴

Eine Argumentationsstrategie gegen einen „Dualismus“ zwischen Stoff und Dingen¹⁶⁵ beruht darauf, ihn auf die sprachphilosophische Distinktion zwischen Massen-Termini (engl.: mass-terms) und dem, was Koslicki Zähl-Termini (engl.: „count-terms“) nennt, *zurückzuführen*. Diese aber sei rein eine „common-sensical“ Distinktion und ontologisch irrelevant. Also habe der besagte „Dualismus“ keinen ontologischen Grund.

In der Tat fallen auch bei Lowe, und das haben wir übernommen, Quasi-Individuen unter mass-terms, im Unterschied zu den Dingen, die unter jene sortale Ausdrücke fallen, die mit bestimmten Einheits- und Zählbarkeitskriterien gekoppelt und somit mit Koslickis count-terms gemeint sind. Ist die Distinktion zwischen Quasi-Individuen und Dingen deshalb ontologisch grundlos?

¹⁶³ Vgl. Koslicki 2018, 51ff.

¹⁶⁴ Gerichtet sind Koslickis Argumente gegen eine These, die Ned Markosian in verschiedenen Publikationen vertreten hat. Wir können hier keine Untersuchung vornehmen, ob Koslicki Markosian tatsächlich gerecht wird. Es geht hier gar nicht um Markosians Thesen. Es geht um die Auseinandersetzung mit den Sachargumenten Koslickis, unter der Rücksicht der Frage, ob sie die vertretene Theorie über Quasi-Individuen treffen.

¹⁶⁵ Koslicki 2018, 51.

Wir könnten es uns leicht machen, und auf den common-sensical Charakter der Alltagsontologie rekurren. Das wäre allerdings zu einfach, ja *simplifizierend*, durchaus im Sinne dessen, was in der Einleitung als zu vermeidend herausgestellt wurde. Zumal in der Alltagsontologie ontologische Distinktionen nicht aus bestimmten sprachlichen Einführungen *abgeleitet* werden sollen.

Ausblenden wollen wir die Frage, ob der Referent von Koslickis Kritik¹⁶⁶ tatsächlich so simplifizierend vorgeht, wie angenommen. Hier ist vielmehr der Hinweis entscheidend, dass die im common sense verankerte Distinktion zwischen mass-terms und count-terms nicht die *Grundlage* der ontologischen Unterscheidung zwischen Dingen und Quasi-Individuen ist. Das ist vielmehr eine ontologische Analyse, die, um es zu wiederholen, zwischen Objekten mit individueller Form als Einheits- und Individuationsprinzip und solchen ohne einer solchen unterscheidet. Nur Erstere gehören einer Art im Sinne einer species infima, stricte dictum, an. Die Differenz zwischen den Was-Ausdrücken, unter die Dinge fallen, und jenen, unter die Quasi-Individuen fallen, lässt sich daraus *rekonstruieren*; nicht umgekehrt. Wenn und insofern dem so ist, widerlegt Koslickis erstes Argument gegen den besagten „Dualismus“ die hier vorgebrachten Überlegungen nicht.

Ein zweites Argument gegen die ontologische Distinktion zwischen Stoff (und anderen Quasi-Individuen) und Dingen zielt darauf ab, dass eine solche Unterscheidung auf eine „generic stuff“-Konzeption verpflichtet: „Stoff“ ist, ohne Unterschied, auf alles Stoffliche anwendbar. *Innerhalb* von „stuff“, wir können das auf sämtliche Quasi-Individuen ausweiten, gibt es keine ontologischen Unterschiede.¹⁶⁷

Diese Folgerung sei zugestanden. Die ontologische Unterschiedslosigkeit aller Quasi-Individuen wurde bei der Entwicklung der verschiedenen Quasi-Individuen, von den homogenen Stoffen bis hin zu den natürlichen Formationen, ja eingeräumt. Alle Quasi-Individuen haben dieselben ontologischen Charakteristika, das ist die ursprüngliche dreidimensionale Räumlichkeit und die Bestimmtheit durch Determinanten der mit Räumlichkeit gegebenen extensionalen Determinablen. Allen Quasi-Individuen fehlen species infima, individuelle Form, Einheitsprinzip, mit den bekannten Konsequenzen. Alle Quasi-Individuen können grundsätzlich als Materialaspekt von Dingen fungieren.

Somit können wir diesem Argument zunächst durch eine Relevanz-Frage entgegen: Was ist das Problem von „generic stuff“? Im fiktiven Disput mit Koslicki

¹⁶⁶ ... siehe vorletzte Fußnote.

¹⁶⁷ Koslicki 2018, 56f.

könnte darauf wohl erwidert werden, dass eine generische Stoff-Konzeption die Differenzen von Stoffen auf den verschiedenen *Ebenen* einer Konstitutionshierarchie, etwa auf den Ebenen Quarks, Elektronen, Atome, bis hinauf zu den Molekülen, nicht rekonstruieren könne.¹⁶⁸

Dieses „Manko“, so eine definitive Entgegnung, können wir in der Alltagsontologie freilich gelassen hinnehmen, da wir, wie bereits mehrmals dargelegt, auf verschiedene Ebenen der Wirklichkeit, die zueinander in einer Konstitutionsbeziehung stünden, verzichten. Wir nehmen genau eine Ebene der Wirklichkeit an, das ist die alltägliche Lebenswelt. In einem solchen Ein-Schichten-Modell sind die besagten Distinktionen nicht zu negieren. Sie sind jedoch keine ontologischen, sondern solche, deren Explikation wir getrost einzelwissenschaftlicher Theorien-, sprich Modellbildung überlassen können. Analoges gilt für Unterschiede von Stoffen in der alltäglichen Lebenswelt. Ob wir es mit einer Portion Wasser oder einer Portion Gold zu tun haben, macht sicherlich einen Unterschied. Wie auch immer der ausbuchstabiert wird: Es ist, und daran dürfen wir festhalten, kein ontologischer.

Somit kann auch das zweite Argument gegen die ontologische Distinktion zwischen Quasi-Individuen und Dingen vor dem Hintergrund der hier versuchten Theorie entkräftet werden. Quasi-Individuen sind Objekte, denen es an einer individuellen Form, also einem Einheitsprinzip, mangelt. Sie gehören nach den Kriterien (ii) und (iii) nicht der Ding-Kategorie an, können aber den Materialaspekt von Dingen ausmachen, wenn und insofern ihnen – etwa durch den Plan einer menschlichen Produzentin – eine Form gegeben wird. Quasi-Individuen sind bemerkenswerte Objekte im *Umfeld* der Ding-Kategorie.

2.23 Quasi-Dinge

Wir haben bzgl. unserer Rede über Dinge unterschieden zwischen ontologisch eigentlicher Redeweise und der uneigentlichen. Referenten der Letzteren wurden auch als „Umfeld-Kandidaten“ der Ding-Kategorie bezeichnet. Man spricht über sie so, *als ob* sie individuelle Dinge wären. Man gibt ihnen Namen wie den Dingen, sagt von ihnen bestimmte Prädikate und Was-Ausdrücke aus. Eine erste Gruppe dieser Umfeld-Kandidaten, die *Quasi-Individuen*, haben wir eben diskutiert. Bei der Charakterisierung einer zweiten Gruppe können wir wieder bei Jonathan Lowe ansetzen, und zwar bei dem, was er Quasi-Objekte (engl.: quasi-objects) nennt.¹⁶⁹ Das sind, wie

¹⁶⁸ Vgl. Koslicki 2018, 56, wo sie „bosen, quark, electron, proton, neutron“ beispielhaft auflistet.

¹⁶⁹ In Fußnote 156 war von diesen schon die Rede, wenn auch nur am Rande.

Lowe sagt, „esoteric entities“ wie paradigmatisch die „particles of quantum physics“. ¹⁷⁰ Lowe charakterisiert sie als Objekte, deren Identität aus prinzipiellen, ontologischen Gründen unbestimmt bleiben muss, die aber dennoch bestimmt zählbar sind. ¹⁷¹ Dabei setzt Lowe voraus, dass bestimmte Identität und bestimmte Zählbarkeit im „Mikro-Bereich“ relativ unabhängig voneinander sind. Auf diese Charakterisierungen wollen wir uns hier nicht festlegen, wie wohl sie dem Folgenden auch nicht entgegenstehen werden. Den Status der Loweschen Quasi-Objekte als esoterische Objekte, d.h. als Objekte, deren Annahme nur innerhalb eines eingeschränkten theoretischen Kontexts bzw. als Voraussetzung einer sehr speziellen Praxis angenommen werden kann, wollen wir aufgreifen und theoretisch entfalten. Dabei wird sich herausstellen, dass wir unseren Bereich der *Quasi-Dinge* weiter fassen können als die Setzungen der Quantenphysik, also als Lowes Quasi-Objekte. Das Hauptaugenmerk soll aber auch hier auf der Abgrenzung zur Ding-Kategorie liegen. In der systematischen Entfaltung werden wir uns bei Eli Hirsch und Willard V.O. Quine die entscheidenden Impulse holen.

Beginnen wir bei Hirsch und seiner metaontologischen Einführung dessen, was wir hier allgemein Umfeld-Kandidaten der Ding-Kategorie nennen und speziell auf die Quasi-Dinge beziehen können. Damit greifen wir Hirsch-Bezüge im Abschnitt 2.11 auf. Dort haben wir gesehen, dass nach Hirsch der Alltagssprache und ihren „ontologischen Verpflichtungen“, die wir durch Wendungen wie „Es gibt etwas, das so und so ist“ – in der Sprache der Prädikatenlogik durch sogenannte Existenz-Quantoren und dadurch gebundene Variablen – eingehen, besondere Relevanz in Sachen Weltauslegung zukommen. Grundlegend für die Einlösung dieser ontologischen Verpflichtungen ist die Annahme von Endurern, die wir im Sinne unserer hylemorphismen Dinge interpretieren dürfen. Die Ding-Existenz ist *die* paradigmatische Existenzweise, der „Endurer-Quantor“ *das* Vehikel ontologischer Verpflichtung.

Im Abschnitt 2.11 haben wir ebenfalls gesehen, dass Hirsch neben dieser ontologisch eigentlichen Redeweise auch Alternativen in Betracht zieht. Man kann durchaus so sprechen, *als ob* unsere Alltagsdinge nicht Endurer, sondern letztlich Perdurere, Summen raum-zeitlicher Teile, wären. ¹⁷² Man kann spezielle theoretische Interessen geltend machen, die das legitimieren. Genannt wurden einzelwissenschaftliche Interessen, etwa in der Physik. Prozesse z.B. – nach standardmäßigen Interpretationen

¹⁷⁰ Lowe 1998, 58.

¹⁷¹ Ebd., 62.

¹⁷² Zur Einführung von „als ob“ (engl.: as if)-Redeweise siehe v.a. Hirsch 2002, u.a. 55.

eben nichts anderes als Summen raum-zeitlicher Teile – wären Modelle, die durchaus erfolgreich sind bei der Interpretation der Mikrostruktur der materiellen Wirklichkeit, die ja an der Ding-Komposition maßgeblich beteiligt ist. Wir können demnach so sprechen, *als ob* unsere Alltagsdinge letztlich Perdurer-Prozesse wären.

Eine weitere erfolgreiche Modellierung beruht darauf, dass wir gerade im quantenphysikalischen Bereich keine Objekte annehmen können, deren Identität bestimmt determiniert wäre. Manche meinen deshalb, unsere Alltagsdinge seien letztlich auf Bündel von Objekten ohne bestimmte Identität zurückzuführen, wie sie in Tropen-Ontologien angenommen werden.

Diese Modellierungen kann man nun nach Hirsch in die Endurer-Sprache integrieren. Man kann in der Endurer-Sprache eine Semantik der Perdurer-/Prozess-Redeweise formulieren, in der Aussagen dieser Rede mit positiven Wahrheitswerten versehen werden.¹⁷³ Ebenso ist es möglich, Redeweisen über Tropen bzw. Tropenbündel einzuführen. Wir können mit anderen Worten so sprechen, *als ob* es tatsächlich Objekte gäbe, die solchen Modellierungen entsprechen.

Damit sind wir auch schon bei unseren Quasi-Dingen. Wir können über Modellierungen, die in einzelwissenschaftlichen Theorien einen praktikablen Nutzen zur Interpretation empirischer Befunde haben, quasi so sprechen, *als ob* sie Dinge wären. Lowes paradigmatisch esoterische Objekte, das sind die Partikel der Quantenphysik, lassen sich hier gut und gern anführen.

Vorausgesetzt wird dabei freilich ein bestimmtes Verstehen einzelwissenschaftlicher Praxis und der Eruierung von deren Voraussetzungen bzgl. Existenz. Diese Voraussetzung habe ich an anderer Stelle dargelegt.¹⁷⁴ Sie soll an dieser Stelle zur Erläuterung kurz angeführt werden.

Die einschlägige Arbeitshypothese ist, dass naturwissenschaftliche, z.B. physikalische Praxis im Wesentlichen darin besteht, empirische Befunde zu gewinnen und nach Maßgabe ihrer Forschungsperspektive methodisch zu *interpretieren*; ferner, dass bei dieser Interpretation ein formaler Apparat, aber auch Modelle und deren Anwendung eine maßgebliche Rolle spielen. Für unseren Kontext entscheidend ist, dass mit dieser Einführung von Modellen in Theorien keine Entscheidungen bzgl. Existenz bzw. Existierendem getroffen werden.¹⁷⁵

¹⁷³ Vgl. u.a. Hirsch 2009, 245.

¹⁷⁴ U.a. in Kanzian 2020, 145-149.

¹⁷⁵ Für diese Annahme lässt sich in der Literatur durchaus Untertützung finden, (nicht exhaustiv!) von Husserl, über Wittgenstein, bis hin zu Thomas Nagel. Für Belege bzgl. Husserl und Wittgenstein darf ich auf Kanzian 2020, 151, verweisen. Nagels Kontext sind erkenntnistheoretische Überlegungen bzgl.

Wie kann man das genauerhin verstehen? Ein Beispiel zur Illustration: Ohne den Anspruch zu erheben, Detailkenntnisse physikalischer Atomtheorien einbringen zu können, scheint doch eines klar zu sein: Naturwissenschaftler:innen kommen zur Rede von Atomen bzw. von subatomaren Teilchen nicht durch eine *Abbildung* von Gegenständen. Die Rede über diese Objekte hat ihren Ursprung vielmehr in einer Deutung oder *Interpretation* von bestimmten empirischen Daten. Offensichtlich werden bei dieser Interpretation auch *Modelle* in Anschlag gebracht. Beispielhaft sei das Planeten-Modell von Atomen angeführt, demzufolge sich Elektronen wie Planeten um einen Kern, bestehend aus positiv geladenen Teilchen, bewegen. Sein theoretisches Verdienst liegt darin, mit bestimmten experimentellen Daten, wie der Rutherford-Streuung, besser als Vorgängermodelle zurecht zu kommen. Keineswegs aber ist damit die Behauptung verbunden, auf einer bestimmten Ebene der Mikrowelt schwirren tatsächlich Objekte wie Planeten durch den Mikrokosmos. Besonders deutlich wird bei dieser Modellierung sein lebensweltlicher Ausgang: Planeten und ihr astronomisches Zentrum sind Teil der alltäglichen Lebenswelt.

Analoges kann man bei Modellierungen der Quantenphysik sehen; wenn dort z.B. von Wellen bzw. von einem Welle-Teilchen-Dualismus die Rede ist. Die Rede über beides hat in lebensweltlichen Kontexten ihren Ursprung und dient als Modellierung zur Erklärung komplexer Zusammenhänge.

Der springende Punkt: Physikalischen Theorien geht es nicht um den Aufweis von Entitäten, schon gar nicht um Behauptungen bzgl. deren Existenz in einem ontologisch relevanten Sinn. Mit Bezug auf eine Interpretation der Quantenphysik hat dies Paul Davies in seiner Einleitung zu Werner Heisenbergs *Physics and Philosophy*¹⁷⁶ sehr klar gemacht, wenn er schreibt: [...] quantum mechanics [...] rejects the objective reality of the quantum microworld. [...] Thus an electron or an atom cannot be regarded as a little *thing* [...].“¹⁷⁷ Im deutschen Sprachraum kann u.a. Michael Drieschner als Unterstützer unserer These angeführt werden. „Was man von der

der Existenz der „Außenwelt“. Nagel bezweifelt die einschlägige Autorität von Naturwissenschaften, und zwar gerade aufgrund von deren Inkompetenz in Fragen bzgl. Wirklichkeit und Existenz. Vgl. Nagel 1990, 14, wo es der Autor als Aufgabe der Naturwissenschaften ansieht, „Erscheinungen in der Begrifflichkeit einer Theorie“ zu erklären; ohne zu beanspruchen, „die Wirklichkeit“ zu erfassen. In Husserls Terminologie: „Naturwissenschaftliches Wissen [kommt] an dieses Sein [der Natur] thematisch nie heran [...]“. Husserl 1954, 130. Im Hintergrund steht dabei sicherlich Kants Einsicht, dass die Naturwissenschaften, für ihn ist das die Newtonsche Mechanik und die Euklidische Geometrie, Erscheinungen in eine (a priorische) Form bringen. Das „Ding an sich“ wird dadurch nicht erreicht. Mechanik und Geometrie erklären die Welt (an sich) nicht.

¹⁷⁶ Hier: Heisenberg 1990.

¹⁷⁷ Ebd., xii. *Hervorhebung* Davies

Quantentheorie bekommt, ist nicht eine Beschreibung der Wirklichkeit, [...]“¹⁷⁸. Es geht vielmehr um „ein System der Voraussagen für mögliche Messungen“¹⁷⁹. Dementsprechend geht es in der (Quanten-)Physik darum, in Anwendung eines „idealierten Modells“ Zusammenhänge solcher Voraussagen zu erzeugen. Kurzum: In der (Quanten-)Physik geht es nicht um die Wirklichkeit „an sich“, sondern um Modellierungen zur Erzielung eines prognostischen Nutzens. Bemerkenswert für unseren Kontext ist, dass Drieschner davon spricht, dass es einen guten Sinn haben mag, in der Quantenphysik so zu sprechen, *als ob* man es mit Objekten zu tun hätte, denen man bestimmte Eigenschaften zuschreibt.¹⁸⁰ Man kann über die Modellierungen der Quantenphysik so reden, *als ob* sie Träger von Eigenschaften wären, also Endurer – deren diachrone Identität ja notwendig ist, um als Subjekt von Eigenschaften in Frage zu kommen. Damit sind wir schon sehr nahe an dem, was wir hier uneigentliche Ding-Rede, Bereich Quasi-Dinge, nennen.

Von seiten wissenschaftstheoretischer Erörterung eines einschlägigen Modell-Begriffs können wir uns u.a. von Tarja Knuuttila & Marvin Rost Hilfestellungen holen. In einschlägigen Arbeiten¹⁸¹ interpretieren sie wissenschaftlich relevante Modelle als „epistemische Artefakte“ (engl.: epistemic artifacts), die den Zweck erfüllen, bestimmte theoretische Erklärungen und empirische Anwendungsbedingungen darzulegen und zu überprüfen. Für unseren Kontext entscheidend ist der Gesichtspunkt, dass auch die beiden Autor:innen vor unreflektierten Abbild-Theorien im Hinblick auf wissenschaftliche Modellierungen warnen; spricht davor, davon auszugehen, dass Modelle, z.B. jene der Quantenphysik, (auch) als Abbilder bestimmter Objekte verstanden werden könnten¹⁸² und so Aufschluss darüber geben, was es gibt, was existiert. Das führt auch modell-theoretisch zu Inkonsistenz und konterkariert ihre Funktion für wissenschaftliche Forschung.¹⁸³

¹⁷⁸ Drieschner 2021, 78; auch ebd., 80: „Die Quantentheorie gibt nicht ein Bild der Wirklichkeit, da draußen!“; bzw. 90. Als weiteren Beleg aus der „Naturphilosophie“ können wir auf Michael Esfeld verweisen, insofern er bekundet: „[...] metaphysical claims can neither be directly read off from the formalism of physical theories, nor can they be based on a priori reading [...] In other words, as far as contemporary fundamental physics is concerned, there is no cogent reason to abandon the Aristotelian ontology of substances and properties [...]“ (Ders. 2016, 218.219; siehe auch ebd., 225.)

¹⁷⁹ Drieschner 2021, 78.

¹⁸⁰ Vgl. ebd., 82.

¹⁸¹ Hier v.a. Rost/Knuuttila 2022.

¹⁸² Vgl. u.a. ebd., 5.

¹⁸³ Vgl. u.a., ebd., 11: „Viewing models as inherently targeting a particular real-world system leads to problems concerning their accuracy and misrepresentation, but more importantly, misses their important scientific contribution.“

Bevor wir uns nun wieder der Ontologie zuwenden, soll der naturphilosophische oder wissenschaftstheoretische Exkurs abgeschlossen werden. Wie gesagt: Die hier vorgenommene Einführung von Quasi-Dingen setzt ein bestimmtes Verstehen naturwissenschaftlicher Praxis voraus. Dieses kann unter der Rücksicht „anti-realistisch“ bezeichnet werden, als angenommen wird, dass es der Naturwissenschaft, allen voran der (Quanten-)Physik, nicht um Existenz bzw. Existierendes geht. So gesehen, kann sie auch keine Autorität über die Ontologie beanspruchen, deren Geschäft ja genau darin besteht.¹⁸⁴ Diese Annahme ist natürlich angreifbar, angesichts des Ausbleibens eines Siegeszuges eines „physikalischen Realismus“ aber legitimerweise vertretbar.

Was aber sind Quasi-Dinge ontologisch gesprochen? Bzw. wie kann man sie vor alltagsontologischem Hintergrund rekonstruieren? Wie bereits ausgeführt, sind sie Referenten uneigentlicher Ding-Rede, die sich aus Modellen in Theorien zur Interpretation empirischer Befunde ergibt. Wir sprechen über Atome, subatomare Teilchen, Objekte der Quantenphysik so, *als ob* sie Dinge wären. Auf diese Als-ob-Dinge treffen die Charakterisierungen von Lowes Quasi-Objekten zu: Sie haben keine bestimmte Identität, was insbesondere bei quantenphysikalischen Modellen offensichtlich ist. Dennoch hindert uns bzw. die Quantenphysiker:innen nichts daran, theoretisch nachvollziehbare Kriterien zur bestimmten Zählung ihrer Objekte zu kreieren.

Ist daraus der Schluss zu ziehen, dass es Atome, subatomare Teilchen, die Wellen bzw. Teilchen der Quantenphysik eigentlich *gar nicht gibt*? Unsere Rede von Quasi-Dingen soll leicht missverständliche negative Existenzaussagen wie diese ins rechte Licht rücken. Und zwar so, dass die besagten Objekte in der vorgeschlagenen „Kategorisierung“ im Rahmen einer Ontologie einen stabilen Ort erhalten. Wenn wir der Einfachheit halber bei Atomen bleiben, so können wir im Kontext einer Ding-Ontologie festhalten, dass es hylemorphische Einheiten gibt, dass diese *existieren*. Hylemorphische Einheiten aber bestehen aus einem Form- und einem *Materialaspekt*. Der Materialaspekt, der ontologisch eruierbare Funktionen hat, wie die Konstitution räumlicher Dimensionen, kann natürlich auch einzelwissenschaftlich untersucht werden. Dabei spielen Modelle eine Rolle, die in den Wissenschaften respektable Erklärungskompetenz haben mögen, z.B. eben Atome. Über diese Modelle können wir nun

¹⁸⁴ Dies ist der Ansatz einer radikalen Naturalismuskritik, also einer Kritik der Auffassung, dass die Ontologie in ihrer Theorienbildung wesentlich auf Ergebnisse der Naturwissenschaften angewiesen ist, somit „aposteriori“ sei. Vgl. dazu Kanzian 2020, 3.22. In Anwendung der hier versuchten Terminologie könnte man die Naturalismuskritik auch so auf den Punkt bringen, dass Naturalist:innen aus Quasi-Dingen die Grundelemente der Wirklichkeit machen.

so reden, *als ob* sie Dinge wären. Analog könnten wir auf diese Weise auch die „esoterischen“ (Lowe) Objekte der Quantenphysik einführen. Jedenfalls befinden wir uns am theoretischen Ort von Quasi-Dingen, von dem aus wir allerdings eingestehen mögen, dass das eigentlich Existierende unsere hylemorphisch strukturierten Alltagsdinge sind und bleiben.

Mit dieser allgemeinen Ontologie von Quasi-Dingen können wir sie auch speziell alltagsontologisch einführen, damit das bisher Gesagte zusammenfassend auf den Punkt bringen. Grundlegend für Alltagsontologie ist die Annahme, dass die Existenzvoraussetzungen der alltäglichen Praxis prioritär sind gegenüber jenen jeder einzelwissenschaftlichen, also auch der physikalischen Praxis. Daraus ergibt sich zunächst, dass, wie eben gesagt, hylemorphische Dinge Grundelemente der Wirklichkeit sind, nicht die Quasi-Dinge.

Damit ist schon angesprochen, dass wir natürlich auch Praktiken, die spezieller sind als die alltägliche Praxis, in ihren Voraussetzungen hinsichtlich Existenz und Existierendem untersuchen können. Schon im einleitenden Kapitel zur Alltagsontologie wurde in diesem Zusammenhang einzelwissenschaftliche Praxis, etwa jene in Mathematik und Physik, erwähnt. Auch diese Praxis kommt nicht aus ohne Annahmen bzw. Voraussetzungen bzgl. Existierendem. Die Frage ist nur, wie diese Annahmen zu interpretieren sind. In einer Alltagsontologie nehmen wir an, dass bei dieser Interpretation den Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis ein prioritärer bzw. rahmengebender Status gewährt wird. Die Existenzvoraussetzungen der alltäglichen Praxis sind, wie gesehen, in einer bestimmten Weise grundlegend für die Interpretation der Existenzvoraussetzungen einzelwissenschaftlicher Praxis.

Das mag zunächst bedeuten, dass einzelwissenschaftliche Praxis in ihrer Theorienbildung – wie angenommen – angewiesen ist auf bestimmte Modellierungen, wir können nun auch sagen, die Setzung von Quasi-Dingen. Die Bildung relevanter Modelle geschieht nun nach Maßgabe von lebensweltlichen Ausgangskontexten. Gerade eben haben wir beispielhaft die Rede über Atome mit Ausblick auch auf die Objekte der Quantenphysik auf diese Weise rekonstruiert. Schon die Rede von „Teilchen“ bzw. auch von „Wellen“ geschieht in Anwendung von dinghaften bzw. ereignishaften Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis. Nicht nur die Modelle zur physikalischen Interpretation von empirischen Befunden stammen aus lebensweltlichen Kontexten. Auch deren ontologische Interpretation kann aus den Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis, das sind primär Dinge, entlehnt werden. Etwa dadurch, dass modellhafte Setzungen einzelwissenschaftlicher Theorien, das sind unsere Quasi-

Dinge, ontologisch auf den Materialaspekt hylemorphischer Einheiten bezogen werden, wie es eben erst im Hinblick auf Atome ausgeführt wurde. Insofern hylemorphische Einheiten aber Grundelemente der alltäglichen Lebenswelt sind, kann man auch davon sprechen, dass Letztere den Rahmen abgibt für eine adäquate Interpretation der Existenzvoraussetzungen einzelwissenschaftlicher, in unserem Beispielfall physikalischer Praxis. In diesem Sinn ist es zu verstehen, dass die ontologischen Ursprungsevidenzen für naturwissenschaftliche Theorienbildungen aus der Alltagswelt stammen.¹⁸⁵

Auch unter dieser Rücksicht finden wir bemerkenswerte Unterstützung bei Naturwissenschaftlern. So schreibt Paul Davies: „[...] *facts* on which we build our world of experience all refer to macroscopic things [...] These are all things that we can meaningfully communicate to each other in plain language (to borrow Bohr's phrase). Without this already existing backdrop of classical, common-sense, familiar things (the reality of which seems assured) we can make no sense at all of the quantum microworld.”¹⁸⁶ Noch pointierter ein zweifelsfrei zitabler Mensch (aus einer vielleicht nicht zweifelsfrei zitablen Quelle), Anton Zeilinger: „[...] es gibt keine Quantenwelt. [...] Die einzige Welt, von der ich sagen kann, sie existiert wirklich, ist die, die mich umgibt und die ich wahrnehmen kann.“¹⁸⁷ Und das ist ohne Zweifel unsere alltägliche Lebenswelt mit ihren Endurer-Dingen.

Aus den angeführten Zitaten sollte auch klar werden, dass das hier anvisierte Verhältnis zwischen Physik und Alltagsontologie keinesfalls das einer simplifizierenden Ableitung der Ersteren aus der Letzteren ist. Dass z.B. die Modellbildung in der Physik auf Basis alltagsontologischer Ursprungsevidenzen beruht, negiert keinesfalls die methodische Autonomie einzelwissenschaftlicher Theorienbildung.

Im Zusammenhang unserer Ausführungen zu den Quasi-Dingen ist immer wieder, bislang in einem nicht-technischen Sinn, von *Setzungen* naturwissenschaftlicher Theorien die Rede. Dies können wir nun, wie angekündigt mit Bezug auf Quine, erläutern und theoretisch vertiefen. Dabei werden uns neben den esoterischen Objekten der Quantenphysik und anderen physikalischen/chemischen Modellierungen auch weitere Kandidaten für die Quasi-Dinge begegnen, etwa, um es vorwegzunehmen, die abstrakten Individuen, wie sie beispielhaft in der mathematischen Praxis angenommen werden.

¹⁸⁵ Vgl. Husserl 1954, 150, wo er von der Lebenswelt auch vom „Boden der Wissenschaften“ spricht.

¹⁸⁶ Heisenberg 1990, xiii.

¹⁸⁷ Interview für das Journal PROFIL, 40, 55. Jahrgang, 5.10.2024, 58.

Dabei können wir zunächst bei Quines spezifischem Holismus ansetzen, demzufolge niemals einzelne Sätze empirisch verifiziert werden können, sondern stets *Theorien als Ganze*. Ersteres wäre ein „Dogma des Empirismus“, welches ebenso zu relativieren ist wie die Unterscheidung zwischen logischen und empirischen Sätzen.¹⁸⁸ Den für unseren Kontext relevanten Aspekt können wir in den Blick bekommen, wenn wir uns fragen, *welche* ganzen Theorien das nun sind, die Quine in besonderem Maße interessieren. Es besteht kein Zweifel daran, dass dies für ihn naturwissenschaftliche Theorien sind, allen voran solche der Physik. Und zwar deshalb, weil es seines Erachtens allein die Physik bzw. physikalische Begriffsschemata sind, die uns mit unserer Erfahrungswelt in wissenschaftlich adäquater Weise zurecht kommen lassen.¹⁸⁹ Dementsprechend sieht Quine die Aufgabe der Ontologie darin, jene *ontologischen Verpflichtungen* zu erfassen, die man mit diesen „besten“ wissenschaftlichen Theorien eingeht. Dazu hat man deren Aussagen in die „kanonische Notation“ der Prädikatenlogik zu übertragen. Ontologisch verpflichtend ist, wie wir eben erst bei Hirsch gesehen haben, der Gebrauch von Variablen („etwas“, „x“), welche durch den Existenz-Quantor („Es gibt mindestens ein“, „ \exists “) gebunden sind. Dass etwas existiert, bedeutet somit nichts anderes als im Wertebereich gebundener Variablen vorzukommen. Im Wertebereich gebundener Variablen von Aussagen physikalischer Theorien aber kommen primär *physikalische Objekte* (engl.: physical objects) vor, worin wir bei Quine den charakteristischen Ausdruck einer physikalistischen oder naturalistischen Ontologie erblicken können. Quines physikalische Objekte aber sind geradezu paradigmatische *Perdurer*, die als vierdimensionale Gebilde ebenso eine zeitliche Dimension aufweisen wie drei räumliche. Sie sind somit zeitlich genauso ausgedehnt wie räumlich, was ihre Zusammensetzung aus zeitlichen Teilen bedingt, in strenger Analogie zu ihrem Aufbau aus räumlichen Teilen.¹⁹⁰

Entscheidend für das Verstehen von physikalischen Perdurer-Objekten als den Werten jenes Bereichs, auf den man sich mit Aussagen in physikalischen Theorien verpflichtet, ist es nun aber, dass es sich dabei um etwas handelt, das Quine als *Setzungen* (engl.: posits) bezeichnet. (Darin besteht ein signifikanter Unterschied zu Hirsch, dessen Quantoren, insbesondere der Endurer-Quantor, in einem eigentlichen Sinn auf die Annahme bestimmter Entitäten verpflichten.) Quines Setzungen aber

¹⁸⁸ Grundlegend: Quine 1951. Diese Ausführungen über Quine übernehme ich, unwesentlich modifiziert, aus Kanzian 2020, 49f bzw. 159f.

¹⁸⁹ In Quine 1951, 42, wird diese wissenschaftliche Adäquatheit auch als Vereinfachung interpretiert: Physikalische Theorien „serve [...] to simplify our treatment of experience“.

¹⁹⁰ Standardmäßige Belegstelle: Quine 1960, 171, wo davon die Rede ist, dass unser erstes und unser fünftes Lebensjahrzehnt im selben Sinn Teile von uns sind wie Kopf und Fuß.

sind nichts anderes als „convenient intermediaries“¹⁹¹ zwischen begrifflichen Schemata und experimentell aufgewiesenen Erfahrungsdaten. Wir können das auch so verstehen, dass diese Setzungen gemäß bestimmten theoretischen Rahmenbedingungen vorgenommene, modellhafte Interpretationen empirischer Befunde sind, die es erlauben, den gewonnenen „rohen“ Erfahrungsdaten eine praktikable, sprich im Hinblick z.B. auf Prognosen brauchbare Form zu geben. Kurz gesagt: Setzungen sind keine „Dinge an sich“, sondern entsprechen Modellen,¹⁹² mit denen wir empirische Daten interpretieren, bei wissenschaftlichem Anspruch auf möglichst ökonomische, einfache und konsistente Weise. (Somit fungiert Quines „Existenz“-Quantor im Grunde wie Hirschs Perdurier-Quantor, und zwar als von theoretischen Interessen geleiteter „Als-ob-Quantor“.)

In *Word and Object* werden nicht Atome, sondern deren chemische Verbindungen, das sind Moleküle, als paradigmatische Setzungen eingeführt.¹⁹³ Quine bezeichnet diese Setzungen auch als „außerordentliche Dinge“ (engl.: extraordinary things¹⁹⁴), die relativ zu den Ordnungs-Erfordernissen einer Theorie angenommen werden und nur relativ zu dem sie umgebenden Theorie-Korpus Signifikanz haben.¹⁹⁵ Jedenfalls ist klar, dass nach Quine „außerordentliche Dinge“ wie Moleküle nicht etwas sind, das wir im Sinne einer naiv realistischen Abbildtheorie entdecken könnten. Wir nehmen Moleküle als Setzungen an, weil uns das erlaubt, nach bestimmten physikalischen, wohl auch chemischen Begriffsbildungen, gewisse empirische Befunde in adäquater Weise modellhaft zu interpretieren.

Natürlich können wir, auch nach Quine, so über die Setzungen naturwissenschaftlicher Theorien sprechen, *als ob* sie abbildbare Dinge unserer alltäglichen Lebenswelt wären. In diesem Sinne können wir auch die Rede von „physikalischen Dingen“ verstehen. Wir können ihnen Namen geben und von ihnen Prädikate aussagen. Das aber weist Quines Setzungen, vor dem Hintergrund der hier versuchten Ontologie, als Quasi-Dinge aus.

¹⁹¹ Quine 1951, 41.

¹⁹² ... wobei „entsprechen“ genauer besagt: Sie, die Setzungen, sind Werte von aus Modellen abgeleiteten, uneigentlichen „Es gibt etwas, das ...“-Aussagen. Atome, z.B., in dieser Weise *zu setzen*, besagt, dass sich „Es gibt etwas, das Atome sind“ aus bestimmten Modellen zur Interpretation empirischer Befunde herleiten lässt.

¹⁹³ Vgl. Quine 1960, § 6, 21f.

¹⁹⁴ Ebd., 21.

¹⁹⁵ Vgl. ebd., 24.

Quine darf natürlich nicht alltagsontologisch vereinnahmt werden. Die maßgebliche Differenz zwischen Quine und der Alltagsontologie besteht – aus Sicht der Alltagsontologie – darin, dass Quine, wenn man so will, auf halbem Wege stehen bleibt, indem er es als das *gesamte* Geschäft der Ontologie ansieht, theoretische Setzungen in logisch durchsichtiger Weise darzulegen. „Everything to which we concede existence is a posit from the standpoint of a description of the theory-building process [...]“¹⁹⁶ Alles Existierende ist theoretische Setzung. Oder: Existenz ist, theoretisch gesetzt zu werden. Wenn man die Praxis physikalischer Theorienbildung als die ontologisch maßgebliche Praxis auffasst, ergibt sich daraus konsequenterweise der spezifische Physikalismus Quines. Vom Standpunkt der Alltagsontologie betrachtet, macht Quine damit Setzungen, oder wie wir sagen dürfen Quasi-Dinge, zu Entitäten, naturwissenschaftliche Modellierungen zu Elementen der Wirklichkeit.

Dies ist nach alltagsontologischen Voraussetzungen ein Fehlschluss. Quines Einsicht als solche aber, dass es sich bei den Objekten der Naturwissenschaften eigentlich um convenient intermediaries zwischen Theorien und deren begrifflichen Schemata und empirischen Daten handelt, kann man auch ohne diesen Fehlschluss aufgreifen. Und zwar so, dass man, wie hier vorgeschlagen, diese Setzungen als Quasi-Dinge „kategorisiert“, die im Rahmen autonomer ontologischer Theorienbildung im Hinblick auf Existenz zu interpretieren sind, wie wir das bzgl. Atomen bzw. quantenphysikalischen Objekten paradigmatisch ausgeführt haben.

Wie angekündigt, wollen wir den Quine-Bezug auch dazu nützen, neben den Setzungen der Physik noch weitere Kandidaten von Quasi-Dingen in den Blick zu bekommen. Dies können wir ausgehend von der Frage tun, ob wir uns nach Quine mit den „besten“ wissenschaftlichen Theorien ausschließlich auf physikalische Objekte verpflichten, oder auch auf andere Arten von quasi-dinglichen Setzungen.

In *Word and Object* nimmt Quine dabei einen vorsichtig differenzierenden Standpunkt ein, und zwar durchaus auch im Hinblick darauf, worauf wir hier hinauswollen, nämlich Abstrakta, genau genommen auf *abstrakte*, sprich nicht-konkrete, sprich raum-zeitlich nicht bestimmte *Individuen*.¹⁹⁷ Einen ersten Ansatz finden wir in § 25,

¹⁹⁶ Ebd., 22.

¹⁹⁷ Ohne uns zu tief in das Thema einlassen zu wollen, bringen wir hier eine Standardinterpretation von abstrakten Objekten in Anschlag, derzufolge Abstrakta eben keine „denizens of space-time“ (Lowe 1998, 51) oder „non-spatiotemporal in character“ (ebd., 211) sind. Weiters rekurren wir auf eine Unterscheidung innerhalb der Abstrakta, nämlich zwischen abstrakten Individuen und abstrakten Universalien, wobei es sich bei den Letzteren – so es sie gäbe – um allgemeine Entitäten handeln würde. Für eine ausführlichere Darlegung dieser grundlegenden Bestimmung bzw. Distinktion darf ich auf meinen Artikel „Abstrakte, konkrete, universale, einzelne Gegenstände: Klassische Grundunterscheidungen

wo Quine der Frage nachgeht, ob man Aussagen, in denen abstrakte singuläre Termini an Subjektstelle vorkommen, z.B. „die Röte“, interpretieren müsse als ontologische Verpflichtungen auf individuelle abstrakte Objekte, wie eben die Röte. (Dass man sich mit aussagend gebrauchten Ausdrücken wie Prädikaten oder „Was-Ausdrücken“ ontologisch nicht verpflichtet, ist bei Quine freilich klar. Es führt kein Weg zu nicht-individuellen, sprich universalen abstrakten Entitäten.) Wie wohl Quine derartige Redeweisen als Relikte unreifen Sprachgebrauchs ausweist, vergleichbar mit der Verwendung von Massen-Termini (z.B. „Wasser“) als Allgemeintermini an Subjektstelle, beklagt er vorschnelle Versuche, die ontologische Verpflichtung, die wir mit ihrer Verwendung eingehen, nicht ernst zu nehmen: „[...] I deplore that facile line of thought according to which we may freely use abstract terms, in all the ways terms are used, without thereby acknowledging the existence of any abstract objects.“¹⁹⁸ Können wir Aussagen mit singulären abstrakten Termini überführen in Quantifikationen über abstrakte Individuen, sind wir zunächst angehalten, Letztere für unsere Ontologie in Betracht zu ziehen.

Quine ist kein Vertreter simplifizierender Ontologie. Nicht jeder an Subjektstelle verwendete Term führt eine Entität ein. Bevor man sein Universum ontologisch allzu ausufernd bevölkert, sollte man jedenfalls prüfen, in welchem Fall *tatsächlich* ontologische Verpflichtung vorliegt, in welchem diese aber vermieden werden kann, beispielsweise durch Übersetzung oder Paraphrasierung von Aussagen, in denen wir scheinbar über Abstrakta sprechen, in solche, bei denen das nicht der Fall ist. Manche vermeintlichen Abstrakta, wie die Röte, können wir so leicht vermeiden (Quine: „to sweep aside“¹⁹⁹), indem wir die Aussagen über sie übersetzen in Aussagen über einzelne rote Dinge – auch wenn dies um den Preis stilistischer Umständlichkeit erkauft werden muss.

Die Frage aber ist, ob eine solche Übersetzungsstrategie bzgl. Aussagen mit singulären abstrakten Termini als generelles Programm Erfolgsaussichten hat. Mit dieser Frage können wir überleiten zu Kapitel VII, v.a. zu § 55, „Wither classes?“, wo Quine deutliche Skepsis bekundet, v.a. im Hinblick auf mathematische Begrifflichkeiten. Während er bei Zahlentermini Strategien einkalkuliert, ohne ontologische Verpflichtung auf Zahlen auszukommen, scheint dieser Optimismus im Hinblick auf

in der aktuellen Ontologie“, hier: Kanzian 2020d, verweisen. Eine eingehendere Untersuchung von Abstraktheits-Kriterien spielt im Kontext dieses Versuches, abstrakte Individuen als Quasi-Dinge zu etablieren, keine Rolle.

¹⁹⁸ Quine 1960, 119.

¹⁹⁹ Ebd., 122.

Klassen markant zu verblassen; zumal zuzugestehen ist: „[...] the admission of classes as values of variables of quantification brings power that is not lightly to be surrendered.“²⁰⁰ Ohne das im Detail zu explizieren, meint Quine, dass die Annahme von Klassen als abstrakten Objekten in der Ontologie ausreichen würde, um andere Abstrakta wie Zahlen, aber auch geordnete Paare und Relationen, vermeiden zu können. Damit könnten wir mit einem Universum von physikalischen Objekten und Klassen das Auslangen finden.

Ohne Quines Argumentation bewerten zu wollen, können wir mit ihm zum Schluss kommen, dass wir jedenfalls mit abstrakten Individuen, wie mathematischen Objekten, rechnen müssen. Vor dem Hintergrund der hier vorgeschlagenen Theoriebildung können wir diese Setzungen mathematischer Praxis nunmehr auch in eine Alltagsontologie integrieren. Auch abstrakte Individuen können durchaus als Referenten uneigentlicher Ding-Rede aufgefasst werden. Damit wären wir bei einer weiteren Art oder einem weiteren Genus von Quasi-Dingen. Wir können so reden, *als ob* es Klassen, womöglich auch Zahlen, jedenfalls abstrakte Individuen gibt, sofern sich einzelwissenschaftliche Praktiken anführen lassen, die dies erfordern. Wir können von Zahlen und auch Klassen Prädikate aussagen, wir können sogar Was-Ausdrücke konstruieren, unter welche diese besonderen Quasi-Dinge fallen.

Was in eigentlicher ontologischer Rede vorliegt, sind, um es in Erinnerung zu rufen, hylemorphische Dinge mit komplexer Einheit. Diese Einheit ist bestimmt durch ein Prinzip, nämlich eine individuelle Form, um auch dies zu wiederholen. Aufgrund dieser bestimmten Einheit können wir klar sagen, *wieviele* Einheiten der jeweiligen Ding-Art vorliegen. Zahlen selbst könnte man so gesehen als Ergebnis des Umgangs mit einer Pluralität von bestimmten Einheiten verstehen; unter Absehung von konkreten Ausgangsdingen. Zur Illustration: Hier stehen Stephan und Klaus. Es liegen eine Schaf-Einheit und noch eine Schaf-Einheit vor. Diese Pluralität kann man mit „zwei“ beschreiben.²⁰¹ Von „Zwei“ kann man natürlich auch unter Absehung von Stephan und Klaus handeln. In einem nächsten Schritt könnten wir festhalten, dass

²⁰⁰ Ebd., 266.

²⁰¹ Lowe 1998, 220-223, interpretiert diese Sachlage so, dass es sich bei Pluralitäten um „Instanzen“ von Zahlen handelt, also bei Stephan und Klaus um Instanzen von Zwei. Nach ihm sind Zahlen somit eine Art von Universalien, deren Vorkommnisse Pluralitäten, bei ihm auch Mengen (engl.: sets) genannt, sind. Mangels Universalien muss in unserer Theorie von dieser Deutung Abstand genommen werden. Ohne Universalien kommt die Bestimmung von Zahlen als „Qualität einer Ansammlung von Objekten“ aus (Kahane 1999, 1791). So gesehen, hätten Stephan und Klaus die Qualität Zwei. Dem können wir hier durchaus nähertreten.

es theoretische Zwecke geben mag, die es sinnvoll erscheinen lassen, über Abstraktions-Produkte wie „Zwei“ so zu reden, *als ob* sie Dinge wären; etwa um mit ihnen arithmetisch zu operieren, ihnen quasi Eigenschaften zuzusprechen (z.B. gerade, ungerade), sie Arten zuzuweisen (Primzahlen o.ä.) und so weiter. Analoge Überlegungen könnten wir auch im Hinblick auf Klassen anstellen. Es kann legitime theoretische Interessen geben, für jede Einheit, jede Pluralität von Einheiten, im Grenzfall auch für das Nicht-Vorliegen einer Einheit, Klassen zu bilden, womöglich auch auf höheren Ebenen, also Klassen von Klassen.

Ohne diese Ansätze, abstrakte Individuen zu verstehen, gleich wieder relativieren zu wollen, darf an dieser Stelle aber eine Grenze kategorialer Alltagsontologie eingeräumt werden. Diese betrifft die Rekonstruierbarkeit komplexerer mathematischer Objekte, bis hin zu jenen der höheren Mathematik. Aus Sicht der hier vorgenommenen Theorienbildung darf das auch sein. Die Eruierung mathematischer Objekte dürfen wir Fachleuten überlassen. Unsere Aufgabe als Ontolog:innen besteht darin, ihnen einen Ort in der kategorialen Landschaft zuzuweisen. Dies ist mit dem Vorschlag, sie in Anlehnung an Quine den Quasi-Dingen zuzuordnen, getan.

Bislang haben wir in diesem Abschnitt der Quasi-Dinge Setzungen der physikalischen sowie der mathematischen Praxis in Erwägung gezogen. Abschließend soll darauf hingewiesen werden, dass sich eine alltagsontologische Theorie über diese Quasi-Dinge nicht in den Voraussetzungen dieser Praktiken erschöpfen muss. Wir können uns durchaus noch andere, möglicherweise auch nicht-naturwissenschaftliche Praktiken vorstellen, die ebenfalls auf ihnen charakteristische Setzungen angewiesen sind. Ohne irgendeinen Anspruch auf Exklusivität zu erheben, könnten wir hier u.a. literarische Praktiken andenken. Wenn wir Geschichten erzählen, setzen wir Objekte, auch mit menschlich personalen Zügen, um unserer erzählerischen Intention gerecht werden zu können. Die künstlerische Ausgestaltung dieser Setzungen mag eine beachtliche Bandbreite haben. Manchmal setzen Erzählungen Objekte, solche mit menschlich personalen Zügen eingeschlossen, die Dingen in unserer Lebenswelt sehr ähnlich sind. Dann aber gibt es auch erzählerische Kontexte, in denen rein fiktive Gestalten gesetzt werden. Die Praxis des Sagen- bzw. Märchenerzählens kommt nicht darum herum, solche fiktive Gestalten zu setzen, um dem Erzählziel gerecht werden zu können.

Über diese Setzungen können wir, um den Bogen zu schließen, ebenfalls so reden, *als ob* es sich um Dinge bzw. Personen handelte. Auch fiktiven Gestalten sprechen wir Eigenschaften, die für sie typisch sind, zu. Auch fiktive Arten, etwa von Lebewesen, werden in einschlägigen Erzählungen gesetzt. Ohne dieses Mittel wäre

literarische Praxis, in der ganzen Bandbreite ihres Vorkommens, wohl ohne jede Erfolgsaussicht, was sie unter der hier relevanten Rücksicht mit mathematischer/physikalischer Praxis durchaus vergleichbar macht.

Vom Standpunkt einer Alltagsontologie gesehen sind also literarische Setzungen so zu interpretieren wie die Setzungen der Quantenphysik und der Mathematik.²⁰² Sie helfen, Erfahrungen in Anwendung einer reglementierten Begrifflichkeit in eine pragmatisch handhabbare Form zu bringen. In einem Fall haben wir es mit experimentell zum Teil sehr aufwendig gewonnenen Daten und mit technisch ausgefeilter Begrifflichkeit zu tun, im anderen mit der Erfahrung menschlicher Eigenheiten, die in Anwendung literarischer Ausdruckskunst zu Erzählfiguren gestaltet werden.

Mit dieser, für manche vielleicht etwas gewagt formulierten These kommen wir zum Abschluss dieses Abschnitts über Quasi-Dinge, der jedenfalls den Eindruck vermitteln sollte, dass es sich dabei um einen sehr vielfältigen Bereich handelt, der dafür aber auch einiges an Erklärungskompetenz aufzuweisen hat.

Damit wollen wir uns noch einem weiteren, von den Quasi-Dingen wie von den Quasi-Individuen unterscheidbaren Feld von Kandidaten im Umfeld der Ding-Kategorie zuwenden, nämlich den Epiphänomenen.

2.24 Epiphänomen im Umfeld der Ding-Kategorie: Raum

Bei dem Thema in der Abschnittsüberschrift angelangt, können wir uns zunächst danach fragen, was, genau genommen, überhaupt ein *Epiphänomen* ist. Bei einer ontologischen Erörterung von Epiphänomenen wird Konstitution eine wesentliche Rolle spielen. Epiphänomene werden als Konstitutionsprodukte vorgestellt. Somit wird in einem zweiten Schritt *Konstitution*, wie hier verwendet, zu erörtern sein. Dann kommen wir auf einen Kandidaten zu sprechen, der als Epiphänomen im Umfeld der Ding-Kategorie gelten kann. Das wird, um es vorwegzunehmen und gleichzeitig die Zielrichtung der Untersuchung anzudeuten, der *Raum* sein. Überlegungen über den Status dieses Epiphänomens im Kontext der Als-ob-Dinge werden den Abschnitt beschließen. Damit können wir zur ersten Frage zurückkehren:

²⁰² Wenn man es auf die Spitze treiben wollte, könnte man auch hier Quine-Verbindungen herstellen; z.B. durch den Hinweis darauf, dass sein wegweisender Artikel „On What There is“ (hier: Quine 1948) mit dem Bekenntnis endet, dass sowohl physikalische als auch mathematische Objekte, bei ihm allesamt Setzungen, auf Mythen (engl.: myths) beruhen, unter dieser Rücksicht allemal vergleichbar mit fiktiven Setzungen literarischer Tätigkeit.

Was ist ein Epiphänomen?

Der Ursprungskontext des philosophischen Gebrauchs von „Epiphänomen“ ist die Philosophie des Geistes oder (engl.) *philosophy of mind*. Dort steht „Epiphänomenalismus“ für eine bestimmte Position im Hinblick auf die Leib-Seele Thematik. Nach dem Epiphänomenalismus handelt es sich bei mentalen oder seelischen Gegebenheiten um Phänomene, von denen angenommen wird, dass sie eine vollständige körperliche oder physiologische Ursache haben; selbst jedoch keine Wirkungen, weder im mentalen, noch im physikalischen Bereich, hervorbringen können. Mentales ist kausal ineffektiv (engl.: *causal inefficacious*). Dennoch nimmt man mentale Zustände bzw. Ereignisse als irreduzible Bestandteile der Erfahrungswelt an. „Ist-nichts-anderes-als Physikalisches“-Reflexe greifen bei einer epiphänomenalen Theorie des Mentalen nicht. Mit dieser Position wird für gewöhnlich ein Mittelweg zwischen einfachen (substanz-)dualistischen Positionen, etwa cartesianischer Prägung, und ebenso einfachen monistisch-materialistischen Auffassungen anvisiert. Man versucht, das mentale Leben als Phänomen ernst zu nehmen, inklusive der für innere Erfahrung signifikanten Ich-Perspektive und der subjektiven Qualität mentaler Ereignisse und Zustände, ohne an der Grundthese der kausalen Geschlossenheit der physikalischen Welt rütteln zu müssen.²⁰³

Wir können hier nicht die Geschichte des Epiphänomenalismus und seine aktuelle Relevanz nachzeichnen, ebensowenig wie Argumente für und gegen diese Position in der *philosophy of mind* darlegen.²⁰⁴ Als Merkmale eines Einstiegsbegriffs von Epiphänomenen halten wir dennoch fest, dass sie als Phänomene Bestandteile der menschlichen Erfahrungs-, wir können auch sagen der menschlichen *Lebenswelt* sind; ferner, dass sie Ursachen haben, sie selbst jedoch keine Wirkungen hervorbringen können. In der Literatur finden wir die Bilder eines Schattens, der einen Gegenstand begleitet; oder eines Geräuschs, etwa dem Pfeifen von Dampf, das mit dem Betrieb einer entsprechenden Maschine, etwa einer (veralterten) Lokomotive, einhergeht. Obwohl wir die Grenzen dieser Metaphorik sehr bald erreichen werden, kann sie anfänglich helfen, den Begriff in den Blick zu bekommen: Schatten und

²⁰³ Keith Campbell spricht in einem vergleichbaren Zusammenhang von „pseudo-additions“, die zwar der Welt nichts hinzufügen (deshalb auch „pseudo“ sind); dennoch aber aus bestimmten theoretischen Interessen auch nicht eliminiert werden können (eben doch „additions“ bleiben). Vgl. ders. 1990, 37.

²⁰⁴ Siehe dazu u.a. Walter 2007.

Pfeifen haben klar angebbare Ursachen, können selbst jedoch keine Wirkungen, zumindest nicht – so die Annahme – auf den Schattenwerfenden bzw. die Maschinen-tätigkeit, zeitigen.

Nebenbei: Die Beispiele sind geeignet zur Erläuterung eines „schwachen“ Epiphänomenalismus, demzufolge Epiphänomene in einem bestimmten Kontext keine Wirkungen hervorbringen. Ein „starker“ Epiphänomenalismus bestünde darin, dass die fraglichen Phänomene überhaupt keine kausale Relevanz haben.

Diese Distinktion können wir für den hier anvisierten Kontext beiseitelassen. Zumal wir bei unserem Versuch, den Begriff eines Epiphänomens für die Ontologie brauchbar zu machen,²⁰⁵ von kausaler Wirksamkeit übergehen wollen zu „*ontologischer* Wirksamkeit“, worunter im Folgenden die Begründung einer ontologischen Abhängigkeit verstanden werden soll. Epiphänomene sind demnach Bestandteile der alltäglichen Lebenswelt, wir können auch sagen, Voraussetzungen menschlicher Praxis. Allerdings sind sie in einem so starken Sinn in ihrem Bestehen von einer Basis abhängig, dass sie nicht als Elemente der alltäglichen Lebenswelt, im Sinne von Entitäten, bezeichnet werden können; zumal sie nicht selbst Basis irgendeiner ontologischen Abhängigkeit sind. Die Weise der gemeinten Abhängigkeit ist die durch *Konstitution* begründete, womit wir bei einem ontologischen Ausgangsbegriff von Epiphänomenen angelangt wären: Epiphänomene sind Bestandteile der alltäglichen Lebenswelt, die konstituiert sind, selbst aber nicht als Konstitutionsbasis irgendeines anderen Bestandteils der Lebenswelt erachtet werden können.

Wenn wir es als eine Minimalbedingung von Existierendem oder für den Status einer Entität ansehen, dass sie selbst Konstitutionsbasis oder Konstituierendes ist; etwas, von dem etwas anderes in einer, für Konstitution typischen ontologischen Abhängigkeit steht, handelt es sich bei Epiphänomenen trotz ihres irreduziblen Status als Bestandteile der Lebenswelt nicht um Entitäten in einem ontologisch signifikanten Sinne. Damit können wir zum zweiten angekündigten Schritt übergehen, der in der Klärung der Frage besteht:

²⁰⁵ U.a. im *Metzler Philosophie Lexikon*, hier: Precht/Burkard (Hrsg.) 1996, Lemma „Epiphänomen“, wird der Begriff allgemein, d.h. außerhalb der Philosophie des Geistes, eingeführt. Er steht für einen „Bestandteil der Realität“ (ebd., 129), der verursacht ist, allerdings keine Ursachen hervorzubringen vermag. Das unterstützt eine solche Verwendung in der Ontologie.

Was ist Konstitution?

Es versteht sich, dass wir hier keine allgemeine Theorie von Konstitution anbieten können, die Bezug nehmen müsste auf diverse Ansätze zur Etablierung dieses Begriffs. Wir wollen unser Ziel im Auge behalten, das darin besteht, Konstitution als Explanans von ontologischem Epiphänomenalismus in den Blick zu bekommen.

Dabei können wir an die bereits gegebene Einstiegsbestimmung anknüpfen, der zufolge es für die Konstitutionsbeziehung charakteristisch ist, dass das Konstituierte (Ke) ontologisch vom Konstituierenden (Kde) abhängt, und zwar so stark, dass Ke erst durch Kde zustande kommt; sodass es Ke schlicht nicht gäbe, wenn Kde nicht vorliegen würde.²⁰⁶ Ebenso ist die Konstitution von Ke für Kde nicht akzidentell. Es kommt Kde per se zu, Ke zu konstituieren.²⁰⁷ Bei Jonathan Lowe finden wir die metaphorische Umschreibung, dass Ke und Kde „füreinander gemacht sind“ (engl.: „made for each other“).²⁰⁸ Ke kommt jedenfalls genau dann vor, wenn seine Basis, Kde, vorkommt.²⁰⁹ Dieses Merkmal setzt Konstitution ab von Rudder-Bakers gleichnamiger Beziehung. Für sie ist Konstitution in dem Sinne kontingent, als sie auch befristet bestehen kann.²¹⁰

Trotz diesem, eine gewisse Wechselseitigkeit insinuierenden „füreinander Bestimmtsein“ von Kde und Ke liegt bei Konstitution eine ontologische Priorität vor, und zwar bei Kde.²¹¹ Ke ist hingegen, ontologisch gesehen, etwas Abgeleitetes. Technischer gesprochen, wird durch Konstitution eine einseitige, starke ontologische Abhängigkeit begründet oder *fundierte*. Diese Abhängigkeit im Bestehen entspricht einer Abhängigkeit im Hinblick auf Einheit und Individuation. Um Einheit und Individuation von Ke zu gewährleisten, muss auf Kde Bezug genommen werden. Das Umgekehrte ist nicht der Fall, wie wir im nächsten Schritt bei der Anwendung auf ein Ke-Beispiel sehen werden. Diese Abhängigkeit ist jedenfalls so stark, dass – wie bereits erwähnt – Ke den Status als Entität einbüßt.²¹² Konstitution kann demnach auch als eine zweistellige Relation verstanden werden, die genau ein Relatum aufweist, das

²⁰⁶ Vgl. Kanzian 2016, 10. Ich nehme Bezug auf einzelne Elemente der Bestimmung von „Konstitution“ in diesem Buch und versuche sie systematisch zusammenzufügen mit der erwähnten Zielrichtung.

²⁰⁷ Vgl. ebd., 77.

²⁰⁸ Lowe 2006, 47.

²⁰⁹ Vgl. Kanzian 2016, 208.

²¹⁰ Vgl. Rudder-Baker 2007, 33f, wo von einer „befristeten Selbigkeit“ von Kde und Ke die Rede ist.

²¹¹ Vgl. Kanzian 2016, 100f.

²¹² Auch darin besteht ein Unterschied zu Rudder-Bakers Konstitution, die ja zwischen Ding-Entitäten besteht. Wie gesehen ist es ihr Anliegen, durch Konstitution die Emergenz zwischen Dingen auf verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit zu erklären. Siehe: 2.13, Hylemorphe Komposition.

als Entität in einem ontologisch strengen Sinn aufzufassen ist. Um schon an dieser Stelle „Epiphänomen“ wieder ins Spiel zu bringen, können wir auch sagen, dass Konstitution jene zweistellige Relation ist, deren erstes Relatum eine Entität, und deren zweites Relatum ein Epiphänomen ist. Dem entspricht die Annahme, dass Ke selbst nicht Basis von Konstitution sein kann.²¹³ Von Entitäten muss etwas in der für Konstitution typischen ontologischen Abhängigkeit stehen.

Formal betrachtet handelt es sich bei Konstitution (somit) um eine *irreflexive*, *asymmetrische* und auch *nicht transitive* Beziehung.²¹⁴ Dass nichts sich selbst konstituieren kann, sollte aus den bisherigen Ausführungen klar sein. Die ontologisch geforderte Zweistelligkeit von Konstitution schließt das jedenfalls aus. Auch die Asymmetrie sollte keine Überraschung darstellen. Konstituiert ein Kde ein Ke, folgt daraus, dass Ke Kde nicht konstituieren kann. Um konstituieren zu können, muss Kde eine Entität sein, was nach angenommenen Bestimmungen nicht der Fall ist. Diese Annahme spricht schließlich auch für die Nicht-Transitivität unserer Konstitutionsbeziehung. Dazu bräuchte es auch ein Ke, das Kde eines weiteren Ke ist.

Zusammengenommen ergeben diese formalen Merkmale auf alle Fälle eine strenge Abgrenzung der Konstitution zu Identität, was übrigens auch eine repräsentative Meinung in der Literatur darstellt.²¹⁵

Aus der Nicht-Transitivität der Konstitution kann man nun auch ein weiteres Merkmal ableiten, dass es nämlich für Konstitution *keiner Mittlerinstanz* bedarf; bzw. stärker, dass es zwischen einem Ke und einem Kde kein Dazwischen geben kann, welches die Konstitution vermittelte. Wäre Transitivität gegeben, würde daraus, dass ein x ein y, y aber ein z konstituierte, folgen, dass x auch z konstituierte. Dann wäre (irrealer Konjunktiv) y ein solches Dazwischen. Konstitution ist faktisch eine nicht vermittelbare Relation.

Einen Schritt weiter können wir gehen, wenn wir nicht nur Mittlerinstanzen zwischen Kde und Ke ausschließen, sondern auch, dass es sich bei Konstitution selbst um eine zweistellige Entität handelt. Diesen, zweifelsohne sehr spannenden Aspekt einer ontologischen Theorie der Konstitution können wir hier jedoch noch nicht darlegen. Das wird Aufgabe der Explikation formaler Beziehungen sein, im nächsten

²¹³ Kanzian 2016, 107.

²¹⁴ Ebd. Nebenbei: Damit hat Konstitution, wie hier eingeführt, auch nichts zu tun mit der aktuell breit diskutierten Gründungsbeziehung (engl.: *grounding*), die nach standardmäßiger Einführung jedenfalls transitiv ist. Vgl. u.a. Schaffer 2009, 376.

²¹⁵ U.a. Rudder-Baker 2007, 33f, Lowe 1989, chapter 5, mit weiteren Literaturhinweisen.

Hauptteil über die Eigenschaften oder Modi.²¹⁶ Konstitution wird dort als geradezu paradigmatische formale Beziehung vorgestellt.

Hier ist es das Ziel, den Begriff eines Epiphänomens zu bestimmen. Demzufolge handelt es sich dabei um einen Bestandteil der Lebenswelt, der zeit seines Bestehens zu einer Entität in unmittelbarer, durch Konstitution fundierten ontologischer Abhängigkeit steht, selbst aber nicht als Basis einer solchen Beziehung erachtet werden kann. Trotz dieser „ontologischen Unwirksamkeit“ spielen Epiphänomene für das Verstehen unserer Lebenswelt eine unverzichtbare oder irreduzible Rolle.

Wenn wir im Folgenden den Raum als Epiphänomen, paradigmatisch konstituiert durch Dinge, darlegen, sollten diese Erörterungen ihre Abstraktheit (nicht technisch) verlieren.

Der Raum als Epiphänomen

Die These, der Raum sei ein Als-ob-Ding, im Genus der Epiphänomene, konstituiert durch Dinge, kann an dieser Stelle wieder durch Bezug auf unsere standardmäßigen Referenzautoren Strawson und Lowe dargelegt werden. Bemerkenswerterweise beziehen sich beide, freilich in unterschiedlicher Explizitheit, auf einen Vorläufer der hier vertretenen Raum-Konzeption, nämlich auf Gottfried Wilhelm Leibniz.

Trotz des abweichenden theoretischen Kontexts können wir von Leibniz, v.a. von seiner Auseinandersetzung mit Newton bzw. dessen Schüler Clarke, einiges lernen. Newton meinte bekanntlich, einen absoluten Raum, d.h. einen Raum unabhängig von bzw. vorab zu konkreten materiellen Entitäten wie Dingen, annehmen zu müssen. Metaphorisch gesagt, sei der Raum ein an sich immaterieller „Behälter“, in dem sich Materielles, folglich Räumliches befindet. Im Gegensatz dazu beharrt Leibniz darauf, dass der Raum, wenn schon nicht rein fiktional, so doch bestenfalls *ideal* sei, ontologisch gesehen jedenfalls *nichts anderes als* eine bestimmte *Ordnung von Entitäten*.²¹⁷

Im Sinne der hier anvisierten Konstitutionstheorie können wir diese Formulierung aufgreifen und dahingehend interpretieren, dass Ding-Entitäten, genauer gesagt der jeweilige Materialaspekt der Dinge, als Konstitutionsbasis des Raumes fungieren, der als Epiphänomen in eingeführtem Sinne von dieser Basis abhängt. Der Leibnizsche Plural („Entitäten“ bzw. „Seiende“) soll nicht ausschließen, dass ein

²¹⁶ Zur Konstitution als formaler Relation, vgl. Kanzian 2016, II – 2.2.2.

²¹⁷ Vgl. Röd 1984, 107, der die These „der Raum [...] [sei] die Ordnung simultan existierender Seiender oder genauer ein System von Lagebeziehungen („un ordre des situations“)“ im letzten Brief Leibniz’ an Clarke verortet.

Kosmos, der lediglich ein einziges Ding beinhaltet, auch den Raum als Epiphänomen enthält. Hier müsste die Ordnung der jedenfalls pluralen *Materialteile* dieses Dinges diese Funktion übernehmen. Jedenfalls gilt auch für Leibniz, dass der Raum als solcher – trotz seiner lebensweltlichen Irreduzibilität – *nicht existiert*, sprich nicht als Entität gelten kann, was ihn als Epiphänomen ausweist.

Möglicherweise können wir mit unserem Ansatz nicht nur Leibniz rekonstruieren, sondern ihm auch einen Versöhnungsansatz mit Newton anbieten: Warum sollte man es Newton nicht erlauben, zur Verfolgung bestimmter theoretischer Interessen, die er zweifelsfrei geltend machen kann,²¹⁸ so zu reden, *als ob* der Raum ein Ding wäre, das absolut, d.h. vorab bzw. unabhängig von Materie bestünde? Wenn Newton im Gegenzug zugestände, dass dies im Sinne einer Analyse der eigentlichen Grundstrukturen der Wirklichkeit nicht für „bare Münze“ genommen werden könne; als einzelwissenschaftliche Modellierung allerdings durchaus Erläuterungskompetenz für experimentell gewonnene Daten habe. Dieser Kompromiss käme übrigens auch Leibniz entgegen, der im Hinblick auf den Raum auf den „Ist-nichts-anderes-als“-Reflex verzichten und an dessen (epi-)phänomenalem Charakter auch theoretisch festhalten könnte. Der Raum müsste nicht als idealistische Fiktion abgetan werden.

Keine Interpretationskompetenz braucht es, um die hier vertretene These beim ersten erwähnten Referenzautor zu orten. Peter Strawson stellt in *Individuals*, nämlich im Hinblick auf das räumliche Rahmensystem, auf dem die Identifikation von Partikularien beruht, fest: „Material bodies constitute the framework.“²¹⁹ Materielle Körper, oder wie wir vor dem Hintergrund des eingeführten Hylemorphismus sagen dürfen, Dinge, *konstituieren* den Raum. Dabei sei eingeräumt, dass Strawson mit „framework“ zunächst ein räumliches *und zeitliches* System meint. Das steht jedoch nicht im Gegensatz zur besonderen Funktion von Dingen bei der Raum-Konstitution. Wenn Strawson davon spricht, „it is the things themselves [...] which are the primary occupiers of space, the possessors not only of spatial position, but of spatial dimensions“²²⁰, wird genau das betont.²²¹ Die Wendung „primary occupiers of [...] spatial dimensions“ kann mit der in vorhergehenden Abschnitten entwickelten These in Ver-

²¹⁸ Vgl. Röd 1984, 106.

²¹⁹ Strawson 1959, 39. Vgl. auch ebd., 54, 56.

²²⁰ Ebd., 57. *Hervorhebung* Strawson

²²¹ Bzgl. der Zeit-Konstitution wird in einem späteren Abschnitt, nämlich dem über Ereignisse, die Rede sein. Dort sollte dann auch klar werden, inwiefern die in diesem Buch vertretene Position bzgl. Konstitution tatsächlich von Strawson abweicht.

bindung gebracht werden, dass *Dinge*, bzw. ihr jeweiliger Material-Aspekt, ursprünglich räumlich verfasst sind. Genau genommen ist *materielles* Material ursprünglich ausgedehnt, wobei damit stets, wie bei Strawson, dreidimensionale Räumlichkeit gemeint ist. Insofern Dinge aus materiellem Material komponiert sind, fungieren sie als Basis des Raumes in drei Dimensionen.

Die Auslegung von Strawsons Aussage von Dingen als den „Besitzern von räumlichen Dimensionen“ (engl.: *possessors of spatial dimensions*) in Richtung Dinge als *Konstitutionsbasis* des Epiphänomens Raum kann gestützt werden durch die ebenfalls von Strawson explizit vertretene These, dass das Vorhandensein von Dingen hinreichend ist für den Raum: „A no-space world would be a world without bodies.“²²² Jedenfalls ist es für Dinge nicht akzidentell, den Raum zu konstituieren, wie das bei der Einführung von „Konstitutionsbasis“ verlangt wurde. Dingen kommt es *per se* zu, „Besitzer“ (Strawson) räumlicher Dimensionen zu sein. Wenn man bedenkt, dass Dinge nicht nur hinreichend, sondern auch notwendig sind für den Aufbau des für Identifikation erforderlichen räumlichen Referenzrahmens, können wir bezüglich Dingen und Raum zum „genau dann, wenn ...“ kommen, wie es für Konstitution charakteristisch ist.

Last but not least sei erwähnt, dass wir bei Strawson auch einen unmittelbaren Bezug zu Leibniz finden. Und zwar dort, wo Strawson Leibniz' Identifikation von Monaden als Entitäten außerhalb des Raum-Zeit-Systems anspricht. Für diese Identifikation müsse Leibniz auf begriffliche Identifikation, letztlich auf die Möglichkeit von Individualbegriffen, zurückgreifen.²²³ Der Umkehrschluss ist natürlich zulässig: Will man ein derartiges Konstrukt, sprich Individualbegriffe, vermeiden, muss man sich auf die standardmäßige raum-zeitliche Identifikation verlassen können, somit auf ein durch Dinge konstituiertes Raum-(Zeit-)System.

Auch beim zweiten Referenzautor, Jonathan Lowe, können wir einen direkten Leibniz-Bezug feststellen. Bei Lowe ist dieser vielleicht noch zentraler angesiedelt bei der Entwicklung seines Raum-Begriffes als bei Strawson. So nimmt er die Leibnizsche Formel vom „*phenomenon bene fundatum*“ auf, um diese in seine einschlägigen Überlegungen einzubauen.²²⁴

Das lässt sich zeigen, wenn man Lowes Auslegung der besagten Formel ins Auge fasst. Diese finden wir angelegt in seinen Ausführungen gegen mentale, sprich nicht

²²² Strawson 1959, 63.

²²³ Vgl. ebd., 132.

²²⁴ Vgl. Lowe 1998, 173.

raum-zeitliche Entitäten als einzige „grundlegende Substanzen“ (engl.: primitive substances). Ohne die Argumentation im Detail verfolgen zu können,²²⁵ läuft diese darauf hinaus, dass es Objekte als Grundelemente der Wirklichkeit geben muss, denen *unmittelbar* (engl.: underivatively) räumliche Ausdehnung zukommt, was bei mentalen Substanzen nicht der Fall ist. Nur so kann Raum ontologisch fundiert werden. Denn er, der Raum, hängt in seinem Bestehen ab von Objekten, die ihn (unmittelbar) einnehmen; so weit jedenfalls, dass der Raum den Status eines Leibnizschen „phänomenon“ erhält, das wir hier gut und gerne als Epiphänomen im eingeführten Sinn auffassen dürfen. „Bene fundatum“ wäre der Raum jedenfalls nicht, wenn es nicht unmittelbar raum-konstituierende Entitäten, hier Dinge, gäbe.

Erläuterung und Ergänzung erfahren diese Annahmen durch die begriffliche Differenzierung zwischen *Raum* (engl.: space) und Ort bzw. *Orten* (engl.: places), wobei der Erstere für eine umfassende Ordnung steht, durchaus vergleichbar mit Strawsons Referenzrahmen für Identifikation, Letztere aber sind konkrete Lagebestimmungen einzelner Dinge. Zunächst gilt für beide die bereits erwähnte strenge, epiphänomenal interpretierbare Abhängigkeit: „in the absence of extended things occupying space [...], space itself, and also particular places, would not exist.“²²⁶ Die besondere Abhängigkeit des Ortes eines Dinges eben von seinem Ding hebt Lowe dann an Stellen hervor, in dem er gegen die (Identitäts-)Abhängigkeit der Dinge von ihren räumlichen Positionen spricht.²²⁷ Dem entspricht die Auffassung, dass wir auch zwischen den Komponenten der Dinge, etwa dem Material und seinen Teilen, und dem *Ort* eines Dinges bzw. dessen Teilen, unterscheiden müssen. Die Dinge bzw. ihre materiale Komposition sind grundlegend, ihr Ort, folglich der Raum, aber epiphänomenal.

Obwohl er mitunter von der „Existenz“ des Raumes spricht, geht aus weiteren Ausführungen hervor, dass Lowe sich nicht darauf verpflichten möchte, den Raum bzw. Orte gleichsam zu hypostasieren. Wichtig scheint es ihm allerdings zu sein, nach Vorliegen entsprechender theoretischer Gründe so sprechen zu können, *als ob*

²²⁵ Vgl. dazu ebd., 172.

²²⁶ Ebd., 163f.

²²⁷ Hier wendet sich Lowe gegen vierdimensionale Perdurer-Ontologien, insofern diese die räumliche bzw. raum-zeitliche Position, in der Folge ihr Bestehen aus raum-zeitlichen Teilen, als grundlegend für die Identität eines Dinges annehmen.

der Raum als solcher existierte.²²⁸ Hier stellt Lowe durchaus Parallelen her zur Behandlung mathematischer Objekte wie Mengen oder Zahlen, was Epiphänomene als mit den Quasi-Dingen verwandte Objekte im Umfeld der Ding-Kategorie ausweist.

Damit können wir auch schon überleiten zu einem Abschluss dieses Abschnittes über den Raum, der diesen in den weiteren Kontext *Umfeld der Ding-Kategorie* stellt, also in den Bereich der Als-ob-Dinge.

Der Raum wird hier jedenfalls als *Epiphänomen* vorgestellt, als ein irreduzibler Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt bzw. der Voraussetzungen menschlicher Praxis. Als Epiphänomen ist er so stark von seiner Basis, das sind Dinge bzw. deren (materiellem) Material, abhängig, dass er nicht als Element der alltäglichen Lebenswelt, als Entität in einem ontologisch technischen Sinn bezeichnet werden kann. Dem entspricht die Annahme, dass der Raum selbst nicht Basis irgendeiner ontologischen Abhängigkeit ist. Als Epiphänomen ist der Raum durch Dinge bzw. deren (materielles) Material *konstituiert*. Er kommt genau dann vor, wenn Dinge existieren. Und zwar deshalb, weil es Dingen wesentlich ist, Konstitutionsbasis für den Raum zu sein; und es dem Raum wesentlich ist, durch Dinge bzw. deren Materialaspekt konstituiert zu sein. In dieser Wechselseitigkeit liegt ontologisch gesehen eine strikte irreflexive, asymmetrische und nicht transitive Abhängigkeitsbeziehung des Raumes zu Dingen vor, die unmittelbar, also ohne Mittlerinstanz besteht.

Freilich können wir, nach Maßgabe bestimmter theoretischer Interessen, so sprechen, *als ob* der Raum selbst ein Ding wäre. Das haben wir im Hinblick auf die Leibniz-Clarke/Newton-Debatte ebenso gesehen, wie mit Blick auf Lowe. Solange wir nicht vergessen, dass es sich dabei um eine ontologisch uneigentliche Redeweise handelt. Diese bereits angedeutete Einordnung des Raumes unter die Als-ob-Dinge kann durch einen weiteren Gesichtspunkt ergänzt werden: In unseren Ausführungen war vom Raum stets als von einem Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt die Rede. Es gibt aber, gerade in der zeitgenössischen Physik, auch Ansätze, den Raum bzw. die Raum-Zeit alternativ zu modellieren, abweichend von lebensweltlichen Konzeptionen. Fassen wir den Raum als Umfeld-Objekt der Ding-Kategorie auf, spielen derartige Abweichungen keine ontologische Rolle. Wir müssten nur konzedieren, dass der Raum im Rahmen der Alltagsontologie ein Als-ob-Ding, Genus Epiphänomen, im

²²⁸ Ebd., 223. Lowe bringt an dieser Stelle seine Auffassung von der „möglichen Existenz“ in Anschlag. Dass sich dies im Sinne der hier angenommenen „Als-ob-Existenz“ entwickeln lässt, müssen wir hier zugegebenerweise voraussetzen.

Rahmen alternativer Interpretationen als Als-ob-Ding, Genus Quasi-Ding, betrachtet werden kann.

Auch zum dritten hier behandelten Genus der Als-ob-Dinge, den Quasi-Individuen, steht der Raum in einem ontologisch durchaus relevanten Verhältnis. Und zwar deshalb, weil auch Quasi-Individuen als Raum-Konstituenten in Frage kommen. Dem entspricht der immer wieder getätigte Hinweis darauf, dass es eigentlich das materielle Material ist, welches ursprünglich räumlich ist, in drei Dimensionen. Materielles Material kommt im Kompositum der Dinge vor. Insofern ist es Dingen wesentlich, den Raum zu konstituieren. Materielles Material besteht aber, wie gesehen, auch ungeformt, und zwar als quasi-individuelles Vorkommen, von der einfachen Material-Anhäufung bis hin zu den natürlichen Formationen. Auch diese konstituieren den Raum, sodass auch ein Kosmos ohne hylemorphische Einheiten räumlich ist, genau dann nämlich, wenn er materielles Material enthält.

2.25 Dinge: ein metaontologischer Abschluss

Wir kommen damit zum Abschluss, nicht nur des Abschnittes über Objekte im Umfeld der Ding-Kategorie, sondern auch des gesamten zweiten Hauptteiles dieses Buches, in dem die Dinge als Grundelemente der alltäglichen Lebenswelt dargestellt werden. Beim Abschluss bzw. bei der Zusammenfassung dieses Teiles soll, wie angekündigt, der Zusammenhang mit metaontologischen Überlegungen hergestellt werden.

Das kann an dieser Stelle durch die Erörterung der Alltagsontologie-Tauglichkeit der Ergebnisse geschehen sowie durch die Legitimierung der Distinktion zwischen ontologisch eigentlicher und uneigentlicher Redeweise, wie sie bei der Unterscheidung zwischen der Kategorie der Dinge und den drei behandelten Genera der Umfeld-Objekte in Anspruch genommen wurde. Ersteres greift die Ausführungen zu den Kriterien für Alltagsontologie auf und die Überlegungen zur allgemeinen Alltagsontologie-Tauglichkeit einer Ding-Ontologie; Letzteres nimmt wieder Bezug auf Eli Hirsch und seine Theorie der Quantoren-Varianz.

Die These von Dingen als individuellen, somit nicht aussagbaren, raum-zeitlichen Entitäten, also Partikularien, die als Endurer im Bereich der Partikularien eine grundlegende Stellung einnehmen, wurde im Abschnitt 2.11, „Dinge im Alltagsontologie-Test“, als vereinbar mit den Kriterien Intuitivität, Entsprechung zu den Grundstrukturen alltäglicher Sprachverwendung, Varianz dargelegt. Im Kontext der

Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis nehmen Dinge, wie eingeführt verstanden, einen grundlegenden Status ein.

Die folgenden Ausführungen zu Dingen als komplexen hylemorphischen Einheiten (2.12 bzw. 2.13) sind geprägt von spezielleren, teilweise technischen Überlegungen. Dinge sind keine einfachen Einheiten, auch keine Einheiten *per accidens*, sondern *per se*, komponiert aus einem individuellen Material- und einem individuellen Formaspekt, der als Identitäts- und Einheitsprinzip fungiert; wobei es sich bei der Komposition als hylemorphischer Bildungsrelation um eine Beziehung *sui generis* handelt, die v.a. nicht mit Konstitution, wie eingeführt, verwechselt werden darf.

Im nunmehr zur Debatte stehenden Zusammenhang ist zunächst zuzugestehen, dass diese Thesen und ihre Begründungen wohl kein Gegenstand alltagsnaher Intuitionen sein können. Das gilt auch für die Details der Ausführungen über Quasi-Individuen, Quasi-Dinge und das Epiphänomen Raum.

Somit sind wir bei der Untersuchung des Status dieser Thesen als alltagsontologischen zunächst auf jene Ergänzung des Kriterienkataloges angewiesen, die besagt, dass Thesen auch dann als alltagsontologische anzunehmen sind, wenn sie sich innerhalb eines erwiesenermaßen alltagsontologischen Rahmens entwickeln lassen, selbst hinsichtlich Intuitivität bzw. Entsprechung zu den Grundstrukturen unseres Sprechens neutral bleiben und mit keinem Anspruch verbunden sind, dem Varianzkriterium zu widersprechen. Das aber gilt für die Überlegungen in den Abschnitten 2.12 und 2.13 allemal.

Darüber hinaus dürfen wir doch auch auf die intuitive Nachvollziehbarkeit von Detailüberlegungen verweisen. Bleiben wir beim eben abgehandelten Objekt, dem Raum. Dass es sich beim Raum (selbst) um kein Alltagsding handelt, dürfte eine starke intuitive Basis haben. Bzw. anders betrachtet: Die These von einem absoluten Raum als dinglicher Entität scheint doch klar gegenintuitive Implikationen zu haben; ebenso wie die Annahme, dass es sich beim Ort (Lowe) eines Materialteiles ebenfalls um einen Materialteil handelte. Auch der Hylemorphismus als solcher, also die Annahme einer komplexen inneren Struktur von Dingen, ist intuitiv klar. Gerade wenn man den Test des Gegenteils akzeptiert. Dass Dinge einfache Einheiten wären, ist intuitiv abwegig; genauso wie die Annahme einer Ding-Einheit *per accidens*. Niemand nimmt intuitiv an, dass einzelne Schafe auf dieselbe Weise Einheiten wären wie Schafherden.

Bei einer Untersuchung der Entsprechung zu den Grundstrukturen unserer Alltagssprache wird es bei den Detailanalysen zum Hylemorphismus, aber auch zu den

Umfeld-Objekten schwieriger. Gerade bei der Frage nach der Entsprechung zur Subjekt-Prädikat Struktur ist da wenig zu holen, weil wir uns hier, im zweiten Hauptteil, praktisch ausschließlich bei Referenten referierend gebrauchter Subjektausdrücke aufhalten. Um Prädikate und deren ontologische Pendants geht es nicht. Anders ist das allerdings bei Identifikationsabhängigkeit, die ja ebenfalls zu den Grundstrukturen der Alltagssprache gezählt wurde. Die dargelegte Abhängigkeit des Raumes bzw. der Orte von Dingen, auch bzgl. Einheit und Individuation, lässt sich durchaus zur Interpretation dieser Struktur heranziehen.

Auch bzgl. des Varianz-Kriteriums stehen wir bei unseren Detailanalysen nicht mit leeren Händen da: Als Beispiel mag das Genus der Quasi-Dinge dienen, welches relativ zum Entwicklungsstand einzelwissenschaftlicher Modellbildungen wesentlich variant ist. Das Gleiche gilt natürlich für die Einteilungsschemata unserer Quasi-Individuen, die jedem Dogmatismus entgegenstehen. Zusammen mit dem Zugeständnis, dass wir auch zentralere Thesen, verstanden als Explikationen der Existenzvoraussetzungen menschlicher Praxis, grundsätzlich dem Varianz-Vorbehalt unterstellen, dürfen wir auch die Detailausführungen zu Dingen als hylemorphischen Einheiten bzw. zu ihren Umfeld-Objekten als alltagsontologie-tauglich deklarieren.

Auf einer anderen Ebene metaontologischer Reflexion steht die angesprochene Distinktion zwischen ontologisch eigentlicher und uneigentlicher Redeweise, die im Kern des Verstehens der Unterscheidung zwischen der Kategorie der Dinge und ihren Umfeld-Objekten steht. Letztere zeichnet aus, dass wir – unter Verweis auf bestimmte theoretische Interessen – über sie so reden können, als ob sie Dinge wären. Das führt ja nicht selten zu einer Verwechslung mit den Dingen im eigentlichen Sinn bzw. zu einer Ignorierung der ontologischen Unterschiedlichkeit zwischen den Umfeld-Objekten und „echten“ hylemorphischen Einheiten, die u.a. charakterisiert sind durch bestimmte Einheit, Zählbarkeit und Konstitutionskompetenz.

Eine Möglichkeit, diese Distinktion in der aktuellen Metaontologie zu verorten, wäre die dort gängige Unterscheidung zwischen sogenannten „leichtgewichtigen“ oder „internen“ Quantoren und den „schwergewichtigen“ oder „externen“.²²⁹ Durch die Verwendung der ersteren „Es gibt ...“-Wendungen, verpflichten wir uns *nicht* darauf, das als existierend anzunehmen, in einem ontologisch technischen Sinn, wovon wir sprechen. Das tun wir nur durch die Letzteren. Ersteres entspräche ontologisch uneigentlicher, Letzteres ontologisch eigentlicher Rede.

²²⁹ Vgl. Chalmers 2009 zu „leichtgewichtig“/„schwergewichtig“, Hofweber 2009 zu „intern“/„extern“.

Diese Distinktion mag vor allzu einfachen Umlegungen von sprachlichen auf ontologische Strukturen bewahren. Sie hat allerdings in der Anwendung auf unsere Unterscheidung zwischen Dingen und ihren Umfeld-Objekten ihre Grenzen, und zwar deshalb, weil wir auch die uneigentliche Ding-Rede über die Umfeld-Objekte unter der Rücksicht ontologischer Verpflichtung differenzierend verstehen können.

Als hilfreicher erweist sich hier wieder Eli Hirschs erstmals im Abschnitt 2.11 angesprochene Distinktion zwischen den Quantoren der Alltagssprache („plain English“²³⁰) und jenen alternativer Redeweisen, die unter Berücksichtigung besonderer theoretischer Erfordernisse eingeführt werden. Ersteren kommt tatsächliche ontologische Autorität zu, insbesondere den „Es gibt ...“-Wendungen, mit denen auf diachron identische Endurer Bezug genommen wird. In diesen werden die Voraussetzungen bzgl. Existenz paradigmatisch sprachlich transportiert. Quantoren-Varianz besagt nun, dass wir auch alternative „Es gibt ...“-Wendungen formulieren können, etwa im Kontext der Perdurer-Rede, der Rede von vierdimensionalen Gebilden ohne diachrone Identität. Das kann im Hinblick auf einzelwissenschaftliche Modellierungen, die ja Perdurer-Merkmale aufweisen, legitim sein. Im Sinne der Quantoren-Varianz können wir auch so sprechen, als ob es Perdurer gäbe, solange wir nicht meinen, damit aus unserer Welt eine Perdurer-Welt zu machen.²³¹

Hirschs Quantoren-Varianz können wir nun auf die Rede über alle unsere Umfeld-Objekte anwenden. Unmittelbar beziehbar ist sie auf die Rede über Quasi-Dinge, weil es sich dabei um Modellierungen handelt, die – den Perdurern ähnlich – definitiv keine ontologischen Entitäten sind. Das schließt nicht aus, dass wir aus der Perspektive der Alltagssprache die Rede über Quasi-Dinge interpretieren, die Quasi-Dinge in die Alltagsontologie integrieren können. Man kann auch in der Ding-Sprache eine Semantik der Quasi-Ding-Redeweise formulieren, in der Aussagen über Quasi-Dinge mit positiven Wahrheitswerten versehen werden.²³²

Zu modifizieren ist Hirschs Theorie der Quantoren-Varianz im Hinblick auf die Rede über Quasi-Individuen. Sprechen wir beispielsweise über einfache Massen bzw. über natürliche Formationen, sprechen wir durchaus über lebensweltliche Objekte, die zumindest ein Kriterium für den Entitäten-Status erfüllen; freilich, wie gleich noch explizit gemacht wird, nicht alle notwendigen; und schon gar nicht jene, die für

²³⁰ Hirsch 2002, 60.

²³¹ ... wodurch man, so Hirsch, in idealistischer „lunacy“ und „madness“ landete, siehe ders. 2002, 55.

²³² Vgl. u.a. Hirsch 2009, 245.

die Zugehörigkeit zur Ding-Kategorie erforderlich sind. Dennoch legt es sich geradezu nahe, auch über Quasi-Individuen so zu sprechen, als ob sie Vorkommnisse der Ding-Kategorie wären.

Einen Zwischenrang nehmen hier Epiphänomene ein, die als Konstitutionsprodukte von Entitäten, im Fall des Raumes von Dingen, zu den phänomenal irreduziblen Bestandteilen der Lebenswelt gehören, ohne auch nur nach einem Kriterium Entitätenstatus beanspruchen zu können. Hier hat das Als-ob eine größere Differenz zu ontologisch eigentlicher Rede zu überwinden als bei den Quasi-Individuen; eine kleinere jedoch im Vergleich zu den Quasi-Dingen. Jedenfalls können wir auch vom Raum als Epiphänomen aus guten Gründen so sprechen, als ob er ein Ding wäre. Mehr noch: Auch diese Rede können wir vom Standpunkt der Ding-Rede aus positiv semantisch interpretieren, indem wir für Aussagen über den Raum bzw. über Orte, frei nach Hirsch, eine Kriteriologie entwickeln für die Zuschreibung positiver Wahrheitswerte.

Mit diesem Versuch differenzierender Betrachtung ontologisch uneigentlicher Redeweisen, die wir schlussendlich (im Hauptteil 5.) noch einmal aufgreifen und im Sinne der Analogie-Lehre interpretieren werden, können wir unsere Ausführungen zu den Dingen beschließen und uns der alltagsontologischen Erschließung weiterer Kategorien von Entitäten widmen.

3. Modi

In den nächsten beiden Hauptteilen wird es also um nicht-dingliche Elemente der lebensweltlichen Wirklichkeit gehen, hier um die Eigenschaften oder, wie wir sagen werden, die *Modi*,²³³ dann, im vierten Hauptteil, um jene Entitäten, die im Englischen mitunter als „occurrences“ bezeichnet werden und im Deutschen als *Ereignisse* bzw. als *Zustände* und *Prozesse* zu kategorisieren sind.

Im Kontext der Darstellung dieser alltagsontologischen Kategorien wird wiederum die Differenzierung zwischen ontologisch eigentlicher und uneigentlicher Rede eine zentrale Rolle spielen. Schon am Ende des einleitenden ersten Hauptteils wurde dies auch für den nunmehr anstehenden Themenkreis in Aussicht gestellt. Dort wurden als Beispiele für Uneigentliches „interne“ Gegebenheiten angeführt, wie „formale“ (Identisch-Sein) und „dünne“ (Größer-Sein) Eigenschaften. Auch mit Epiphänomenen, konstituiert durch Modi, werden wir es zu tun bekommen, und zwar – um es anzudeuten – im Zusammenhang mit Kausalität und kausalen Verhältnissen. Jedenfalls werden wir auch im Eigenschafts-Themenfeld Objekte vorfinden, mit denen wir in manchen Kontexten legitimerweise so umgehen, *als ob* sie Modi wären – was sich bei näherer ontologischer Analyse allerdings als unzutreffend erweist.

Mit den Eigenschaften in eigentlicher ontologischer Rede oder den Modi wollen wir aber beginnen (Abschnitt 3.1), um sie in der Folge mit einschlägiger uneigentlicher Rede zu kontrastieren (Abschnitt 3.2).

Eine terminologische Vergewisserung zum Einstieg

Bevor wir in diesem Sinne fortfahren, tun wir gut daran, einige terminologische Festsetzungen, die im Zuge des zweiten Hauptteils vorgenommen wurden, aufzugreifen und explizit zu machen. Das ist umso erforderlicher, als wir bei zentralen Termini auf explizite Definitionen verzichtet haben, sie dennoch mit dem Anspruch der Konsistenz verwendet wurden. Bevor wir Neues beginnen, damit auch einige weitere technische Termini einführen, wollen wir uns des Vorhandenen vergewissern.

²³³ Der in allgemeiner Weise im Vorwort angesprochene Summen-Charakter dieser Monographie kommt in diesem Hauptteil in besonderer Weise zur Geltung. Und zwar deshalb, weil hier an mehreren Stellen Ergebnisse des Buches *Wie Dinge sind* (Kanzian 2016) aufgegriffen werden, um sie in den Kontext dieser kategorialen Alltagsontologie zu integrieren.

Gemeint sind zunächst Termini im Themenkreis Einheit – Individualität – Identität. Dabei sollen die verschiedenen Weisen, Einheit zu sein, nicht nochmals aufgegriffen, jedoch festgehalten werden, dass mit Einheit jedenfalls Individualität gegeben ist, worunter das verstanden wird, was etwas von allem anderen, insbesondere allen anderen Entitäten abhebt und abgrenzt. In diesem Zusammenhang wurde auch von einem Prinzip der Einheit bzw. der Individualität gesprochen, worunter im Falle der Dinge ihre art-spezifische individuelle Form gemeint ist. Sie gibt Aufschluss, was zur Einheit einer Entität gehört, was aber nicht. Das Fehlen einer individuellen Form zeigt sich, wie im Fall von Quasi-Individuen, im Fehlen einer bestimmten Einheit und Individualität, was auch bestimmte Zählbarkeit ausschließt.

Individuell sein bedeutet in diesem Kontext zunächst als Individuum bestehen, manche sagen auch „individuuiert“ sein; wobei das Attribut „individuell“ auch im Zusammenhang der Einführung von Partikularität verwendet wurde, um den Gegensatz zu Universale-Sein zu markieren. Tatsächlich schließt Individualität, im Sinne von bestimmter Einheit, Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit ein, ebenso wie es Universale-Sein ausschließt. Bestimmte Einheiten sind nicht „in multis“ instanziiierbar, wie es Universalien, wenn es sie gäbe, eigen wäre.

Wenn man bedenkt, dass – im Falle von einfachen und komplexen Einheiten per se, wie es Dinge sind²³⁴ – bestimmte Einheit bzw. Individualität numerische Verschiedenheit ausschließt, wird klar, dass mit dieser Einheit und Individualität auch Identität oder numerische Selbigkeit gegeben ist, welche jeweils unter einem synchronen, einem diachronen und einem quer-Welt-ein Aspekt gesehen werden kann. Formen, die als Prinzipien von Einheit und Individualität gelten, sind so gesehen auch Identitätsprinzipien, wie an manchen Stellen hervorgehoben wurde. Dass individuelle Formen art-spezifisch sind, bedingt auch die sortale Dependenz der Identität von Dingen. Um den Zusammenhang zwischen Identität und Einheit zu betonen, wurde von Arten auch gesagt, dass mit ihnen Bedingungen für die Einheit von Dingen gekoppelt sind.

Zu ergänzen ist die standardmäßige Unterscheidung zwischen numerischer und qualitativer Identität, zwischen Selbigkeit und Gleichheit, die ebenfalls mancherorts

²³⁴ Dieser Einschub ist dadurch bedingt, dass bei Einheiten per accidens (siehe 2.12 „Weisen, Einheit zu sein“) das Funktim Einheit – Identität nicht besteht. Bei Schafferden z.B. ist Einheit nur „äußerlich“ gegeben, ontologisch primär ist die Identität der Schafe. Auch die Distinktion zwischen bestimmter Einheit bzw. Individualität und Quasi-Individualität ist bei Einheiten per accidens anders anzugeben als bei einfachen Einheiten und komplexen Einheiten per se; einfach deshalb, weil auch die Frage nach einem Einheitsprinzip alternativ anzugehen ist.

angeführt wurde. Nur am Rande war hingegen von sogenannten Identitätsbedingungen die Rede, das sind Vehikel, die es gestatten würden, die Identität von Entitäten zu analysieren und zu explizieren; m.a.W. anzugeben, worin die Identität von etwas besteht.

Auch „Identifikation“ wurde verwendet, und zwar als Praxis, mithilfe von sprachlichen Ausdrücken Einheiten aus ihrer Umgebung hervorzuheben, sowohl synchron als auch diachron im Sinne von Reidentifikation. Dazu braucht es sortales Wissen, welches durch sortale Ausdrücke transportiert wird, die ihrerseits mit Identifikationskriterien gekoppelt sind.

Ein anderer, damit eng verbundener terminologischer Kontext ist die Rede von Entitäten. „Entität“ wurde im Zuge der bisherigen Ausführungen nicht technisch eingeführt. Als notwendige Bedingung für diesen Status wurde allerdings „ontologische Wirksamkeit“ genannt, Basis sein für ontologische Abhängigkeit im Sinne der Konstitution. Diese notwendige Bedingung wurde implizit ergänzt, wenn man so will zu einer insgesamt hinreichenden, und zwar durch bestimmte Einheit, Individualität und Identität. Damit kommt sowohl die klassische Transzendentalienlehre im Sinne des „omne ens est unum“ zur Geltung, wie das berühmte Quinesche Diktum „no entity without identity“. Damit sollte rückblickend nochmals klar werden, warum sämtliche Umfeld-Objekte der Ding-Kategorie keine *Elemente* der Wirklichkeit, im Sinne eben von Entitäten, sein können.²³⁵ Den Quasi-Individuen gebricht es an bestimmter Einheit und Individualität, den Epiphänomenen jedenfalls an Konstitutionskompetenz, den Quasi-Dingen, „Genus“ einzelwissenschaftliche Modellierungen, an alledem; wobei zugestanden sei, dass dies bei manchen quasi-dinglichen Objekten differenzierend betrachtet werden kann.

Das Präfix „Grund-“ bzw. (bei Attributen) „grund-“ wurde auch zur Hervorhebung von Dingen als *Grundelementen* der alltäglichen Wirklichkeit bzw. als *grundlegend* für andere Entitäten verwendet. Das wird in den nun folgenden Hauptteilen, in denen von partikularen Eigenschaften oder Modi und den Ereignissen bzw. Zuständen die Rede sein wird, noch eine wichtige Rolle spielen.

Vor dem Hintergrund dessen, was in den ersten Hauptteilen von Alltagsontologie gesagt wurde, können wir Entitäten als Elemente der alltäglichen Wirklichkeit auffassen, die unumgänglich sind für eine systematische Rekonstruktion der Existenzvoraussetzungen menschlicher Praxis. In Bezug auf hylemorphe Dinge wurde das ja bereits in verschiedenen Stufen dargelegt. Zum Vergleich: Die genannten Umfeld-

²³⁵ Bezugnehmend auf die letzte Fußnote sind auch Einheiten per accidens von diesem Ausschluss betroffen. Ihre Einheit reicht nicht hin für das Inkongruenz mit Identität.

Objekte der Ding-Kategorie kommen nur bedingt, oder in einem die Dinge in eigentlicher Redeweise spezifisch voraussetzenden Sinn, als Praxis-Objekte in Frage.

Wenn wir nun im Folgenden von nicht-dinglichen *Entitäten* handeln, können wir diese begrifflichen Bestimmungen aufgreifen und, wo erforderlich, weiterentwickeln. Dass uns dabei wiederum die Distinktion zwischen ontologisch eigentlicher und uneigentlicher Redeweise begegnet, wurde ja bereits erwähnt.

3.1 Modi als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis

Innerhalb des Abschnittes 3.1 werden wir zunächst den Begriff der Modi zu klären haben, und zwar als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis. Dabei beginnen wir mit charakterisierenden Merkmalen, die sich sowohl an historischen Bezügen, als auch an der Terminologie der aktuellen Debatte unseres Themenfeldes orientieren. Der so in 3.11 gewonnene Einstiegsbegriff, der insbesondere die *Partikularität* der Modi und deren unmittelbare Implikationen in den Blick bekommen soll, wird dann durch die spezifischen ontologischen Funktionen der Modi als Dinge *bestimmende* Entitäten (3.12) und den Aufweis ihrer eigenartigen einfachen *Einheit* (3.13) weiterentwickelt. Mit einem Alltagsontologie-Test (3.14) sollte die in der Überschrift von Abschnitt 3.1 zum Ausdruck gebrachte These anfänglich dargelegt sein. Beginnen wir aber mit dem eben angesprochenen Einstiegsbegriff.

3.11 Der Begriff „Modus“

Bislang war von Eigenschaften und Modi in einem unspezifischen oder nicht näher eingeführten Sinn die Rede. Im Hinblick auf „Eigenschaft“ dürfen wir das auch im Folgenden beibehalten. Das Wort steht für alles, was oberflächengrammatikalisch als „Wie-Bestimmung“ gelten mag und so den Gegensatz bildet zu den sortalen oder „Was-Bestimmungen“.²³⁶ Wir können also, mit Blick auf Kommendes, durchaus auch uneigentliche Redeweisen in unserem Themenkreis mit „Eigenschaft“ abdecken. Wenn es allerdings um die nunmehr zur Debatte stehende eigentliche Onto-

²³⁶ Diese Gegenüberstellung entspricht genau jener, die im Kontext der Einführung der sortalen Ausdrücke für *species infimae* dargelegt wurde. Siehe: 2.12 „Die sortale Dependenz der Identität von Dingen“.

logie des „Wie Dinge sind“ geht, müssen wir klare terminologische Schranken einziehen. Das soll, wie angekündigt, durch die stufenweise Etablierung von „Modus“ geschehen.

Modi als partikulare Weisen, wie Dinge sind

Zunächst und zuvorderst sind Modi *Partikularien*. Da „Partikulare“ bereits eingeführt wurde,²³⁷ können wir uns hier, bei der Erarbeitung eines Begriffs für Modi, auf die Anwendung dieses Status auf Wie-Bestimmungen konzentrieren. Dabei ist v.a. *Individualität* maßgeblich, was unsere Modi von vornherein davor bewahrt, als allgemeine oder universale Entitäten erachtet werden zu können. Diese Masse von Stephan, um wieder ein Beispiel anzuführen, ist *einmalig* und *unwiederholbar*. Dieses sein Gewicht kann zu ein und demselben Zeitpunkt nicht an verschiedenen Stellen im Raum vorkommen. Es ist auch nicht wiederholbar, selbst wenn Stephan nach der Winterruhe im Stall an Gewicht verliert, und dann im Frühjahr exakt gleich wiedergewinnt. Ein Modus ist kein unum in multis.

Partikularien aber sind, um ein weiteres Merkmal anzusprechen, *konkrete* Entitäten, das bedeutet, dass Modi eine bestimmte räumliche und zeitliche Ausdehnung zukommt. (Im Allgemeinen wird „konkret“ im Zusammenhang mit Partikularität auch gebraucht, um Partikularien allen abstrakten Entitäten gegenüberzustellen; vgl. dazu auch die einschlägigen Ausführungen in 2.11. Wie wir sehen werden, wird bei Modi aber „abstrakt“ in einer Weise verwendet, welche diese allgemeine Gegenüberstellung nicht oder nicht so einfach zulässt.) Um beim gegebenen Beispiel, der Masse Stephans, zu bleiben: Sie kommt definitiv im Raum vor, und zwar dort, wo Stephan bzw. sein Materialaspekt ist. Dieses Faktum, dass Modi als konkrete, d.h. räumliche Entitäten diese ihre Räumlichkeit von Entitäten entlehnen, die selbst keine Modi sind, sondern wie im Beispielfall der Kategorie der Dinge angehören, wird uns gleich noch beschäftigen. Die Zeitlichkeit der Modi, die, um es vorwegzunehmen, mit Zuständen bzw. Ereignissen zu tun hat, müssen wir an dieser Stelle noch ausblenden. Sie wird im vierten Hauptteil erörtert.

Einem weiteren Merkmal von Partikularität wollen wir allerdings umgehend unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Es ist die bereits angesprochene *Unaussagbarkeit*, die eng mit Individualität verbunden ist. Dies ist umso erforderlicher, als es auf den ersten Blick merkwürdig erscheinen mag zu behaupten, dass ein Modus, eine Wie-

²³⁷ Siehe: 2.11 „Dinge sind grundlegende Partikularien“. In diesem Abschnitt wird auch explizit auf partikulare Modi hingewiesen.

Bestimmung also, genau genommen nicht von seinem Träger, paradigmatisch einem Ding, ausgesagt werden kann. Um diese Merkwürdigkeit zu beheben, bedarf es wieder eines kurzen Exkurses in die Sprachphilosophie bzw. einen Hinweis auf die hier relevante Unterscheidung zwischen der ontologischen oder Sachebene und der Sprachebene. So spricht nichts dagegen, von Modi *Allgemeinbegriffe* zu bilden, die gut und gerne von Dingen *ausgesagt* werden können. Davon zu unterscheiden ist freilich die Frage, was wir behaupten, dass der Fall ist, wenn wir derartige Allgemeinbegriffe präzisieren. Die Antwort, deren Relevanz im folgenden Abschnitt 3.12 einzuholen sein wird, ist, dass eben ein Modus ein Ding *bestimmt*. Letzteres schließt die Individualität bzw. Partikularität der Modi keinesfalls aus. Kurzum: Merkwürdig kann man die *Unaussagbarkeit* der Modi nur finden, wenn man die Sprach- und die ontologische Ebene verwechselt.²³⁸

Für partikulare Wie-Bestimmungen von Dingen werden in der Geschichte und auch in der aktuellen Debatte unterschiedliche Termini verwendet. Gegen so manchen alternativen Kandidaten spricht, wenn überhaupt, dann wenig. „Akzidens“, z.B. in Anlehnung an die Kategorienlehre des Aristoteles, könnte man gut und gerne hernehmen, wenn man sämtliche universalien-realistischen Konnotationen des Begriffs ausklammerte; „Adhärenz“, wenn man die damit verbundene Inhärenz-Beziehung als „Verbinder“ ausschliesse – woran man, wie gleich noch zu zeigen sein wird, gut tut; „Moment“, wenn man die damit in der Literatur mitunter insinuierte Teil-Ganzes-Modellierung auf das Verhältnis Eigenschaften zu Dingen negierte.²³⁹

Davon zu unterscheiden ist jedenfalls eine Begrifflichkeit, die mit der hier gewählten definitiv inkompatibel ist, und zwar die der Tropist:innen. „Trope“ (engl.: trope) steht zwar ebenfalls für partikulare, eigenschaftsartige Vorkommnisse, jedoch in einem theoretischen Kontext, der mit dem hier vorgeschlagenen kategorialen Rahmen unvereinbar ist. Tropen sind keine Weisen, wie Dinge sind. Sie konstituieren Dinge, in dem Sinne, dass Dinge, wie an manchen Stellen angedeutet, *nichts anderes als* Tropenbündel sind. Will man partikulare Eigenschaften im Rahmen einer Ontologie mit Dingen abhandeln, sollte man deshalb tunlichst auf „Trope“ verzichten.

Die Wahl von „Modus“ ist jedoch nicht nur negativ zu begründen. Im Kontext der aktuellen Ontologie sind es v.a. John Heil und Jonathan Lowe, deren Verwendung von „Modus“ (engl.: mode) wir hier aufgreifen; insofern sie bei Heil als partikulare

²³⁸ Näher ausgeführt ist dies in Kanzian 2016, 80f.

²³⁹ Details: ebd., 59ff.

„ways objects are“²⁴⁰, bzw. bei Lowe als „particular ,ways‘ objects are“²⁴¹ bezeichnet werden. Auch in der Philosophiegeschichte finden wir den Terminus gut eingeführt, und zwar in einem Sinne, wie es der hier versuchten Theorienbildung entgegenkommt. So verwendet John Locke den Begriff, um damit die ontologische Abhängigkeit der durch ihn bezeichneten Entitäten von Substraten zu betonen; ebenso übrigens wie Spinoza, für den Modi als individuelle Eigenschaften auch „Affektionen“ sind, die Dinge „in Zustände bringen“.²⁴² Das sind Merkmale unserer Modi, die wir noch in diesem Abschnitt 3.11 zu ihrer Erläuterung heranziehen.

Modi als abhängige Partikularien

Modi sind also Partikularien. In einem weiteren Schritt können wir nun festhalten, dass sie – im Unterschied zu Dingen – nicht als *grundlegende* Partikularien gelten, sondern durch eine spezifische Art der ontologischen Abhängigkeit gekennzeichnet sind. Bei der Erörterung dieses Gesichtspunktes können wir anschließen an den Aufweis des besagten Status der Dinge, aus dem sich auch jener gegenteilige der Modi verstehen lässt.

Dieser Aufweis besteht, um es kurz in Erinnerung zu rufen, darin, dass Dinge bei der *Identifikation*, auch von nicht-dinglichen Partikularien, eine maßgebliche und unverzichtbare Rolle spielen. Die Identifikation aller partikularen Entitäten geschieht durch bestimmte Lokalisierung im Rahmen eines einheitlichen Raum-Zeit-Systems. (Bei dieser Anlehnung an Strawson legen wir wieder den Fokus auf den Raum. Die zeitliche Identifikation von Modi geschieht über Zustände und Ereignisse, was, wie gesagt, später ausgeführt wird.) Die Konstitution eines solchen Systems setzt nun Dinge mit den ihnen typischen ontologischen Merkmalen voraus, allen voran ist das diachrone Identität. Somit hängt die Identifikation sämtlicher nicht-dinglicher partikularer Entitäten von Dingen ab. Da es sich bei Modi um nicht-dingliche Partikularien handelt, können wir annehmen, dass ihre Identifikation eben von Dingen abhängt. Identifikationsabhängigkeit ist aber ein wichtiger Gesichtspunkt, um auch die ontologische Abhängigkeit der Modi von den Dingen in den Blick zu bekommen, damit ihren Status als nicht-grundlegende Partikularien.

²⁴⁰ Heil 2003, 12f, 138.

²⁴¹ Lowe 2006, 14; 2016, 112.

²⁴² Locke, *Essays*, Book II, Chapter XII, § 4, verwendete Ausgabe (hier: Locke 1975), 195; Spinoza, *Ethik*, erster Teil, Definition 5, verwendete Ausgabe (hier: Spinoza 1990), 5. Zitiert nach Kanzian 2016, 63.

Schon im Abschnitt 2.11 durfte unser Stephan als Beispiel dienen. Dort waren es seine Masse und seine Größe, beides paradigmatische Modi, die nicht identifiziert werden können, ohne auf Dinge, bevorzugt auf Stephan selbst, Bezug zu nehmen. Das ergibt sich v.a. aus der Abhängigkeit dieser Größe bzw. dieser Masse im Hinblick auf deren räumliche Position, die ohne Bezug auf Stephan, wie wir nach Abschnitt 2.24 wissen Konstituent räumlicher Verhältnisse, nicht angegeben werden kann.

Dass diese Abhängigkeit der Modi von den Dingen in der Identifikation auf eine Abhängigkeit in der ontologischen Verfasstheit verweist, lässt sich anhand der eigentümlichen *Vierdimensionalität* der Modi darlegen. Auch dies können wir zunächst mit einem Blick auf die Dinge erläutern. Dinge sind Endurer, diachron strikt identische Entitäten. Das haben wir so eingeführt, dass sie dreidimensional sind, also aufgrund ihres materiellen Materials in drei Dimensionen räumlich, nicht aber zeitlich ausgedehnt sind. Dinge, so haben wir gesehen, weisen damit einen unmittelbaren Bezug zur Räumlichkeit auf, der sich als Konstitutionsverhältnis explizieren lässt. Modi aber sind vierdimensionale Entitäten. Es ist ihnen wesentlich, in drei Dimensionen räumlich und zusätzlich dazu zeitlich ausgedehnt zu sein. Dieses Zukommen räumlicher und zeitlicher Ausdehnung besagt, dass sie *sowohl* räumliche *als auch* zeitliche Teile aufweisen. Darin unterscheiden sie sich grundlegend von den Dingen, und zwar so, dass damit ihre kategoriale Verschiedenheit von den Dingen begründet werden kann.

Der hier maßgebliche Gesichtspunkt aber ist, dass sie als wesentlich vierdimensionale Entitäten drei dieser Dimensionen von Dingen entlehnen. Modi kommen nämlich die drei räumlichen Dimensionen nur mittelbar zu, und zwar insofern, als sie Bestimmungen *von Dingen* sind.

Zur Illustrierung können wir uns weiter an Stephans Masse und seine Größe halten. Ohne zeitlich und räumlich ausgedehnt zu sein, können wir uns diese Modi nicht vorstellen. Ohne dass sie Stephan bestimmen, kommt ihnen diese wesentliche räumliche Ausdehnung, um bei ihr zu bleiben, aber nicht zu. Die Beispiele zeigen auch, dass man hinsichtlich der Modi von räumlichen Teilen sprechen kann, insofern nämlich, als man auch von Dingen solche angeben kann: Diese Masse und diese Größe sind teilbar, insofern sie verschiedene Körperteile von Stephan affizieren.

Kurzum: Ihre wesentliche Räumlichkeit erweist Modi als von Dingen, den Konstituenten räumlicher Verhältnisse, abhängige Entitäten.

Gleichheit als basales Faktum

Ein weiteres, mit ihrer Partikularität gegebenes Merkmal ist, dass die Gleichheit von Modi ein basales, d.h. nicht näher explizierbares Faktum darstellt. Diese Masse von 20 kg und jene Masse von 20 kg stehen in der Beziehung der Gleichheit zueinander, und zwar so, dass sie nicht auf eine vorausliegende Identität, etwa *eine* allgemeine 20 kg-Masse, zurückgeführt und so gleichsam als deren Instanzierungen verstanden werden könnten. Damit wird ein „unum in multis“, eine der Vielheit gleicher Modi vorausliegende Einheit bzw. Identität ausgeschlossen.

Begrifflich befinden wir uns damit bei der standardmäßigen Unterscheidung zwischen *Selbigkeit* und eben *Gleichheit*, die gerade erst in der terminologischen Verge-
wässerung am Beginn dieses dritten Hauptteils angesprochen wurde. Selbigkeit ist numerische Identität, Gleichheit aber qualitative Übereinstimmung oder auch qualitative Identität. Nicht standardmäßig mag allerdings sein, dass die hier vorgenommene Einführung von „gleich“ primär auf Modi, die Dinge bestimmen, bezogen ist. Damit ist eine abgeleitete Verwendung von „gleich“ nicht auszuschließen für den theoretisch anzunehmenden Grenzfall qualitativ identischer Dinge. Davon abgesehen wird im Folgenden von Dingen mit gleichen Modi als *ähnlichen* gesprochen.

Die Annahme von Gleichheit als basalem Faktum kann an dieser Stelle nicht in einer Ausführlichkeit dargelegt werden, welche die Freundinnen und Freunde allgemeiner oder universaler Eigenschaften überzeugen könnte. Im Laufe der folgenden Ausführungen sollte sich aber die Leistungsfähigkeit der gewählten Annahme erweisen lassen.

Schon hier darf allerdings darauf verwiesen werden, dass die universalien-realistische Alternative auch ihre Probleme hat, was sich in der Geschichte der Ontologie bis hinein in ihre Gegenwart eindrucksvoll zeigt. Ein, aus Sicht des Verfassers wesentlicher Vorteil der hier vertretenen Annahme ist die Vermeidung einer Instanzierungsrelation, etwa zwischen einem Universale Rot und gleichen Rot-Modi. Deren Interpretation ist seit Platons *Parmenides*²⁴³ notorisch schwierig; sowohl hinsichtlich der dabei vorausgesetzten *Teilhabe* der Rot-Modi am Universale Rot, als auch wegen der Angabe einer Erklärung, was die Rot-Modi mit dem Universale Rot gemein haben, um beides als Elemente der Instanzierung zu rechtfertigen. Ähnlichkeit als Explanans kann ja ausgeschlossen werden. Ähnlichkeit bedarf immer der Angabe einer *Rücksicht*, unter der sie besteht. (So können wir sagen, dass die Ähnlichkeit zweier

²⁴³ Platon, *Parmenides* 132a1-b2 bzw. 132c11-133a7. Verwendete Ausgabe: Platon 1972.

Kugeln unter der Rücksicht besteht, dass sie durch zwei Rot-Modi bestimmt sind.) Was aber wäre die Rücksicht, unter der Ähnlichkeit zwischen den Rot-Modi und dem Universale Rot bestünde? Es bräuchte ein „drittes Rot“, das diese Rücksicht angäbe. Damit wären wir aber noch nicht am Ende, denn auch die Ähnlichkeit zwischen dem dritten Rot und den Rot-Modi bzw. die Ähnlichkeit zwischen dem Universale Rot und dem dritten Rot bräuchte eine Rücksicht u.s.w. Wir landen in einem Regress.

Fällt Ähnlichkeit weg, gibt es einen anderen, besseren Kandidaten für eine Erklärung, der besagten „Instanziierungs-Regress“ vermeidet? Ohne das ausschließen zu können, soll doch klargemacht sein, dass die Beweislast bei der Vertreterin bzw. dem Vertreter der „teueren“, sprich universalien-realistischen Ontologie liegt.

Gleichheit als basales Faktum bedarf weder der Instanziierung, noch – und das sei hier als zusätzlicher Gesichtspunkt angeführt – eines zweistelligen Verbinders zwischen dem Gleichen selbst. Das bedeutet, dass Gleichheit, wie wir noch sehen werden, keine relationale *Entität* ist. Das schließt nicht aus, dass wir natürlich auch so reden könnten, *als ob* sie als Entität bestünde, was andeutet, wo wir ihr wiederbegegnet werden, nämlich im Abschnitt über uneigentliche Rede im Umfeld der Modi.

Über diese Wahl eines basalen Faktums im Hinblick auf Modi kann man auch zu einem für Modi eigentümlichen Art-Begriff kommen, demzufolge Modi-Arten schlicht gleiche Modi umfassen. Mancherorts ist auch davon die Rede, dass Modi, z.B. 20 kg, *Determinanten* von *Determinablen*, z.B. Masseeigenschaften, sind. In dieser Terminologie sind Modi-Arten zunächst gleiche Determinanten. Begrifflich möglich ist es, zwischen diesen „untersten Arten“ und den Determinablen noch höhere Arten oder „Genera“ anzuehmen. Ohne dies hier näher ausführen zu können,²⁴⁴ sollte jedoch klar werden, dass bei Modi – im Unterschied zu Dingen – die Arten nicht ihre numerische Identität bestimmen im Sinne sortaler Dependenz, sondern ausschließlich deren qualitative. Wieder ein Grund für die kategoriale Unterscheidung zwischen Modi und Dingen im Bereich der partikularen Entitäten.

Damit sind wir jedenfalls beim angekündigten Einstiegsbegriff der Modi angekommen als von Dingen abhängigen Partikularien, die untereinander in einer basalen Gleichheitsbeziehung stehen können, markant für ihre Zugehörigkeit zu niedrigeren bzw. höheren Modi-Arten.

²⁴⁴ Zur Einführung von „Determinante“/„Determinable“ siehe u.a. Funkhouser 2006, 21, nach Kanzian 2016, 90ff.

3.12 Modi bestimmen Dinge

Bisher war bzgl. des Verhältnisses der Modi zu Dingen in einem nicht-technischen Sinn von *Bestimmen* die Rede, ohne dass dies von verwandten Verwendungen des Wortes, etwa als Adjektiv („bestimmt“) im Sinne von „spezifisch festgelegt“, oder als Substantiv („Bestimmung“) im allgemeinen Sinne von „Merkmal“, genauer abgegrenzt wurde. Dieses Bestimmungs-Verhältnis soll nun erläutert und als terminus technicus eingeführt werden, und zwar als jene Relation, die zwischen Dingen und ihren Modi besteht. So gesehen werden wir Dinge als durch Modi *bestimmt* auffassen, Modi als Dinge *bestimmende* Entitäten. *Bestimmtheit* stehe für die maßgebliche Beziehung zwischen Dingen und Modi.

(An dieser Stelle der Untersuchung spricht nichts dagegen, auch das Verhältnis zwischen Quasi-Individuen und Modi als Bestimmtheit zu verstehen. Wir bleiben bei der technischen Einführung der Relation dennoch bei Modi und den Dingen; nicht nur aus Darstellungsgründen, sondern v.a. weil sich die Bestimmung der Quasi-Individuen durch Modi letztlich, sprich im vierten Hauptteil, doch als uneigentlich herausstellen wird.)

Die Relation

Wieder ist es Jonathan Lowe, bei dem wir einige Anleihen nehmen können bei der Erläuterung der fraglichen Beziehung; ohne – und das ist in diesem Fall signifikant – die kritische Distanz zu seiner Theorie der Modi insgesamt außer Acht zu lassen.

Es ist Lowes Beziehung der Charakterisierung (engl.: *characterization*²⁴⁵), welche der hier einzuführenden Beziehung der Bestimmtheit entspricht. Ein sehr bedeutendes Merkmal dieser Beziehung ist, dass sie als Verbinder von *partikularen* Entitäten, eben Dingen und partikularen Eigenschaften, sprich Modi, aufgefasst wird. Weiters handelt es sich bei der Bestimmtheit, bei Lowe eben *characterization*, nicht selbst um eine Entität, etwa eine zweistellige Relation. Unter dieser Rücksicht kommt sie mit der eben angesprochenen Gleichheit überein. Lowes Begründung²⁴⁶ besteht darin, dass eine solche zweistellige Beziehungsentität entweder als Universale oder selbst als Partikulare, also als zweistelliger Modus, aufgefasst werden muss. Ein Drittes gibt es nicht. Universale Relationen aber können nur universale Entitäten verbin-

²⁴⁵ Vgl. u.a. Lowe 1998, 157; 2006, 44.

²⁴⁶ Lowe 2006, 45.

den; somit bleibt als Verbindereinheit nur die partikuläre Variante, sprich ein zweistelliger Modus. Modi aber, so Lowe weiter, bestimmen ausschließlich Dinge. Ein Modus kann keinen Modus bestimmen, auch nicht als zweistelliger, dessen anderes Relatum ein Ding ist. Also kann man die Bestimmtheit selbst nicht als Entität, als Element der Wirklichkeit, auffassen.

In Ermangelung von Universalien können wir hier nur einen Teil, nämlich den zweiten, von Lowe übernehmen; den aber mit Überzeugung: Bestimmtheit kann kein Modus sein. Da sie auch im Bereich anderer Kategorien von Entitäten keinen Ort hat, muss man Bestimmtheit auf andere Weise in eine Ontologie integrieren, frei nach Lowes Bekundung: „The lesson, no doubt, is that there is more to the business of ontology than just saying *what there is* [...].“²⁴⁷

Wie die Gleichheit wird die Bestimmtheit bei Lowe unter die sogenannten *internen Beziehungen* subsumiert, deren Eigenart in einem späteren Abschnitt dieses Hauptteils noch entfaltet wird. Hier halten wir fest, dass interne Beziehungen „no addition[s] of being“²⁴⁸ sind, also keine Elemente der Wirklichkeit, wie wir hier Entitäten bezeichnen.

Dennoch handelt es sich dabei um eine Verbindung, die unverzichtbar für eine ontologische Beschreibung der Welt ist, auch, um das an dieser Stelle herauszustellen, der alltäglichen Lebenswelt. Diese kommt nicht aus ohne Dinge, aber auch nicht ohne deren partikuläre Bestimmungen; und zwar so, dass die Dinge – wenn gleich nicht, wie Tropist:innen behaupten, aus Modi konstituiert sind – so aber doch in dem, was sie sind, als durch Modi bestimmt aufgefasst werden müssen. Ihrerseits sind Modi, wie wir gesehen haben, wesentlich von Dingen abhängig. Ohne dass sie Dinge bestimmen, können Modi nicht existieren. Lowe umschreibt diese wechselseitige Beziehung metaphorisch so, dass sie Entitäten verbindet, die „made for each other“²⁴⁹ sind. Nicht-metaphorisch gesprochen, verhalten sich Dinge und Modi durch Bestimmtheit so zueinander, wie sich das aus ihrer, wie Lowe sagt, „ontologischen Form“ (engl.: ontological form) ergibt. Beim Form-Begriff müssen wir als Hylemorphist:innen natürlich vorsichtig sein, weil das, was Lowe hier meint, mit dem Komponenten der komplexen dinglichen Einheit nichts zu tun hat. Wir können dies besser so umschreiben, dass sich die Bestimmtheit der Dinge durch Modi aus ihrer grundlegenden ontologischen Verfasstheit ergibt. Für Bestimmtheit braucht es nichts Weiteres. Diese Bestimmtheit ist deshalb, so Lowe, „too fundamental, indeed, to be

²⁴⁷ Ebd., 47. *Hervorhebung* Lowe

²⁴⁸ Ebd., 46.

²⁴⁹ Ebd., 47.

something in the world – an element of being – because it is that without which there could be no beings and no world”²⁵⁰. Ohne Bestimmtheit gäbe es keine Modi und auch keine Dinge, wie wir sie kennen; ohne Modi und Dinge keine Welt, zumindest keine alltägliche Lebenswelt. Diese fundamentale Weise der Bestimmtheit, zur Welt zu gehören, kann nun nicht durch kategoriale Zugehörigkeit ausgedrückt werden.

Um den Grundgedanken hinsichtlich interner Beziehungen darzulegen, kann man nicht nur auf Gleichheit, sondern auch auf Identität verweisen. Alles was ist, ist in seiner grundlegenden Verfasstheit („insofern es ist“) mit sich selbst identisch. Aber auch Identität ist keine zusätzliche Entität. Es braucht keinen Verweis auf etwas Zusätzliches zum Identischen, um seine Identität anzunehmen. Dennoch ist Identität unverzichtbar für jede ontologische Weltbeschreibung.

Worin besteht nun aber die kritische Distanz, die Lowe gegenüber beibehalten werden soll. Sie betrifft eine These, die seine Auffassung von Modi als Dinge charakterisierende Partikularien nicht direkt oder unmittelbar angeht. Für Lowe sind Modi nämlich *Instanzen* universalen Eigenschaften oder Attribute.²⁵¹ Davon müssen wir uns distanzieren – was übrigens möglich ist ohne auszuschließen, Lowes Charakterisierung zur Einführung unserer Bestimmtheit zu nützen. Zur Begründung können wir anführen, dass man Instanziierung entweder als eine zweistellige Entität, oder aber als eine interne Beziehung auffassen muss. Auch hier gibt es kein Drittes. Ist sie eine interne Beziehung, muss man annehmen können, dass sie etwas verbindet, das in seiner ontologischen Verfasstheit so eng aufeinander bezogen ist, dass eine Verbindung selbst nicht wieder als eine Entität aufgefasst werden kann. Universalien aber wären, was immer sie wären, wenn es sie gäbe, so grundlegend von Partikularien verschieden, dass dieses „made for each other“ ein eigenes, schwerwiegendes Explanandum erzeugte. Ist die Instanziierung aber eine zweistellige Entität, so trifft auf sie eine Nachfolgevariante des Platonischen Einwands bzgl. Ähnlichkeit zu, der in der aktuellen Debatte als Bradley-Regress bezeichnet wird:²⁵² Nimmt man eine Verbinderentität zwischen Modi und universalen Attributen an, hat man anzunehmen, dass auch dieser Verbinder durch einen (anderen) Verbinder (zweiter Stufe) mit den Modi und mit dem Attribut vereinigt werden müsse. Und dieser (andere) Verbinder mit einem (wieder) anderen (dritter Stufe) usw.

Diese Distanzierung ist auch für Bestimmtheit relevant, und zwar unter der Rücksicht, dass durch die gewählte Begründung der Zurückweisung von Instanziierung

²⁵⁰ Ebd., 49.

²⁵¹ Vgl. u.a. ebd., 18.

²⁵² Bradley 1897, zitiert nach Mellor/Oliver 1997, 16.

auch jedwede Alternative zu Bestimmtheit negiert werden kann; Exemplifikation oder Inhärenz etwa, insofern sie zwischen Dingen und universalen Eigenschaften bestehen soll.

Die Funktionen

Nach der vorläufigen Klärung des ontologischen Status der Beziehung der Modi zu den Dingen können wir uns in einem weiteren Schritt jener Funktion, besser gesagt, jenen Funktionen zuwenden, die Modi erfüllen, wenn und insofern sie Dinge bestimmen. Dabei werden wir auf einen Gesichtspunkt zu sprechen kommen, der im Hinblick auf die Konstitutionskompetenz der Modi maßgeblich sein wird, und zwar, um gleich in medias res zu gehen, auf den *Kraft*-Aspekt der Modi, welcher bisher noch nicht angesprochen wurde. Er wird, um es an dieser Stelle vor auszuschicken, für die Konstitution kausaler Verhältnisse, kurz Kausalität, maßgeblich sein. Auch dies ist übrigens ein nicht unwesentlicher Aspekt alltäglicher Praxis, dass sie nämlich voraussetzt, dass es kausal Wirkendes in der Welt *gibt*. Nicht zufällig gehören kraft-lose Kausaltheorien, wie etwa Regularitätsanalysen in der Nachfolge von David Hume, zum Repertoire revisionärer Ontologien.²⁵³

Modi sind demnach als Entitäten aufzufassen, die im Hinblick auf die Bestimmung von Dingen zwei aufeinander irreduzible Funktionen ausüben, mit der *Kraft* ist das der bereits bekannte Aspekt der *qualitativen Bestimmung*.²⁵⁴ So gesehen kann man auch davon sprechen, dass Modi als qualitative Bestimmungen ihren Dingen bestimmte Qualitäten *verleihen*; als Kraft-Bestimmungen oder kurz Kräfte aber das, was in einer ersten Annäherung als *kausale* Funktionen oder besser *Rollen* aufgefasst werden kann und in der Fachliteratur als *Dispositionen* bezeichnet wird. Zu beachten ist dabei jedenfalls die Unterscheidung zwischen den Dispositionen oder kausalen Rollen als solchen und ihren *Manifestationen* oder Realisierungen. Als Standardbeispiel wird die Wasserlöslichkeit eines Zuckerstückes angeführt. Nimmt man die Wasserlöslichkeit als eine Disposition an, die darin besteht, dass dem Zucker eine bestimmte Rolle im kausalen Geschehen zukommt, kann man diese unterscheiden von ihrer Manifestation, sprich der Auflösung des Zuckers im Wasser unter günstigen

²⁵³ Dies habe ich in Kanzian 2016, II – 3.2, Kraft-lose Kausaltheorien, unter Bezug auf David Lewis, David Armstrong und Donald Davidson ausführlicher dargestellt.

²⁵⁴ Diese „Zwei-Aspekte-Theorie“ habe ich in Kanzian 2016, II – 3.1, Kräfte und Dispositionen, ausgeführt. Dieser Abschnitt lehnt sich eng daran an.

Umständen. Ein anderes Beispiel, das auch den qualitativen Aspekt zu berücksichtigen vermag, nimmt auf Farbmodi Bezug. Nehmen wir dieses Rot als Modus an. Dann bestimmt er, der Modus, diese Kugel und verleiht ihr, als qualitative Bestimmung, eine Farb-Qualität, als Kraft jedoch spezifische Dispositionen, u.a. die, sichtbar zu sein. Das ist eine kausale Rolle, die bei günstigen Umständen, z.B. Licht-einwirkung und einem Wahrnehmungsapparat in Reichweite, manifestiert wird.

Auch in dieser, wenn man so will „Doppelaspekt-Theorie“ der Modi kann man in der aktuellen Literatur Unterstützung finden. Als prominente Beispiele seien u.a. John Heil und Charles B. Martin erwähnt. Bei Heil finden wir unsere These markant formuliert, wenn er davon spricht: „Modes endow their possessors with both dispositionalities and qualities.“²⁵⁵ Modi, so können wir das in Anwendung der eingeführten Begrifflichkeit sagen, verleihen als qualitative Bestimmungen den Dingen eben Qualitäten, als Kraft-Bestimmungen, oder kurz als Kräfte, hingegen Dispositionen oder kausale Rollen. Bei Martin finden wir den engen Zusammenhang zwischen diesen Aspekten gut zum Ausdruck gebracht, wenn er sie mit einer Zeichnung vergleicht, die je nach Perspektive unterschiedliche Gestalten darstellt: „What is qualitative and what is dispositional for any property is [...] like an ambiguous drawing. A particular drawing, remaining unitary and unchanged, may be seen and considered one way as a goblet-drawing and differently considered, it is a two-faces-staring-at-one-another-drawing. The goblet and the faces are not distinguishable parts or components [...] of the drawing, although we can easily consider the one without considering, or even knowing of the other.“²⁵⁶ Auch wenn Martin den hier unspezifisch gebrauchten Begriff „property“ (dt.: Eigenschaft) verwendet, und „qualitativ“ und „dispositional“ der Eigenschaft selbst zuschreibt und nicht dem Ding, dem Qualitäten und Dispositionen durch Eigenschaften, besser die Modi, verliehen werden, betont er, dass diese Aspekte nicht als unterscheidbare Teile oder Komponenten des Modus verstanden werden dürfen. Das ist entscheidend. Durch die funktionale Pluralität der Modi wird keine ontologische Vervielfältigung innerhalb der Modi angenommen.

Mit diesen begrifflichen Festlegungen setzen wir uns nicht nur ab von jener Vielzahl von Kausaltheorien, welche auf Kräfte (engl.: powers) verzichten, sondern auch von jenen, die Ereignisse und nur Ereignisse als kausale Elemente auffassen.²⁵⁷ Für den

²⁵⁵ Heil 2003, 142; siehe auch ebd., 199. In ders. 2016, 131 bezeichnet Heil die Auffassung, „that properties [...] ‘bestow’ powers on their possessors“ als eine „Aristotelian idea“, womit wir hier gut leben können.

²⁵⁶ Martin 1997, 216; vgl. auch ebd., 202, 213.

²⁵⁷ Vgl. u.a. Davidson 1980, 161.

hier zur Debatte stehenden Kontext ist relevant, dass wir uns damit auch in Opposition begeben zu bestimmten Positionen im Eigenschafts-Themenfeld; etwa solchen, die im Bereich der Eigenschaften zwischen qualitativen und dispositionalen unterscheiden, entweder um Qualitäten und Dispositionen als unterscheidbare Genera in der Kategorie der Eigenschaften auszumachen, oder um die einen zugunsten der jeweils anderen zu eliminieren.²⁵⁸ Desgleichen können wir nicht der Redeweise beitreten, dass Eigenschaften oder die Kräfte von Eigenschaften Dispositionen *sind*.²⁵⁹

Wir arbeiten mit der Festlegung darauf, dass *jede* Eigenschaft, sprich *jeder* Modus, beide Aspekte aufweist, jenen „dispositionalen“, der darin besteht, dass der Modus seinem Träger als Kraft eben eine Disposition verleiht, und jenen „qualitativen“, demzufolge Modi als qualitative Bestimmungen den Dingen eben Qualitäten verleihen. Wichtig ist es festzuhalten, dass durch die hier vorgenommene Rekonstruktion der Distinktion zwischen Qualitäten und Dispositionen keine Vervielfältigung von Entitäten geschieht. Entitäten sind Dinge und Modi. Dinge sind in ihrer grundlegenden ontologischen Verfasstheit oder „von Natur aus“ durch Modi bestimmt, stehen also zu den Modi in der Relation der Bestimmtheit. Modi aber, um es auf den Punkt zu bringen, bestimmen Dinge in den beiden eben wiederholten, aufeinander irreduziblen Funktionen.

Derivativität als Weise, diese Funktionen auszuüben

Einen weiteren Gesichtspunkt im Kontext des Bestimmungsverhältnisses zwischen Modi und Dingen können wir mit dem Stichwort der „Derivativität“ umschreiben. Er betrifft die *Weise*, wie Modi Dinge bestimmen und damit ihre zweifache Funktion im Hinblick auf die Ding-Bestimmung ausüben. Dieser Gesichtspunkt wurde in vorhergehenden Abschnitten bereits angesprochen, und zwar im Zusammenhang mit der Frage, wie Dinge zu ihrer eigentümlichen Dreidimensionalität kommen. Dies wurde – in Anlehnung an eine Idee von Lynne Rudder-Baker – eben als *derivativ* gekennzeichnet. Das bedeutet, dass zunächst oder ursprünglich das Material, genauer der materielle Materialaspekt von Dingen, dreidimensional ist. Das hat zur Folge, dass auch Objekte ohne individuelle Form, wie Quasi-Individuen, räumlich sind, sprich

²⁵⁸ Bei David Armstrong, u.a. ders. 1997, 69ff, finden wir die Unterscheidung zwischen einem *Dispositionalismus* und einem *Kategorialismus* (engl.: categoricism) bzgl. Eigenschaften. Ersterem zufolge sind Eigenschaften (nur) Dispositionen, Letzterem zufolge aber (nur) Qualitäten. Aus Armstrongs Perspektive wird hier hingegen eine Art „two-sided view“ vertreten, „which holds that properties have, essentially, both a categorical and a power side to their nature.“ (Ebd., 69)

²⁵⁹ Vgl. u.a. Bird 2007, 71.

räumliche Dimensionen konstituieren. Das steht nicht in Gegensatz dazu, dass hylemorphische Dinge „wirklich“ oder an sich räumlich sind. Wir übernehmen damit Rudder-Bakers These: „If x has a property derivatively, x still really has it.“²⁶⁰

Die Formulierung dieser These weist auch gleich in jene Richtung, in die wir hier Derivativität weiterentwickeln. Es geht dabei nicht nur um Räumlichkeit (und Zeitlichkeit), es geht auch um die Modi; sodass wir annehmen wollen, dass es zunächst entweder der Materialaspekt oder der Formaspekt der Dinge ist, welcher durch Modi bestimmt ist, Dinge – verstanden als hylemorphische Komposita – aber derivativ.²⁶¹ Das, um es zu wiederholen, steht nicht im Gegensatz dazu, dass das Ding selbst „wirklich“ durch den Modus bestimmt wird und durch ihn Qualitäten und Dispositionen verliehen bekommt. Im Kontext einer hylemorphischen Ding-Ontologie ist dies auch wenig überraschend. Besteht doch, zeit des Bestehens eines Dinges als Einheit per se, zwischen dem Ding und seinen Komponenten keine ontologische Differenz, dergestalt, dass es sich bei den Komponenten um vom Ding unterscheidbare Entitäten handelte.

Anhand der in den letzten Beispielen angeführten Modi, das sind Gewicht bzw. Masse, Größe, Farbe, lässt sich das illustrieren. Es ist zunächst der Materialaspekt der Dinge, welcher Masse-, bzw. Größen-, bzw. Farbmodi aufweist. Das bedeutet keinesfalls, dass nicht das Ding selbst, wir hatten als Beispiele wieder Stephan und dann eine Kugel, eine bestimmte Masse, eine bestimmte Größe und diese rote Farbe hat. Stephan und die Kugel sind ja hylemorphische Einheiten per se, nicht ontologisch nachfolgende oder akzidentelle Summen ihrer Komponenten.²⁶²

Aus der Derivativität der Modi lassen sich nun einige weitere Thesen entwickeln. Wir wollen hier die Distinktion zwischen *akzidentellen* und *wesentlichen* Modi und die Einführung eines ontologischen Begriffs von *Vermögen* ins Auge fassen.

Die zuerst genannte Distinktion lässt sich im Kontext der hier vertretenen Annahme der Derivativität so erläutern, dass *wesentliche* Modi ursprünglich den Formaspekt,

²⁶⁰ Rudder-Baker 2007, 39.

²⁶¹ Bemerkenswerterweise nimmt Rudder-Baker auch Eigenschaften an, die Dingen primär relativ zu ihren Komponenten zukommen, sogenannte „excluded properties“, siehe dies. 2007, u.a. 167. Wir werden sehen, dass es sich dabei um solche „abundante“ handelt, die nur in einem uneigentlichen Sinn als Eigenschaften aufgefasst werden können, z.B. mit sich selbst identisch sein, oder partikular zu sein, also gerade keine Modi sind.

²⁶² Hierin bleibt auch ein Unterschied zur Derivativität von Rudder-Baker bestehen: Für sie sind alltägliche Dinge Konstitutionsprodukte aus Dingen „tieferer Schichten“. So nimmt sie auch eine *wechselseitige* Übertragbarkeit von Eigenschaften an. Hier bleiben wir bei einer „Einbahnstraße“, die allerdings auf zweifache Weise, vom Material und von der Form her, in Richtung Ding gehen kann.

akzidentelle Modi aber ursprünglich den Materialaspekt eines Dinges bestimmen, und in ihren jeweiligen Bestimmungsfunktionen im Hinblick auf das ganze Ding derivativ sind.

Die eben gegebenen Beispiele von Masse, Größe und Farbe sind demnach, auch das ist wenig überraschend, akzidentelle Modi. Das bedeutet, dass Dinge durch die Zeit, natürlich auch quer-Welt-ein, unterschiedliche Determinanten der Determinablen, welchen die Modi zuzurechnen sind, annehmen können. Stephan kann an Gewicht und Größe zunehmen. Diese Kugel könnte jetzt auch grün sein.

Wie steht es aber mit den Modi, die ursprünglich den Formaspekt von Dingen bestimmen? Inwiefern sind sie den Dingen *wesentlich*? Dazu müssen wir uns zunächst die primäre ontologische Funktion des Formaspekts bei der Komposition von hylemorphischen Einheiten vor Augen stellen. Diese besteht darin, Einheits- und Identitätsprinzip zu sein. Wir haben hier keine detaillierte Explikation dessen gegeben, was man bei den unterschiedlichen Genera der Ding-Kategorie genauerhin unter dem Formaspekt verstehen mag. Bei Organismen oder Substanzen war von *Leben* oder *Lebensprinzip* die Rede, bei den Artefakten hingegen von einem *Plan*, der im herstellenden Menschen seinen Ursprung hat. Nun gibt es auch Bestimmungen, die Aufschluss über das Wie eines Lebensprinzips bzw. eines artifiziellen Bauplans geben. Da es sich aber bei Leben, ontologisch Einheits- und Identitätsprinzip, um etwas handelt, das einem Organismus zeit seines Bestehens zukommt, werden für ihn auch diese Wie-Bestimmungen den Charakter des Unabänderlichen haben. So gesehen handelt es sich dabei um wesentliche Modi. Stephans Leben bleibt immer durch das Wie eines Schaflebens bestimmt. Was zu seinem Schafleben gehört, ist ihm wesentlich. Dass wir hier bei Artefakten zusätzliche Annahmen benötigen, sei zugestanden. Wie immer diese aber auszubuchstabieren sein werden, sie betreffen die hier angeführten grundlegenden Überlegungen nicht.

Etwas anderes ist dies mit einem Phänomen, das wiederum in erster Linie Lebewesen betrifft. Gemeint ist die spezifische, sprich an ihre Art gebundene *Entwickelbarkeit* ihres Lebens. Müssen wir diese nicht so interpretieren, dass sich die Bestimmungen des Lebensprinzips, also die Form-Bestimmungen ändern? Um zu zeigen, dass dem nicht so ist, können wir den Begriff eines *Vermögens* zu Hilfe nehmen, wie er sich aus den vorhergehenden Überlegungen, v.a. zu Dispositionen, ergibt.

Demnach ist ein Vermögen ein *funktionaler Zusammenhang* von verschiedenen *Dispositionen*, die Dingen aufgrund bestimmter Modi verliehen werden. Nehmen wir

als Beispiel das zahlreichen tierischen Organismen gegebene Seh-Vermögen. Zoolog:innen werden uns genau erläutern können, worin es besteht. In der Ontologie halten wir jedenfalls fest, dass es komplex und wohl auf eine Vielzahl von Modi zurückzuführen ist. Diese verleihen, nach den hier gemachten Annahmen, dem Organismus verschiedene Dispositionen, die einen funktionalen Zusammenhang, also das besagte Vermögen ausmachen.

Vermögen in eigentlicher Redeweise aber sind mit der *Art* oder *Spezies* eines Organismus gegeben.²⁶³ Auch das wissen wir Ontolog:innen. *Was* ein organisches Ding ist, zeigt sich in seinen Vermögen. Da aber das *Was* oder die *Art* eines Dinges in seiner *individuellen Form* repräsentiert wird, muss das mit der *Art* eines Dinges Gegebene ursprünglich als zur Form gehörig aufgefasst werden. Also sind die Vermögen ursprünglich zur Form gehörig, werden somit im Verbund von ursprünglich form-bestimmenden Modi verliehen.

Gehören aber seine Vermögen zur individuellen Form, kann kein Lebewesen Vermögen verlieren, ohne das Ding zu sein, das es ist. Die Identität jedes Dinges hängt nämlich von dieser seiner, so-beschaffenen, individuellen Form ab. Vermögen sind dem Lebewesen somit *wesentlich*. Sein Sehvermögen, z.B., kann Stephan zeit seiner Existenz nicht verlieren.

Unter Berücksichtigung dieser auf Vermögen abzielenden Überlegungen können wir unsere einschlägige These nun auch so formulieren, dass wesentliche Modi einem Ding – ursprünglich seiner Form, das ist sein Identitätsprinzip – Dispositionen verleihen, die im Verbund jene Vermögen ausmachen, welche für das Ding als Vorwissen seiner Art spezifisch sind.

Damit können wir auch die „Entwickelbarkeit“ von Lebensprinzipien verstehen: Vermögen bleiben *als solche* stets dieselben. Weil Vermögen aber *Dispositionsgefüge* sind, können sie ausgeübt, sprich (teilweise oder vollständig) *manifestiert* werden oder auch nicht. Da sie *Dispositionsgefüge* sind, können sie in ihrer Manifestation bestimmte Unterschiede aufweisen, je nachdem, welche Dispositionen in dem Gefüge, das sie ausmacht, nun realisiert sind, welche nicht. (Im Extremfall wird ein Dispositionsgefüge gar nicht manifestiert, das Sehvermögen z.B. gar nicht realisiert, im Falle von Blindheit. Dann spricht man in klassischer Redeweise von einer *Privation*.) Das aber mag sich im Verlauf der Geschichte eines Lebewesens ändern. So

²⁶³ Die Einschränkung „in eigentlicher Redeweise“ meint, dass wir in einem abgeleiteten oder allgemeinen Sinn auch von akzidentellen, sprich den Materialaspekt ursprünglich bestimmenden Vermögen sprechen können; aber auch, dass wir „Vermögen“ als ontologischen Fachbegriff spezifisch im einzuführenden Sinn gebrauchen wollen.

kann man die Dynamik verstehen, die alle Lebewesen in ihrer lebens- oder form-spezifischen Entwicklung auszeichnet. Das heißt aber nicht, dass sich das Wie der Form ändern, sprich ein Organismus unterschiedliche Vermögen aufweisen würde. Es bleibt dabei: vermögen-verleihende Modi, das sind Modi der individuellen Form, sind ihrem Ding nicht akzidentell, sondern wesentlich.

Modi bestimmen Dinge, ohne dass das Bestimmen selbst als (zweistelliger) Modus aufgefasst werden kann. Bestimmen ist eine interne Beziehung. Die Bestimmung der Dinge durch Modi wurde in einer zweifachen Funktion dargelegt: Modi verleihen den Dingen Qualitäten und Dispositionen. Sie tun das derivativ, insofern sie als akzidentelle Modi ursprünglich den Materialaspekt, als wesentliche ursprünglich den Formaspekt bestimmen. Auf Letztere gehen art-spezifische Vermögen zurück.

3.13 Modi als einfache Abstrakta

Nach der Darlegung eines Einstiegsbegriffs von Modi als abhängigen, partikularen Entitäten, die zueinander in der internen Beziehung der Gleichheit stehen, zu Dingen aber in der eben dargelegten Bestimmungsrelation, wollen wir uns in diesem Abschnitt weiteren grundlegenden ontologischen Charakteristika der Modi selbst zuwenden: ihrem Status als *einfachen* Einheiten, sowie – damit im Zusammenhang – ihre eigentümliche, d.h. nicht auf Universale-Sein rekurrierende *Abstraktheit*. Da dadurch der Bezug zu Existenz-Kriterien hergestellt wird, sichern wir so auch ihren Eintritt in die kategoriale Welt der Entitäten.

Bemerkenswert an diesem Abschnitt ist, dass mehrmals auf Auffassungen zurückgegriffen wird, die auch im Kontext von Tropen-Theorien der Eigenschaften vertreten werden. Das ist kein Zufall. Auch für Tropist:innen sind Eigenschaften einfache „abstract particulars“.²⁶⁴ Es wird somit immer auch mitbedacht werden müssen, dass die gemeinsam vertretenen Thesen bei den Tropist:innen in einem theoretischen Kontext dargelegt sind, der mit dem einer Alltagsontologie hylemorphischer Dinge vollkommen inkompatibel ist. Um einschlägigen Missverständnissen vorzubeugen, wird das an gegebener Stelle explizit gemacht.

²⁶⁴ Das ist auch der Titel eines Standardwerks der Tropen-Literatur, hier: Campbell 1990.

Modi als einfache Einheiten

Dass Modi einfache Entitäten sind, kann zunächst durch Verweis auf einschlägige Analysen in vorhergehenden Abschnitten dargelegt werden.

In Abschnitt 2.12, „Weisen, Einheit zu sein“, sind einfache Einheiten behandelt zur Hinführung auf die spezifische Einheit hylemorphischer Dinge, die als komplexe Einheiten per se vorgestellt wurden. Charakteristisches Merkmal von einfachen Einheiten ist, wie wir gesehen haben, der Ausschluss eines Aufbaus aus Teilen. Bei der Verortung einfacher Einheiten in der aktuellen Ontologie haben wir bereits in 2.12 auf jene „simples“ hingewiesen, denen auch die Eigenschaften der Tropen-Ontologie zuzuordnen sind. Simples selbst haben keine echten Teile. Sie sind keine Komposita.

Wie angekündigt, können wir nun bei Tropist:innen Anleihen nehmen, um uns einem Verstehen von Modi als solchen einfachen Entitäten anzunähern. Dass Tropen simples, also einfache Entitäten sind, ist für die Tropen-Theorie nicht nebensächlich. Vielmehr besteht darin eine ihrer leitenden Grundideen: „Each of them [tropes] has a simple nature. [...] So a [...] trope [...] is not a union of distinct elements, one particularizing and the other furnishing a nature. It is a single item, a particularized nature.”²⁶⁵ Aus dem Inhalt des Zitats ergibt sich, dass die Einheit einer Trope paradigmatisch die eines unum simplex ist; darüber hinaus lässt sich auch eine erste Rücksicht ersehen, unter der hier die Einfachheit anzunehmen ist. Bei Tropen finden wir keine Distinktion zwischen Komponenten, die unterschiedliche ontologische Funktionen im Hinblick auf die Einheit erfüllen würden; Campbell spricht von einem „partikularisierenden“ und einem „die Natur ausmachenden“ Strukturelement. Dies lässt sich gut durch eine Gegenüberstellung mit hylemorphischen Dingen als komplexen Einheiten erläutern: Diese haben ja Komponenten, das sind Material und Form, die im Hinblick auf die Komposition von Dingen unterscheidbare Funktionen ausüben, die wir bereits mehrfach dargelegt haben.

Die Einfachheit der Modi, um zu ihnen zurückzukommen, entspricht unter dieser ersten Rücksicht der Einfachheit von Tropen: Modi weisen keine innerlich komplexe Struktur auf, keine Komponenten, die im Hinblick auf die Komposition der Modi unterschiedlich fungierten. Ohne uns auf die tropistische Formel von „partikularisierten Naturen“ festlegen zu wollen, gibt es auch in Modi keine Differenz zwischen dem, was ihre Washeit, und dem, was ihre Individualität ausmachen könnte.

²⁶⁵ Campbell 1990, 20.

Freilich gibt es unterschiedliche Bezüge, in die Modi involviert sind: etwa zu anderen Modi in Gleichheit bzw. Ungleichheit, zu Dingen, die sie bestimmen, sowie, wie wir im vierten Hauptteil sehen werden, auch zu Ereignissen und Zuständen, die sie komponieren. All dies steht der besagten Einfachheit jedoch nicht entgegen, wie auch Keith Campbell im Hinblick auf seine Tropen bemerkt: „That x is involved in more than one fact does not show that x is complex.“²⁶⁶

In der Übernahme dieser Charakteristik von einfachen Einheiten von Tropen auf Modi darf natürlich der fundamentale Unterschied zwischen Modi und Tropen nicht außer Acht gelassen werden. Um es wiederholt klar zu machen: Tropen *konstituieren* Dinge bzw. Substanzen, sodass im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Dingen und Tropen ein „Ist-nichts-anderes-als“-Reflex einsetzen mag: Dinge sind nichts anderes als Tropen-Gruppen oder -Bündel.²⁶⁷ Modi hingegen *bestimmen* Dinge, wie wir bereits ausführlich dargelegt haben. Grundlegend ist, dass die Tropen-Ontologie auf revisionär-physikalistischen Annahmen beruht. Das wird klar, wenn man bedenkt, dass die Tropen jener Bündel, welche unsere alltäglichen Objekte ausmachen, letztlich auf „kosmos-füllende Basis-Tropen“ (engl.: cosmos-filling basic tropes²⁶⁸) zurückgeführt werden, die im Sinne physikalischer Felder zu interpretieren sind. Felder aber sind nichts anderes als „the fundamental forces recognized in contemporary physics“²⁶⁹. Trotz ihres z.T. lebenswelt-nahen Anstrichs ist die Tropen-Ontologie also im Kern purer Physikalismus, mit allen Konsequenzen, die wir bereits kennengelernt und alltagsontologisch kritisch erörtert haben. Diese grundsätzlichen Differenzen dürfen wir nicht aus den Augen verlieren.

Zur weiteren Klärung der einfachen Einheit unserer Modi können wir nunmehr auf einen weiteren Gegensatz zur Tropen-Theorie zurückgreifen, und zwar den Umgang mit dem Problem der räumlichen Ausdehnung betreffend. Räumlichkeit ist ja sowohl für Modi als auch für Tropen wesentlich. Für beide ist somit die Frage zu klären, wie wir von einfachen, also gänzlich teil-losen Entitäten Ausdehnung aussagen können. Ausdehnung impliziert ja analytisch Teilbarkeit.

Bei Campbell können wir zwei Ansätze eruieren: Ein erster besteht darin, die räumliche Ausdehnung von Tropen als wesentliches, jedoch nicht weiter analysierbares Faktum anzunehmen. Dem entsprechen Festlegungen darauf, dass es sich bei Feldern um etwas „wesentlich Ausgedehntes“ handle, folglich auch bei lebenswelt-

²⁶⁶ Ebd., 70.

²⁶⁷ Vgl. u.a. ebd., 21.

²⁶⁸ Ebd., 146.

²⁶⁹ Ebd.

nahen Tropen wie Farben. Darin bestehe eine „synthetische Notwendigkeit“ (engl.: *synthetic necessity*).²⁷⁰ Wir können dies wohl so deuten, dass es sich dabei um ein *basales Faktum* handelt, das keiner weiteren ontologischen Erläuterung zugänglich ist. In den Tropen selbst oder per se ist etwas, das ihre Ausdehnung fundiert. Eine zweite Spur führt über die bei Campbell eingeführte Relation der *Co-Präsenz* (engl.: *compresence*). Derzufolge sind Tropen deshalb räumlich ausgedehnt, weil sie zu einer speziellen Art von Tropen, den räumlichen Quasi-Tropen, in dieser Beziehung stehen.²⁷¹

Wir müssen es uns hier nicht zur Aufgabe machen, eine kritische Erörterung dieser Ansätze zu geben. Prima facie liegt allerdings der Verdacht nahe, dass sowohl die Annahme einer wesentlichen Ausdehnung per se der Tropen, als auch die einer Co-Präsenz zu räumlichen Quasi-Tropen ontologisch auf schwachen Beinen steht. Erstes liest sich eher wie eine Kapitulation vor dem Problem, Letzteres bestenfalls als eine Verschiebung desselben. Denn: Wie sollen wir Quasi-Tropen verstehen? Sind sie auch Tropen (wie es Campbells Ausführungen nahelegen), stellt sich für sie ebenfalls das Problem der Ausdehnung, somit der Teilbarkeit einfacher Entitäten. Sind sie doch keine Tropen, was dann? Sprengen sie nicht das einkategoriale Schema der Tropen-Ontologie?²⁷²

Jedenfalls können wir auf ein alternatives Konzept bzgl. der räumlichen Ausdehnung einfacher Entitäten verweisen. Damit sollte aus eigenem theoretischen Hintergrund das Problem der Ausdehnung einfacher Modi einer Lösung zugeführt werden können. Die entscheidende, die Grenzen der Tropen-Ontologie übersteigende These ist, dass Modi hinsichtlich ihrer räumlichen Ausdehnung *abhängen* von Dingen, die, bzw. deren Materialaspekt, jedwede räumliche Ausdehnung konstituieren. Da davon schon ausführlich die Rede war, können wir uns an dieser Stelle darauf beschränken, den Bezug zu den Modi als einfachen Entitäten herzustellen. Dazu können wir uns wieder einer Distinktion der klassischen Metaphysik bedienen. Dort wird unterschieden zwischen Entitäten, die *per se* oder *als sie selbst* ausgedehnt sind, was pa-

²⁷⁰ Vgl. ebd., 133.

²⁷¹ Vgl. u.a. ebd., 68.

²⁷² Bzgl. der Relation der Co-Präsenz können wir auch eine gewisse Vagheit feststellen. An manchen Stellen (u.a. ebd., 133) sagt Campbell über sie: „whether external or internal I cannot tell“, an anderen (u.a. ebd., 68) kennzeichnet er sie als „more formal matter“.

radigmatisch auf unsere Dinge zutrifft; und solchen, welche ihre Quantität oder Ausdehnung *akzidentell* aufweisen, also „*quanta per accidens*“ sind.²⁷³ Dabei ist es bedeutsam festzuhalten, dass ihnen diese Akzidentalität oder Äußerlichkeit nicht ontologisch nebensächlich ist. Diese Entitäten, zu denen unsere Modi gehören, sind wesentlich räumlich (und zeitlich) ausgedehnte Entitäten. Nur kommt ihnen dieses Wesentliche nicht per se zu; sie benötigen dafür eine Instanz außerhalb – worin eben ein Merkmal ontologischer Abhängigkeit zu sehen ist. Auch auf diesem Wege kommt also die spezielle ontologische Abhängigkeit der Modi von Dingen zum Ausdruck. Die Einfachheit der Modi, das Fehlen jedweder Ausdehnung, also Teilbarkeit per se, kann unter dieser Rücksicht als ein Defizit an ontologischer Unabhängigkeit verstanden werden. Dass Dinge ein wesentliches Merkmal der Modi tragen, ist hingegen Indiz ihres grundlegenden Charakters.

Tropen, um zur Abklärung noch einmal den Unterschied hervorzuheben, werden als „*extended simples*“, als per se ausgedehnte einfache Entitäten gedeutet. Wir hingegen nehmen Modi als (per se) nicht ausgedehnt an, sondern als in diesem wesentlichen Moment ihres Bestehens auf eine äußere Instanz verwiesen. Ersteres trägt das Manko einer Ad-hoc-Lösung, Letzteres ist Teil einer (hoffentlich nachvollziehbaren) ontologischen Analyse.

Modi als Entitäten

Zu Beginn dieses Abschnittes 3.13 ist davon die Rede, dass wir nunmehr auch den Bezug zu jenen Existenz-Kriterien herstellen können, die in der „terminologischen Vergewisserung“ der Einleitung zum dritten Hauptteil dargelegt werden. Wir können zeigen, dass Modi *Entitäten* sind; freilich nicht wie die Dinge grundlegende Entitäten, aber dennoch irreduzible Elemente der Wirklichkeit.

Als erstes Existenz-Kriterien oder als erste notwendige Bedingung für den Status als Entität wurde dort „*ontologische Wirksamkeit*“ genannt. Entitäten fungieren als Konstitutionsbasis für einschlägige Epiphänomene. Dinge z.B. sind Konstituenten von Raum und räumlichen Verhältnissen. Modi werden im Folgenden als Konstitu-

²⁷³ Die Auffassung von Qualitäten, die wir hier gut und gerne mit unseren Modi identifizieren können, als „*quanta per accidens*“ hat Lukas Kraus in Kraus 2016, Teil 2, Kapitel 5, im Kontext der Suarezianischen Metaphysik dargestellt. Diese Ausführungen bilden den Hintergrund der Überlegungen in diesem Absatz; zum Begriff „*quanta per accidens*“ siehe u.a. ebd., 154. Bemerkenswerterweise werden bei Suarez „*extended simples*“ auch explizit abgelehnt, damit auch Tropen, insofern sie per se „wesentlich ausgedehnt“ wären; vgl. ebd., 160.

enten von kausalen Beziehungen herausgestellt, die – um es wiederholt vorwegzunehmen – damit analog zum Raum epiphänomenalen Charakter haben. Dazu wird es noch einige zusätzliche Annahmen benötigen, die in einem bald folgenden Abschnitt darzulegen sind. Schon hier können wir aber jene Instanzen nochmals anführen, die maßgeblich sind für die Explikation der eigentümlichen ontologischen Wirksamkeit der Modi: Es ist der erwähnte Kraft-Aspekt, der den Dingen Dispositionen, das sind ja nichts anderes als *kausale* Rollen, verleiht. Es wird zu zeigen sein, dass Modi damit als Konstitutionsbasis kausaler Verhältnisse fungieren.

Diese notwendige Bedingung wurde durch andere, wenn man so möchte zu einer hinreichenden ergänzt, und zwar dadurch, dass Existierendes, in einem technisch eingeführten Sinne, *bestimmte Einheit*, *Individualität* und *Identität* aufweist. Damit wird, um es wiederholend aufzugreifen, die klassische Transzendentalienlehre im Sinne des „omne ens est unum“ zur Geltung gebracht, ebenso wie das berühmte Quinesche Diktum „no entity without identity“.

Unter dem Aspekt ihrer Einfachheit haben wir ja gerade erst die bestimmte Einheit der Modi abgehandelt. Im Kontext eines Existenz-Kriteriums stellt sich die Frage, inwiefern bzw. wie sich daraus auch die Individualität der Modi ergibt: Das, was jeden Modus von allem anderen, insbesondere allen anderen Modi abhebt und abgrenzt. Bei Dingen ist es, um auch dies kurz in Erinnerung zu rufen, ihre individuelle Form, die als Prinzip ihrer Individualität fungiert. Bei Modi können wir, gerade aufgrund ihrer Einfachheit, gerade nicht von einer Pluralität von inneren Kompositionselementen sprechen. Modi haben keine individuelle Form. Somit muss der ontologische Grund ihrer Individualität anders fundiert werden. Im Anschluss an die Ausführungen im letzten Abschnitt zur einfachen Einheit der Modi, können wir auch unter dieser Rücksicht die strikte Abhängigkeit der Modi von Dingen ins Treffen führen. Diese dürfen wir auch deshalb als *Existenz-Abhängigkeit* bezeichnen, weil Modi auch im Hinblick auf das Existenz-Kriterium der Individualität von Dingen abhängen. Dieser Modus ist dieser Modus, und deshalb von anderen abgegrenzt, weil er dieses Ding bestimmt, und nicht ein anderes. Dass diese 20 kg-Masse diese 20 kg-Masse ist, und keine andere 20 kg-Masse, liegt daran, dass sie Stephan bestimmt und ihm diese kausale Rolle und diese Qualität verleiht; nicht aber irgendein anderes Ding.

Auch im Fall der Modi dürfen wir, wie bei den Dingen, annehmen, dass Einheit, die noch dazu bestimmte Einheit bzw. Individualität ist, numerische Verschiedenheit ausschließt. Das ergibt sich aus ihrem Charakter als einfachen Einheiten bzw. komplexen Einheiten per se. Damit ist mit dieser Einheit und Individualität auch Identität

oder numerische Selbigkeit gegeben; worin wir jene weitere Bedingung für den Status als Entität erfüllt sehen dürfen, die wir – *cum grano salis* – auch als Quinesche bezeichnen können.

Ergänzt werden können diese Ausführungen durch Hinweise auf drei naheliegende Anfragen bzw. Einwände.

Eine Anfrage mag sich darauf beziehen, ob die angesprochene Identität der Modi nur synchron, oder auch, wie bei den Dingen, diachron gilt. Eine Antwort wird jedenfalls darauf zu rekurrieren haben, dass die Zeitlichkeit der Modi diese in jener vierten Dimension betrifft, die den Dingen gerade fehlt. Die Abhandlung ihres Bestehens in der Zeit wird, wie bereits mehrfach angedeutet, erst im Kontext von Zuständen und Ereignissen erfolgen können, von denen Modi nicht ihre räumliche, aber ihre zeitliche Ausdehnung entlehnen. So viel ist jedenfalls schon hier klar: Die zeitliche Persistenz der Modi wird sich nicht an der von Endurer-Dingen orientieren. Kurzum: Modi geraten diachron nach den Zuständen und Ereignissen.

Ein möglicher Einwand könnte von der Feststellung ausgehen, dass Dinge, wie unser Stephan, stets, d.h. zu jedem Zeitpunkt ihres Bestehens, nicht nur eine bestimmte Masse, sondern u.a. auch eine bestimmte Größe, eine Gestalt usw. aufweisen. Auch von dieser Größe bzw. dieser Gestalt können wir somit sagen, dass sie diesen Stephan bestimmen, nicht aber irgendein anderes Ding. Das aber tun diese Modi ebenso wie die Masse. Steht das nicht ihrer Individualität, wie eben eingeführt, entgegen? Diesem Einwand können wir zunächst dadurch entgegen, dass diese Masse, diese Größe, diese Gestalt, unserem Stephan nicht nur unterschiedliche Qualitäten, sondern auch unterschiedliche Dispositionen oder kausale Rollen verleihen. Es ist seine Masse, welche Stephan zum Objekt der Gravitation macht, es ist seine Größe, die bestimmte optische Wirkungen hervorruft. Über die Individuierung dessen, was Modi verleihen, sprich u.a. kausale Rollen, können wir damit auch eine Individuierung der Modi selbst erreichen, auch wenn sie dasselbe Ding bestimmen. Eine andere Strategie greift die Unterscheidung zwischen Determinablen und Determinanten auf; sodass wir die Individualität dieses 20 kg-Modus so fassen können, dass er dieser Modus ist, und von anderen Modi abgegrenzt, weil er Determinante einer anderen Determinable ist als z.B. Stephans aktuelle Größe, Gestalt u.s.w.

Das gleichzeitige Vorkommen dieses Masse-Modus mit anderen Modi an einem Ding bringt dennoch weiteren Klärungsbedarf mit sich. Dieser wird im nächsten Abschnitt eingeholt, in dem theoretische Kontexte der besonderen Abstraktheit der Modi behandelt werden.

Ein weiterer Einwand mag auf die Ambiguität von Teil-Bestimmungen Bezug nehmen: Von Stephan kann man jederzeit gewisse Teile annehmen, etwa sein rechtes Vorderbein, das dann auch durch einen Masse-Modus bestimmt ist, z.B. 3 kg. Da wir in der Teil-Bildung theoretisch beliebig verfahren können, z.B. Vorderbein plus Schulterblatt, jeder Teil aber einen bestimmten Masse-Modus haben muss, stellt sich die Frage, ob wir somit nicht auch die Existenz *beliebig* vieler Modi-Entitäten annehmen müssen. Hier gibt es sicherlich verschiedene mögliche Antwortstrategien. Für eine Ontologie mit Modi scheint entscheidend zu sein, dass diese Vagheit jedenfalls keine ist, die per se die Modi, ihre Einheit und Individualität betrifft. Die ist bestimmt, wie immer wir Teilgrenzen ziehen. Es handelt sich also um eine Ambiguität, die „von außen“ kommt, und zwar von jenen Entitäten, von denen Modi abhängen, das sind die Dinge in ihrer beliebigen Teilbarkeit. Damit wird sie nicht negiert, erweist sich aber als systematisch rekonstruierbar.

Wir können dabei bleiben, dass Modi Entitäten sind, ontologisch wirksam, mit bestimmter Einheit, Individualität und Identität, wenngleich Letzteres von anderen Entitäten abhängen mag, mit allerlei Konsequenzen.

*Modi als Abstrakta*²⁷⁴

Was in diesem Abschnitt 3.13 über Modi als einfachen, abstrakten Entitäten noch fehlt, ist natürlich die Erörterung ihrer Abstraktheit. Dabei wird es, um ein Missverständnis im Vorhinein zu vermeiden, um keine nachträgliche Verneigung vor platonisierenden Deutungen gehen, die als ein Merkmal den *abstrakten* Charakter universaler Eigenschafts-Entitäten annehmen. Vielmehr werden wir bei der hier versuchten Interpretation der Abstraktheit der Modi eine weitere Überlappung mit Tropen-Ontologien feststellen. Mit diesen kommen wir nämlich in mehreren Elementen einer, zugegeben nicht standardmäßigen Bestimmung von „abstrakt“ überein.

Gemeinhin oder eben standardmäßig wird Abstraktheit auch durch mangelnde Wahrnehmbarkeit sowie kausale Unwirksamkeit definiert.²⁷⁵ Modi, so wie hier eingeführt, sind aber aufgrund ihres Kraft-Aspekts, der Dingen Dispositionen oder kausale Rollen verleiht, die ontologische Basis alles Kausalgeschehens; auch der Wahrnehmung, insofern sie kausal zu interpretieren ist. Somit können sie in einem standardmäßigen Sinn gerade nicht als abstrakte Entitäten gelten. Deshalb müssen wir zunächst auf alternative Bestimmungen von „abstrakt“ zurückgreifen, die wir, wie

²⁷⁴ In diesem Abschnitt orientiere ich mich stark an Kanzian 2016, 78-81; 83-86.

²⁷⁵ Vgl. u.a. Künne 1983, 93.

angedeutet, wieder bei den Tropist:innen finden. Keith Campbell etwa bezeichnet diese Farbe der Erbse oder diese Temperatur des Drahtes, allesamt erstklassige Beispiele auch für das, was wir hier Modi nennen, als „abstrakt“,²⁷⁶ und zwar unter der Rücksicht, dass „[...] they [...] occur in conjunction [sic!] with many other instances of qualities (all the other features of the pea, the piece of wire [...]), and that, therefore, they can be *brought before the mind* only by a process of selection [...] of these other qualities [...]“²⁷⁷. In diesem Zitat finden wir zunächst einen weiteren wichtigen Aspekt einer Ontologie von „abstract particulars“. Dass diese nämlich ausnahmslos in Verbindung mit anderen vorkommen. Tropen sind *Bündel-Entitäten*. Ohne damit die tropistische Theorie der Reduktion von Dingen auf Tropen-Bündel übernehmen zu müssen, können wir dies auch auf Modi anwenden. Modi sind Entitäten, für die es wesentlich ist, gemeinsam mit anderen Modi, zu ergänzen ist hier freilich, mit anderen Modi, die Determinanten *unterschiedlicher* Determinablen sind, vorzukommen. Daraus ergibt sich, und damit können wir den zweiten Teil des letzten Campbell-Zitats aufgreifen, dass die Bezugnahme auf einzelne Tropen und auch auf Modi durch einen „Prozess der Selektion“ geschehen muss, der darin besteht, dass wir beim Referieren auf einen Modus, und dem vorhergehenden Identifizieren dieses Modus, von anderen Modi *absehen* müssen. Da man dieses Absehen auch als Abstraktion verstehen kann, ergibt sich, dass Tropen und auch Modi deshalb als abstrakte Entitäten bezeichnet werden können, weil der Bezug auf sie stets die besagte gedankliche *Abstraktionsleistung* erfordert.

Der Grund dafür ist kein epistemischer. Er liegt vielmehr in der genannten ontologischen Eigenart von Tropen und Modi als Bündel-Entitäten. Auch im Gedankenexperiment können wir einen Kosmos ausschließen, in dem genau ein Modus vorkommt; was, nebenbei bemerkt, einen weiteren signifikanten Unterschied zwischen Modi und den Dingen bedeutet.

Ein weiterer Gesichtspunkt, der sich aus dieser Bündel-Auffassung von Tropen und Modi ergibt, ist, dass sie, im Unterschied etwa zu Dingen, ihre räumliche Position, auch synchron, *nicht exklusiv* haben.²⁷⁸ Somit können wir diese Nicht-Exklusivität ihrer räumlichen Position als weitere Explikation ihres Status als abstrakten Entitäten ansehen. Zur Erläuterung können wir auf das Beispiel des letzten Abschnittes

²⁷⁶ Campbell 1990, 2ff.

²⁷⁷ Ebd., 3. *Hervorhebung* Campbell

²⁷⁸ Campbell 1990, 3. Bei Tropist:innen kann der Einschub „im Unterschied zu Dingen“ natürlich entfallen – in Ermangelung von Dingen. Informativ ist auch bei ihnen die Ergänzung „synchron“. Es besteht also Nicht-Exklusivität der räumlichen Position auch zu einem bestimmten Zeitpunkt.

Bezug nehmen: Stephans Masse hat ihren Raum nicht exklusiv, sondern gemeinsam mit ihren Bündel-Partnern, wie Stephans Größe, seiner Gestalt etc. Es erübrigt sich darauf hinzuweisen, dass sich dies bei Stephan selbst ganz anders verhält. Er kann natürlich, zu einem Zeitpunkt, nicht am selben Ort sein wie ein anderes Vorkommnis der Ding-Kategorie.

Wollen wir also einzelne Bestimmungen von Dingen begreifen, müssen wir diese stets von anderen gedanklich „abziehen“, eben abstrahieren, in erster Linie von jenen anderen Bestimmungen, mit denen sie – aufgrund ihrer Nicht-Exklusivität ihrer räumlichen Ausdehnung – den Ort teilen. Damit kommen wir auch auf jene Eigenart der Modi zu sprechen, die wir vorhin bei der Erörterung ihrer Individualität bereits in Anschlag gebracht, dort aber vorausgesetzt haben. Modi erfüllen ihre ontologischen Funktionen stets mit anderen, oder – um nochmals den tropistischen Begriff aufzugreifen – im Bündel mit anderen.

Zur Ergänzung können wir an dieser Stelle wieder an jene, bereits mehrfach erwähnte Eigenart der Räumlichkeit und Zeitlichkeit von Modi anknüpfen, die darin besteht, dass sie als wesentlich vierdimensionale, also räumlich *und* zeitlich verfasste Entitäten, sowohl ihre Räumlichkeit als auch ihre Zeitlichkeit von anderen Entitäten entlehnen. So gesehen, könnte man „abstrakt“ auch als per se weder räumlich noch zeitlich verfasst verstehen, was uns, nebenbei bemerkt, wieder von den Tropist:innen trennt und in die Nähe standardmäßiger Abstraktheitskriterien rücken lässt. Zumal damit ja auch nicht ausgeschlossen wird, dass es neben Modi noch andere Abstrakta gibt; möglicherweise sogar solche, für die Räumlichkeit und Zeitlichkeit nicht so wesentlich sind wie für Modi. Bei diesen wäre damit die auf Raum und Zeit gegründete ontologische Abhängigkeit, wenn überhaupt, dann nur eine nebensächliche.

Modi sind jedenfalls abstrakte Entitäten, insofern die Bezugnahme auf sie eine Absehung oder Abstraktion von den anderen Modi (anderer Determinablen) voraussetzt, mit denen sie im Bündel Dinge bestimmen. Dass sich aus der damit anzunehmenden Nicht-Exklusivität ihrer räumlichen und zeitlichen Position eine weitere Eigenart ihrer wesentlichen Räumlichkeit und Zeitlichkeit per accidens verstehen lässt, sei ergänzend angeführt.

3.14 Modi im Alltagsontologie-Test

Modi sind einfache, abstrakte, von Dingen in ihrer Existenz abhängige Partikularien, welche zwei aufeinander irreduzible ontologische Funktionen im Hinblick auf die Ding-Bestimmung erfüllen. Sie verleihen „ihren“ Dingen sowohl Qualitäten als auch

Dispositionen oder kausale Rollen. Jedenfalls sind sie *Entitäten*, was im Kontext einer Alltagsontologie u.a. bedeutet, irreduzible Elemente der alltäglichen Lebenswelt. Sie werden in unserer alltäglichen Praxis als Existierende vorausgesetzt. Zum Abschluss dieses Abschnittes 3.1 wollen wir uns nun wieder diesem alltagsontologischen Gesichtspunkt zuwenden, in Analogie zu 2.11, wo unter „Dinge im Alltagsontologie-Test“ auch die Dinge explizit als fixe Bestandteile der lebensweltlichen Umgebung dargelegt wurden.

Ontologie wird in diesem Buch ja allgemein als Reflexion auf Existenzvoraussetzungen von Praxis eingeführt. Alltagsontologie beruht auf der Annahme, dass den Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis der Vorrang zu geben ist gegenüber denjenigen spezieller, etwa einzelwissenschaftlicher Praxis – wobei sich die adäquate Interpretation dieser Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis an den drei gegebenen Kriterien Intuitivität, Entsprechung zu den Grundstrukturen alltäglichen Sprechens und Varianz im Sinne von Entwickel- und Revidierbarkeit orientiert. Wie angekündigt, wollen wir nun darlegen, inwiefern sich auch die Modi, so wie hier eingeführt, als solche Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis verstehen lassen.

Auch für partikulare Weisen, wie Dinge sind, die wir im Alltag eher mit dem hier nicht-technisch gebrauchten Begriff „Eigenschaft“ bezeichnen als mit „Modus“, gilt wohl, dass sie so selbstverständlich zu dem gehören, was wir in unserer alltäglichen Praxis als gegeben voraussetzen, dass wir außerhalb des fachphilosophischen Diskurses gar nicht auf die Idee kommen, deren Existenz zu bezweifeln. Auch hier können wir mit dem naheliegendsten Subjekt von Praxis beginnen, nämlich uns selbst. Jede Selbstbezüglichkeit hat mit einem konkreten und individuellen *Wie-wir-sind* zu tun. Anders geht das gar nicht. Es ist nichts Universales oder gar einer zweiten Person Zugehöriges, auf das wir uns selbstbezüglich richten. Die Erste-Person-Perspektive ist intrinsisch auf das bezogen, was wir hier als Modi eingeführt haben. Diese allgemeine, ans Triviale grenzende Bemerkung kann durch den Verweis auf eine speziellere These ergänzt werden, dass nämlich unsere Subjektivität als Handelnde mit dem Bewusstsein von eigenen, komplexen *Vermögen* gegeben ist. Ich bin jemand, der (u.a.) sehen, fühlen, denken kann, und dementsprechend agiert. Und dieses Sehen, Fühlen, Denken ist wesentlich meines. Dem entspricht die gegebene Deutung von Vermögen als Dispositionsgefügen, welche auf Bündel von Modi zurückgehen, die primär den individuellen Formaspekt bestimmen.

Damit wird nicht behauptet, dass man Vermögen und mein (Selbst-)Bewusstsein von diesen Vermögen nicht auch anders ontologisch interpretieren könnte. Der Ver-

weis darauf soll zeigen, dass die hier gebotene Deutung jedenfalls mit einem Verständnis des Subjekts menschlicher Praxis, wie wir es in unserem alltäglichen Handeln voraussetzen, kompatibel ist.

Die Voraussetzung von Modi betrifft nicht nur die Subjekte alltäglicher Praxis, sondern auch deren Bezugsobjekte. „Der Mann ohne Eigenschaften“ ist der Titel eines berühmten Romans von Robert Musil, ontologisch betrachtet natürlich eine Unmöglichkeit. Bei der Ausfaltung dieses Gesichtspunktes können wir uns an die einschlägigen Überlegungen bzgl. der Endurer-Dinge (in 2.11) anlehnen. Dort wurde zunächst auf unser soziales Leben hingewiesen. Dieses aber ist, auf verschiedenen Ebenen, nicht nur ohne diachron identische Dinge, sondern auch ohne deren Eigenschaften oder Modi schlicht nicht vorstellbar. Dass wir, um beim dort angeführten augenscheinlichen Beispiel zu bleiben, jemanden heiraten, hängt vor allem damit zusammen, dass sie bzw. er auf besondere Weise so ist, *wie* sie bzw. er ist. Und das hängt mit dem zusammen, was wir hier als Modi eingeführt haben. (Dass von diesen Modi nicht alle zur Form, sprich zur Identität der gewählten Partnerin/des gewählten Partners gehören, sondern sich durchaus ändern können, ist eine andere Geschichte. Selbst wenn das mitunter unerfreuliche Konsequenzen zeitigt, stellt es die Alltagsnähe der versuchten Ontologie unter Beweis.) Das gilt natürlich nicht nur für die Institution Ehe. Auch, um ein weiteres Beispiel aufzugreifen, Vereinsobmann/frau wird jemand aufgrund seiner/ihrer Modi bzw. dadurch, dass bestimmte Vermögen im intellektuellen und auch affektiven Bereich auf bestimmte Weise manifestiert sind. Ändern sich diese bzw. endet die Manifestation in einem signifikanten Ausmaß, gibt es immer noch die Möglichkeit der Abwahl.

Auch der Umgang mit nicht-menschlichen Vorkommnissen unserer Kategorie ist wesentlich, sprich unverzichtbar, durch das Wie-sie-sind geprägt. Mit Tieren leben wir entsprechend dem zusammen, oder auch nicht, was ihnen ihre Modi an Qualitäten und auch kausalen Rollen verleihen. Analoges gilt für den Erwerb von nicht-lebendigen Gütern. Wir kaufen Gebrauchsgegenstände aufgrund dessen, was sie „können“; und beschweren uns gegebenenfalls, wenn sie dann doch nicht jene Eigenschaften oder Modi aufweisen, die ihnen z.B. bei ihrer Bewerbung zugesprochen wurden.

Kurzum: Modi, verstanden als partikulare Weisen, wie Dinge sind, gehören ebenso wie die Dinge selbst zu den irreduziblen Elementen unserer Lebenswelt. Oder anders herum: Ohne die Annahme, dass es die partikularen Weisen, wie Dinge sind, gibt oder dass sie existieren, ist unsere alltägliche Praxis nicht rekonstruierbar.

Beim bisherigen Bezug zur alltäglichen Praxis haben wir die Partikularität der Modi bzw. ihre Funktionalität als Qualitäts- und Dispositionsverleiher („Kräfte“) ins

Auge gefasst. Damit stellt sich die Frage, ob das auch für die weiteren ontologischen Charakteristika gilt, die da sind Abstraktheit, Abhängigkeit und Einfachheit. Hier empfiehlt sich zunächst Zurückhaltung. Handelt es sich bei diesen Merkmalen doch um theoretisch recht anspruchsvolle Konstrukte, die im Alltag bzw. im Hinblick auf alltägliche Praxis nicht so ohne weiteres abbildbar sind. Das muss auch nicht sein. Auch in diesem Zusammenhang gilt, dass wir Merkmale auch dann in einer Alltagsontologie annehmen können, wenn sie sich aus solchen ableiten lassen, die sich unmittelbar auf alltägliche Praxis beziehen.

Bei der *Abhängigkeit* der Modi, und ihrem daraus folgenden nicht-grundlegenden Status, können wir – bei aller Vorsicht – auch mehr sagen. Nehmen wir an, unsere Modi gehören zu den Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis. Dann kann man ihren nicht-grundlegenden Status bzw. ihre Abhängigkeit so verstehen, dass ohne Bezug auf Dinge, verstanden als diachron identische Endurer, die gemachte Annahme von Modi eben als solchen Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis nicht möglich wäre. Es ist unmöglich, im Alltag mit dem, was wir Modi nennen, umzugehen, wie dieser Größe, jener Masse, dieser Farbe, jener Gestalt, ohne es mit einem Vorwissen aus der Ding-Kategorie zu tun zu haben. Alltäglicher Umgang mit Modi setzt m.a.W. auf Dinge bezogene Praxis voraus. Abhängigkeit ist damit gegeben.

Verstehen wir *Abstraktheit* und *Einfachheit*, wie hier vorgeschlagen, in Zusammenhang mit dieser Abhängigkeit, insbesondere im Hinblick auf die für Modi wesentliche Raum- und Zeitlichkeit, ergibt sich diesbezüglich auch eine Rekonstruktion dieser Merkmale; mittelbar auf Praxis bezogen.

Wie aber steht es mit Intuitivität, Entsprechung zu Grundstrukturen alltäglichen Sprechens sowie Entwickel- und Revidierbarkeit? Wenn wir beim eingeführten Begriff von *Intuitionen* bleiben als spontanen, vorwissenschaftlichen Einstellungen zu propositionalen Gehalten, zu denen man sich entweder zustimmend oder ablehnend verhält, gibt es auch bzgl. Modi keine Zweifel, dass ihre Annahme intuitiv gut gesichert ist. Die Annahme, dass wir selbst, unsere Mitmenschen, die Tiere und Gebrauchsgegenstände in unserer Lebenswelt nicht durch das bestimmt wären, was wir hier als Modi bezeichnen, ist hochgradig gegenintuitiv. Robert Musil, um ihn nochmals aufzugreifen, spielt literarisch gerade mit dieser Gegenintuitivität.

Die intuitive Nachvollziehbarkeit der Annahme von Modi bezieht sich unmittelbar auf deren ontologische Merkmale der Partikularität und Funktionalität, wohl auch auf Abhängigkeit. In Analogie zum eben Gesagten könnte man auch Abstraktheit und Einfachheit der Modi im Hinblick auf ihre Intuitivität so auffassen, dass sie sich im

Rahmen einer intuitiv nachvollziehbaren Rahmentheorie darlegen lassen. Gegenintuitiv ist es nicht, Modi als einfache und abstrakte Entitäten, so wie hier eingeführt, anzunehmen.

Auch bzgl. des zweiten Kriteriums für Alltagsontologie, der Entsprechung zu Grundstrukturen alltäglichen Sprechens, haben wir mit der Annahme von Modi gute Erfolgsaussichten. Eine Ontologie mit Dingen und den Weisen, wie sie sind, entspricht genau der *Subjekt-Prädikat-Sprachstruktur*. Den möglichen Einwand, dass man Modi, verstanden als Partikularien, genau genommen gar nicht aussagen kann, wie man Prädikate aussagt, haben wir in einem vorhergehenden Abschnitt (in 3.11) bereits ausgeräumt. Es sind tatsächlich Allgemeinbegriffe, die wir aussagen. Im Fall jener Begriffe, die für Modi stehen, behaupten wir mit ihrer prädikativen Verwendung, dass einschlägige individuelle und konkrete Eigenschaften jene Dinge bestimmen, auf die sich die Subjekte beziehen. Ontologisch gesehen ist es also die Zweiheit von Modi und dem durch sie Bestimmten, welche der besagten Grundstruktur unseres alltäglichen Sprechens entspricht.

Ebenso deutlich wird die Entsprechung der Annahme von Modi als partikularen Weisen, wie Dinge sind, zu den Grundstrukturen alltäglichen Sprechens, wenn wir deren Kompetenz bei der Interpretation des identifizierenden Apparats unserer Alltagssprache ins Auge fassen. Wie bereits mehrmals dargelegt, ist dieser Apparat gekennzeichnet durch die Abhängigkeit bestimmter sprachlicher Identifikationsmittel von anderen. Wenn nun die Identifikation von Modi von der Identifikation der Dinge abhängt, stellt es eine klare Entsprechung zu diesem Grundzug alltäglichen Sprechens dar. Das macht auch die These von existenzabhängigen Modi, also von Modi als nicht-grundlegenden Partikularien, zu einer alltagsontologischen.

Bleibt noch das Kriterium der *Entwickel- und Revidierbarkeit*. Auch in diesem Zusammenhang können wir zunächst dabei ansetzen, dass damit nicht eine Relativierung der erarbeiteten Charakteristika unserer Modi gemeint ist. Das Kriterium steht vielmehr, im Kontext der anderen beiden Kriterien, für Anti-Dogmatismus. Intuitionen können sich wandeln bzw. wir können uns Kulturen mit gänzlich anderen, auch ontologisch relevanten Intuitionen vorstellen. Davon ist die Entsprechung von Thesen zu Intuitionen bzw. ihre Gegenintuitivität betroffen. Modi sind unter mancherlei Rücksicht besonders kontext-sensibel, etwa bzgl. ihrer Einteilung in Determinablen und deren Spezifikation in Determinanten. Unterschiedliche Kulturen können, relativ zu unserer, ganz andere „Genera“ von Modi bzw. „Arten“ von Determinanten kennen. Denken wir nur an diverse Farbspektren. Wir können und sollen nicht ausschließen, dass dies auch „tiefere“ Schichten ontologischer Charakteristika betrifft.

Dasselbe gilt für die Möglichkeit alternativer Grundstrukturen alltäglichen Sprechens. In unserer Theorienbildung schließen wir eine alltägliche Praxis nicht aus, deren Existenzvoraussetzungen, nach der gegebenen Kriteriologie, von der unsrigen abweicht. Positiv formuliert: Unsere Ontologie wird durch Lebenswelten mit alternativen Grundstrukturen nicht widerlegt.

3.2 Objekte im Umfeld der Modi-Kategorie

Mit diesem Ergebnis gehen wir zur angekündigten Analyse von „Umfeld-Objekten“ der Modi-Kategorie über. Auch an dieser Stelle tun wir das, indem wir die Distinktion aufgreifen zwischen eigentlicher ontologischer und einschlägiger uneigentlicher Rede. Terminologisch werden wir dabei bleiben, „Modi“ für Ersteres zu reservieren. Bei Letzterem spricht nichts gegen die Verwendung von „Eigenschaften“, wobei stets klar sein sollte, dass wir dies, wenn nicht eigens vermerkt, so einführen, *als ob* wir es mit Entitäten zu tun hätten. Die Klärung, was tatsächlich vorliegt, wird dann jeweils Sache ontologischer Analyse sein.

Bei der Klassifizierung der Umfeld-Objekte der Modi gibt es gewisse Überschneidungen mit denen der Ding-Kategorie. Diese werden den Bereich der Epiphänomene betreffen. In Analogie zum Raum wird es hier um *Kausalität* gehen, wie im Abschnitt 3.23 zu entfalten sein wird. Modi in ihrem Kraft-Aspekt sind die Konstituenten von Kausalität und kausalen Verhältnissen, wie Dinge die Konstituenten von Raum und räumlichen Verhältnissen sind. Diesbezügliche Andeutungen hat es in vorhergehenden Passagen schon gegeben. Auch *interne* Eigenschaften, gemeint waren in erster Linie zweistellige Eigenschaften, also interne Relationen, haben wir bereits an verschiedenen Stellen kennengelernt. Dort wurde anfänglich auch die Distinktion zwischen *formalen* und *dünnen* Relationen angesprochen. Dem werden wir im folgenden Abschnitt 3.21 nachgehen.

Ein Anliegen, das an dieser Stelle mit den Ausführungen zu den dinglichen Umfeld-Objekten geteilt wird, ist, Simplifizierung im Sinne des Simplifizierungsverdachts (siehe Einleitung) zu vermeiden. Gerade einer sich an alltäglichen Intuitionen und Grundstrukturen der Alltagssprache orientierenden Ontologie könnte man ja vorwerfen, naive oder eben vereinfachende Umlegung von „common sense“ Einstellungen auf eine Theorie der Grundstrukturen der Wirklichkeit zu sein. Während es im Abschnitt über ding-nahe Objekte gegen maximalistische Simplifizierungen ging, etwa der Art, dass man sich doch mit jedem Substantiv oder substantivisch gebrauchten Term an Subjektstelle auf etwas, auf eine Entität, bezöge, geht es hier um

eine Strategie gegen die von Heil als Φ titulierte simplifizierende Sicht auf Prädikate.²⁷⁹ Nach Φ würde jedem grammatikalisch wohlgeformten Prädikatsausdruck eine Entität zuzuordnen sein, unter die dann der Referent des Subjekts falle. Hier geht es darum zu zeigen, dass die ontologische Relevanz nicht jedes Prädikats so zu interpretieren ist, dass es, das Prädikat, für eine Entität steht. Das tun nur Prädikate für Modi.²⁸⁰ Die anderen beziehen sich auf das, was man allgemein auch „abundante Eigenschaften“ nennen kann. Ihnen korrespondieren gerade keine Entitäten. Ihre ontologische Relevanz wird somit, wie angedeutet, auf alternative Weise zu eruieren sein.

Damit können wir gleich auf eine erste Gruppe solcher abundanten Eigenschaften zu sprechen kommen, die wir weiter als „intern“ bezeichnen wollen.

3.21 Interne Eigenschaften und Relationen

Auch bei diesem Thema können wir uns auf vorhergehende Analysen beziehen. Da fällt, wie gesagt, ins Auge, dass wir bei den internen Gegebenheiten zunächst *Relationen* begegnet sind, nicht aber einstelligen Eigenschaften. Dies lässt die Vermutung zu, dass als intern zu bezeichnende Eigenschaften eng zusammenhängen eben mit relationalen Gegebenheiten.

Das lässt sich schon anhand unserer ersten Begegnung mit solcherart Internem zeigen. Der Sache nach war das *Gleichheit*, die als basales Faktum im Hinblick auf qualitativ ununterscheidbare Modi eingeführt wurde. Gleichheit ist keine zweistellige Verbinder-Entität zwischen Modi – obwohl wir natürlich so reden könnten, *als ob* sie als Entität bestünde. Dem Begriff nach wurden interne Relationen im Kontext der *Bestimmtheit* vorgestellt. Bestimmtheit ist, um Lowes Formulierung aufzugreifen „no addition to reality“, trotz oder in ihrer hohen ontologischen Relevanz im Hinblick auf Modi, ihre Träger und der Deutungskompetenz des Verhältnisses zwischen Modi und ihren Trägern. Zur Erläuterung wurde dort auf eine besonders markante, allerdings reflexive interne Relation zurückgegriffen, und das ist *Identität*. Alles was ist, ist in seiner grundlegenden Verfasstheit („insofern es ist“) mit sich selbst identisch, ohne

²⁷⁹ Siehe Einleitung, Abschnitt „Hinführung zu einer kategorialen Alltagsontologie“

²⁸⁰ Bei Jonathan Lowe findet sich diese Distinktion dargestellt als Unterscheidung zwischen dem, was er *materiale Prädikation realer Eigenschaften* (engl.: material predication of real properties, Lowe 2016, 101) nennt und der „*formalen Prädikation*“ (engl.: formal predication). Ersteres betrifft nach ihm, wie bei uns, Modi (vgl. ebd., 105) und nur diese. Letzteres aber kann auch bei Lowe so umschrieben werden, dass die ontologische Relevanz einschlägiger Prädikate gerade nicht durch die Einführung von Eigenschafts-Entitäten erfolgt. Beispiele sind (nach ebd., 102): „is an object“, „exists“, „is identical with“.

dass es sich bei Identität um eine zum Identischen zusätzliche Entität handelte,²⁸¹ trotz oder in ihrer Unverzichtbarkeit für jede ontologische Weltbeschreibung. „Unum non addit supra ens rem aliquam“²⁸² – was auch für die mit Einheit wesentlich verbundene Identitätsrelation gilt.

Interne Eigenschaften, um einen Schritt weiterzugehen und gleichzeitig den Zusammenhang mit diesen internen Relationen darzustellen, kommen einem Träger demnach insofern zu, als er in einer internen Relation steht, in der Regel zu etwas anderem. Dass diese Masse die Eigenschaft hat, *gleich* zu sein mit jener Masse, besagt, dass sie, diese Masse oder dieser Massen-Modus, in der Relation der Gleichheit zu einem anderen steht. Dass ein Ding die Eigenschaft hat, durch einen Modus bestimmt zu sein, besagt, dass es in der Relation der Bestimmtheit zu eben diesem Modus steht. (Nota bene: Hier ist nicht gemeint, dass das Ding einen Modus hat; sondern eben die Eigenschaft aufweist, durch den Modus bestimmt zu sein!) Auch die Eigenschaft, mit sich selbst identisch zu sein, lässt sich von einem, genau genommen von allen Entitäten aussagen; genau dann natürlich, wenn eine Entität in der reflexiven Relation der Identität zu sich selbst steht.

Ebenso wie es interne Relationen kennzeichnet, aufgrund ihres *Gegründetseins* in anderem – Gleichheit in Modi, Bestimmtheit in Modi und Träger, Identität in einer grundlegenden Verfasstheit jeder Entität – „*no addition to reality*“, dennoch aber *ontologisch hoch relevant* zu sein, so auch interne Eigenschaften.²⁸³ Für beide gilt ferner, mögliche Objekte von Als-ob-Redeweisen zu sein. Wir können über sie so reden, *als ob* sie Entitäten wären.

Die Einführung von internen Relationen: Bradley, Wittgenstein

In einem weiteren Schritt wollen wir uns die Einführung von internen Relationen, in der Folge von internen Eigenschaften, in der analytischen Philosophie kurz vor Augen stellen. Hauptanliegen dabei ist nicht historisch-exegetische Akkuratheit, sondern eine Vertiefung des Verstehens der eben genannten Charakteristika.

Der Sache nach sind interne Gegebenheiten keine Erfindung der neueren Literatur. Dem Begriff nach können wir die Einführung, zunächst von internen Relationen,

²⁸¹ Vgl. Lowe 2016, 103: „Truths of identity [...] are made true by the entities that are said to be identical [...]. Their very existence metaphysically necessitates the truth in question.“

²⁸² Thomas v. Aquin, *Summa theologiae* Ia q.11, a.1., c.

²⁸³ „Gegründetsein“ wird hier nicht spezifisch im Sinne der Gründungs-Debatte verwendet.

in Francis Bradleys Werk *Appearance and Reality* (AaR)²⁸⁴ festmachen. Bradley kann nur schwer als analytischer Philosoph bezeichnet werden, hat aber Autoren wie Moore, Russell, in der Folge Wittgenstein im Hinblick auf interne Relationen und Eigenschaften maßgeblich beeinflusst, wenn auch auf dem Wege der kritischen Auseinandersetzung mit ihm.²⁸⁵

Bradleys Grundanliegen in AaR ist, jene, seines Erachtens offensichtlichen Paradoxien aufzuzeigen, die unsere alltägliche Welt, eben die Welt der „appearance“ prägen. Will man die Realität adäquat philosophisch interpretieren, muss man den „Schleier“ dieser Erscheinungswelt überwinden und zu einer „wahren“ Einstellung zur *einen*, absoluten *Wirklichkeit*, zu dem, was er im Titel von AaR „reality“ nennt, kommen. Bemerkenswert für unsere internen Relationen ist, dass diese sowohl im Aufweis besagter Paradoxien als auch bei der Darlegung eines metaphysischen *Monismus* auf spezifische Weise eingeführt werden.

Beginnen wir bei Ersterem: In Buch I wird in Abschnitt III die Differenzierung in Relationen und nicht-relationale Qualitäten als eine zentrale, die Erscheinungswelt prägende Paradoxie vorgestellt. Dort kommt auch der Begriff „interne Beziehung“ erstmals vor.²⁸⁶ Bradley geht davon aus, dass Qualitäten durch einen Doppelaspekt charakterisiert sind, und zwar im Hinblick auf Relationen. Jede Qualität kann zunächst als Gründungsbasis oder Fundament von Relationen aufgefasst werden. Die Tatsache z.B., dass Stephan 20 kg wiegt, ist Fundament der Relation leichter-als, in der er zu sehr vielen Objekten steht. Dann aber muss eine Qualität auch als durch Relationen fundiert oder gegründet verstanden werden. Bradley orientiert sich dabei an Farbqualitäten, etwa Orange, das als Resultat einer Differenzierungsrelation zu anderen Farben, etwa Gelb und Rot, aufzufassen ist. Man kann keine Farbe als solche verstehen, ohne sie von anderen abzuheben. Der besagte Doppelaspekt jeder Qualität besteht nun darin, Fundament und Fundiertes von Relationen zu sein. Diese beiden Aspekte aber stehen in etwas, das Bradley zunächst eher leichtfertig oder ontologisch nicht-technisch eine *interne Relation* nennt.²⁸⁷ *Innerhalb* jeder Qualität besteht diese Beziehung. Das Paradoxe, das Bradley dabei herausstreichen möchte, ist, dass diese internen Relationen die ihnen mutmaßlich zukommende ontologische Funktion nicht erfüllen können. Das wäre die Zusammenfügung zur Einheit von innerlich kom-

²⁸⁴ Hier verwendete Ausgabe: Bradley 1966, erstmals erschienen 1893.

²⁸⁵ Dies habe ich versucht, in Kanzian 2021 etwas detaillierter darzustellen.

²⁸⁶ Bradley 1966, 26.

²⁸⁷ Vgl. auch Candlish/Basile 2024, section 6.

plexen Qualitäten. Jeder Aspekt von Qualitäten, der Fundament-Aspekt und der Fundiertsein-Aspekt, kann nämlich als solcher wiederum als Qualität erachtet werden, auf die sich die gegebene Analyse beziehen lässt. Das Ergebnis ist ein letztlich infinites Regress. Fazit: „[...] with an internal relation A's unity disappears, and its contents are dissipated in an endless process of distinction.“²⁸⁸ Die innere Einheit von Qualitäten wird also durch einen solchen Doppelaspekt im Hinblick auf Relationen zerstört. Interne Relationen sind die tragischen Hauptakteure dieses Dramas – aber immerhin, dem Begriff nach eingeführt.

Die Negierung von Relationalität in der Erscheinungswelt aufgrund dieser Paradoxie ist jedoch nicht das letzte Wort. Die Realität „an sich“ besteht ja gerade unabhängig von ihr. Diese absolute, also von den Paradoxien der Erscheinungswelt losgelöste Realität aber ist für Bradley *eine* umfassende *Ganzheit*, was seiner Metaphysik auch das bereits erwähnte Attribut „monistisch“ eingebracht hat. In dieser einen Ganzheit kann es keine ontologisch relevanten Elemente, keine Teil-Entitäten, geben. Das schließt aber innere strukturelle Differenzierung dieser einen Ganzheit nicht aus.

In diesem metaphysischen Szenario können wir eine neue Verortung interner Relationen vornehmen. Bradleys Monismus schließt, wie gesagt, strukturelle Differenzierung der einen Wirklichkeit nicht aus, somit auch nicht jede Pluralität, folglich Relationalität, solange gewährleistet bleibt, dass Relationen nur aufgrund und *in* der einen Wirklichkeit bestehen. Das Intern-Sein der Relationen besagt, dass sie strikt von der einen Ganzheit *abhängig* sind, somit keinesfalls den Status von selbständigen Entitäten beanspruchen können. Sie sind Merkmale oder Aspekte der einen Ganzheit: „Plurality and relatedness are but features and aspects of unity.“ (AaR, 125)

Wir können also bei Bradley jene Merkmale verorten, die wir bereits in den einleitenden Passagen angenommen haben: Nennen wir es das *Gegründetsein*, bei Bradley in der einen Wirklichkeit, das im Hinblick auf Abhängigkeit so stark zu interpretieren ist, dass interne Relationen selbst *keine Entitäten* sind, eben keine „additions to reality“; dennoch aber metaphysisch hoch relevant, für eine ontologische Weltbeschreibung jedenfalls *unverzichtbar*.

Zusätzlich zu den genannten Merkmalen können wir in Wittgensteins *Tractatus logico-philosophicus* (TLP), der wohl über die Kritik Russells und Moores an Bradley auf interne Relationen gestoßen ist,²⁸⁹ die eingangs geschilderte Einführung von internen *Eigenschaften* im Zusammenhang mit internen Relationen feststellen.

²⁸⁸ Bradley 1966, 26.

²⁸⁹ Vgl. dazu Kanzian 2021, sections 2, 3.

So erachtet Wittgenstein die Differenzierung zwischen internen *Eigenschaften* und internen *Relationen* als nicht strikt: In TLP 4.123 spricht Wittgenstein von einem „schwankenden Gebrauch“ dieser Begriffe. Das entspricht der Einführung sowohl von „interne Eigenschaft“ wie von „interne Relation“ im Kontext der Ausführungen zu sogenannten „formalen“ Eigenschaften bzw. Relationen in TLP 4.122. Formale *Eigenschaften* sind Eigenschaften der Struktur von Tatsachen. „In demselben Sinne“ kann man in diesem Zusammenhang, sprich hinsichtlich struktureller Merkmale von Tatsachen, auch von „formalen *Relationen*“ sprechen. Zu *internen* Eigenschaften bzw. Relationen ist es nur noch ein kleiner Schritt, der in einer terminologischen Festlegung besteht: „Statt Eigenschaft der Struktur sage ich auch ‚interne Eigenschaft‘; statt Relation der Strukturen ‚interne Relation‘.“ (Ebd.)

Von Russell scheint Wittgenstein zunächst eine Bestimmung interner Relationen aus den *Philosophical Essays* zu übernehmen. Dort charakterisiert Russell interne Relationen als „grounded in the natures of the related terms“²⁹⁰, was im Russellschen Kontext besagt, dass die Relata interner Relationen so beschaffen sind, dass sie nicht ohne die Beziehung gedacht werden können. Wenn wir z.B. die Farbqualität Hellblau annehmen, so liegt es in deren „Natur“, heller als Dunkelblau zu sein. Heller-als ist in diesem Sinn eine interne Beziehung. Diese Bestimmung finden wir nun auch in TLP 4.123: „Eine Eigenschaft ist intern, wenn es undenkbar ist, dass ihr Gegenstand sie nicht besitzt. (Diese blaue Farbe und jene stehen in der internen Relation von heller und dunkler eo ipso. Es ist undenkbar, dass *diese* beiden Gegenstände nicht in dieser Relation stünden.)“ Eine interne Eigenschaft bzw. interne Beziehung ist nach Russell und Wittgenstein so durch ihre Träger bzw. ihre Relata determiniert oder in diesen *gegründet*, dass Letztere ohne diese Eigenschaft bzw. Relation nicht gedacht werden können. Im Hinblick auf Relationen geht dies so weit, dass sich der „Nichts-anderes-als“-Reflex einstellen mag: Für das Bestehen der internen Beziehungen heller bzw. dunkler braucht es nicht mehr als das Vorliegen zweier unterschiedlicher Farbqualitäten. Es ist kein zusätzlicher Sachverhalt, keine Entität würden wir sagen. Konsequenterweise können interne Beziehung selbst nicht durch Sätze abgebildet werden: „Das Bestehen solcher interner Eigenschaften und Relationen kann aber nicht durch Sätze behauptet werden [...vielmehr] zeigt es sich in den Sätzen, welche jene Sachverhalte darstellen.“ (TLP 4.122) Das erinnert stark an Bradleys monistische, besser holistische Interpretation von internen Relationen, der zufolge diese nicht selbständig als etwas, als Entität bestehen, sondern nur „in“ oder „durch“ eine

²⁹⁰ Russell 1910, 160.

umfassende Ganzheit. Interne Beziehungen sind jedenfalls auch bei Wittgenstein so strikt von einer Gründungsinstanz *abhängig*, dass sie keinesfalls den Status von Entitäten beanspruchen können.

Auch bei ihm finden wir das (i) *Gegründetsein*, (ii) *nicht* Element der Welt, also *Entität* sein, dennoch aber (iii) die *Unverzichtbarkeit* interner Relationen als deren charakteristische Merkmale.

Internale Relationen in der aktuellen Ontologie

Diese Merkmale (i)-(iii) können wir nun auch in der aktuellen Literatur als bestimmende Merkmale interner Relationen auffinden. So bringt z.B. David Yates in der Wahrmacher-Diktion zum Ausdruck, dass interne Relationen „relationale Wahrheiten“ betreffen, die gerade keiner Entitäten bedürfen bzw. auf diese verpflichten: „Relational truth that do not require relational truthmakers are typically described as internal relations.“²⁹¹ Dabei sei natürlich zugestanden, dass die gegebene Interpretation von Wahrmachern im Sinne der hier eingeführten Entitäten bzw. Verpflichtung auf sie weiterer Klärungen bedürfte. Dass damit der „no additions to reality“ Aspekt, im Sinne von (ii), abgebildet ist, dürfte aber unkontrovers sein; ebenso wie der Aspekt des Gegründetseins (i) interner Relationen, in dem nämlich, was Yates auch als die *Natur* von Entitäten bezeichnet: „Internal relations [...] are those whose holding is in some sense in the nature of their relata [...]“.²⁹² Auch die Frage nach (Un-)Verzichtbarkeit können wir in unserem Referenztext festmachen. Zunächst dort, wo Yates bekundet, dass die Distinktion zwischen internen und den nicht-internen, sprich externen Beziehungen nichts mit Reduzibilität bzw. Irreduzibilität zu tun hat.²⁹³ Der Aufweis des internen Charakters einer Beziehung besagt also keineswegs ihre Reduzibilität. Die Unverzichtbarkeit ergibt sich dann daraus, dass natürlich auch *relational truth* ohne Wahrmacher-Entitäten eben *truth* ist, sprich für eine ontologische Weltbeschreibung unabdingbar.

²⁹¹ Yates 2016, 3. Jonathan Lowe hat sich in einem Artikel im selben Band zunächst ebenfalls der Wahrmacher-Diktion zur Charakterisierung interner Relationen angeschlossen: „There are certainly relational truths, but there may well be no relational *truthmakers*.“ Lowe 2016, 100. *Hervorhebung* Lowe

²⁹² Yates 2016, 7. Heil 2016, 129, spricht in durchaus vergleichbarem Zusammenhang von „Fundierung“ (being founded): „An internal relation is founded in its relata: if you have the relata (as they are) you thereby have the relation.“ Heil führt (ebd.) Ähnlichkeit als Beispiel einer internen Relation an.

²⁹³ Vgl. Yates 2016, 12.

Formale und dünne interne Relationen

Im Vorhergehenden wurde im Bereich der internen Beziehungen immer wieder von den *formalen*, aber auch von sogenannten *dünnen* gesprochen. Im Zusammenhang mit einer genaueren Klärung soll nun auch eine ontologische Analyse dieser Begrifflichkeiten erfolgen: Was genau unterscheidet formale interne von dünnen internen Beziehungen?²⁹⁴

Beispiele für beide „Spezies“ interner Beziehungen wurden ja bereits genannt. Paradebeispiel für dünne Beziehungen ist das Größer-Sein. Dabei wurde das Adjektiv „dünn“ immer auch mit einer eher pejorativen Konnotation versehen. Es handelt sich dabei um Beziehungen, die schlicht *zu dünn* sind, um als Entität, als Element der Wirklichkeit, zu gelten. Der „Ist-nichts-anderes-als“-Reflex tritt ein. Im Fall des Größer-Seins etwa liege ja nichts anderes vor als etwas, z.B. ein Ding mit der Größe 1.80 m, und etwas, z.B. ein Ding mit der Größe 1.60 m. Ganz anders sind die Beispiele für formale interne Beziehungen gelagert, nehmen wir nur Identität und Bestimmtheit. Sie betreffen das, was Lowe, vor hylemorphistischem Hintergrund leicht irreführend, die „Form“ von Entitäten nennt und wir als deren grundlegende ontologische Verfasstheit bezeichnen können. Formale Beziehungen sind grundlegend, und zwar *zu grundlegend* für Entitäten, um selbst als Entität erachtet werden zu können.

Wie aber können wir diese eher metaphorischen Umschreibungen des „zu dünn“ bzw. „zu grundlegend“ in eine ontologische Analyse umlegen? Wenn wir die gegebenen Beispiele etwas genauer in den Blick nehmen, stellen wir fest, dass das, was dünne Beziehungen genannt wird, bei, für die Relata „Akzidentellem“ ansetzt. Dünne Beziehungen sind auf akzidentellen Merkmalen gegründet.

Bleiben wir beim Beispiel des Größer-Seins. Um dieses als dünn im anvisierten Sinn bezeichnen zu können, müssen wir zunächst annehmen, dass es, das Größer-Sein, in erster Linie oder zunächst zwischen Dingen besteht. *Ein Ding* ist größer als ein anderes. Dazu ist noch anzunehmen, dass die Beziehung nicht zwischen den Dingen per se bestehen, sondern unter der Rücksicht, dass sie sich in etwas ihnen Äußerlichem oder Akzidentellem, einem Modus der Größen-Determinablen, unterscheiden. Die Ausgangsplausibilität dieser Annahmen kann durch den Hinweis auf Witt-

²⁹⁴ Auch wenn terminologische Unterschiede bestehen, wird in der Sache standardmäßig zwischen verschiedenen (i)-(iii) Relationen differenziert. Jonathan Lowe (u.a. ders. 2016, 108) unterscheidet zwischen „formalen“ (z.B. Identität) und „internen“ Relationen (z.B. größer-als). Dies entspricht der hier versuchten Differenzierung zwischen formalen und dünnen internen Relationen.

gensteins Farbenbeispiel bestärkt werden. In TLP 4.123 ist ausdrücklich vom *Gegenstand* bzw. den *Gegenständen* die Rede, die *aufgrund ihres Bestimmtheits* durch unterschiedliche Blau-Farben in einer internen Beziehung, nämlich heller-als stehen. Natürlich kann man auch davon sprechen, dass Größen und Farben selbst durch Größer-Sein bzw. Heller-Sein aufeinander bezogen sind, allerdings – genauer gesehen – nur in einem uneigentlichen, sprich von Gegenständen abgeleiteten Sinn. Wir können dabei bleiben: Dünne Beziehungen sind in äußerlichen oder akzidentellen Merkmalen ihrer Relata gegründet.

Bei formalen Beziehungen hingegen geht es um Entitäten im Hinblick auf ihre basale ontologische Verfasstheit, die bei Lowe „Form“ genannt wird, und auch als „Natur“ oder „Wesen“ umschrieben werden kann; oder einfach dadurch, dass die Entität in dem, was sie per se ist, in dieser Beziehung steht. Bei Identität ist das offensichtlich. Jede Entität steht zu sich in dieser Beziehung unter der Rücksicht, dass sie eine Entität ist. Auch bei Bestimmtheit lässt sich das, wie getan, gut zeigen: Modi bestimmen Dinge in einem für sie „wesentlichen“ Aspekt: Es macht das aus, was sie per se sind, eben Bestimmungen. Das lässt sich auch für Dinge sagen: Unbestimmte Dinge gibt es nicht. Es liegt in ihrer „Natur“, durch Modi bestimmt zu sein. Ein drittes Beispiel ist Konstitution. Dinge, z.B., konstituieren räumliche Verhältnisse gemäß dem, was sie per se sind, nämlich Komposita, notwendigerweise mit Materialaspekt. Lowe spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die Relata der hier gemeinten formalen internen Beziehungen „made for each other“ sind. Dies kann man dahingehend interpretieren, dass diese Beziehungen mit irgendeiner Art ontologischer Abhängigkeit verbunden sind, in einer Weise, wie das bei den dünnen nicht der Fall ist. Bei Bestimmtheit und Konstitution trifft das, wie bei anderen nicht-reflexiven Beziehungen, paradigmatisch zu.²⁹⁵

Gleichheit ist in dieser Kriteriologie eine bemerkenswerte interne Beziehung. Wenn wir, wie bei ihrer Einführung in Abschnitt 3.11, dabei bleiben, dass sie zwischen Modi selbst besteht, kann man sie als formale interne Beziehung ausweisen. Modi sind gleich, weil das ihre „Natur“ oder ihr „Wesen“ betrifft: Determinanten von Determinablen zu sein. Damit geht auch eine eigentümliche, weil symmetrische ontologische Abhängigkeit von gleichen Modi einher. Jeder Modus ist in dem, was er

²⁹⁵ In diesem Sinne kann man davon sprechen, dass ontologische Abhängigkeit eine Art formale Beziehung höherer Ordnung ist. Sie ist fundiert durch formale Beziehungen erster Ordnung, wie die hier paradigmatisch angeführten Konstitution und Bestimmtheit. Lowe 2006, 37, spricht davon, dass ontologische Abhängigkeit durch andere formale Beziehungen *konstituiert* wird. Dieser Terminologie können wir hier nicht beitreten, aufgrund der spezifischen Verwendung von „Konstitution“; dem damit verbundenen Grundgedanken schon.

ist, davon abhängig, gleich mit anderen zu sein. Dann aber ist zu bedenken, dass auch Dinge gleich sein können; allerdings wie bei der Einführung von Gleichheit gesagt, nur im Sinne eines theoretischen Grenzfalles. In eben diesem Sinn wäre die Gleichheit eine dünne interne Beziehung, weil sie dann auf ihren Relata, Dingen, äußerlichen Merkmalen, Modi, gegründet ist.

Darin zeigt sich die Eigenart der Gleichheit, die sich einerseits z.B. von Größer-Sein bzw. Heller-Sein absetzt, da sie auf keine bestimmte Determinablen bezogen ist; andererseits von Identität, Bestimmtheit und auch Konstitution, da es theoretisch denkbar ist, sie dennoch auf „Akzidentelles“ zu beziehen. Letztlich zeigt sich damit auch, dass die Distinktion zwischen dünnen und formalen internen Beziehungen wohl unter gewisser Rücksicht keine absolute ist. Sie ist sensibel für uneigentliche Sichtweisen bzw. theoretische Grenzfälle. Dies ist allerdings systematisch einholbar, insofern wir uns mit unserer Distinktion im Bereich eines „Genus“ von Relationen, nämlich den internen, befinden, deren *gemeinsame* Merkmale (i)-(iii) im eigentlichen Interesse der gegebenen ontologischen Analyse stehen.

Nochmals: Relationen und Eigenschaften

Bei der eben erfolgten Differenzierung zwischen Formalem und Dünnem wurde wieder ausschließlich auf interne *Relationen* Bezug genommen. In Entsprechung zum eingangs Erwähnten könnte man die gemachte Distinktion auch auf Eigenschaften umlegen. Dementsprechend könnten wir Eigenschaften, die einem Ding zukommen, insofern es in einer formalen internen Beziehung steht, auch formale interne Eigenschaften nennen; z.B. der Eigenschaft, mit sich selbst identisch zu sein bzw. Konstituent z.B. räumlicher Verhältnisse zu sein. Demgegenüber kann man Eigenschaften eines Dinges, die in nichts anderem bestehen, als dass es Relatum einer dünnen internen Beziehung ist, wenig überraschend als dünne interne Eigenschaften bezeichnen, z.B. der Eigenschaft, kleiner zu sein als etwas anderes.

Entscheidend ist es festzuhalten, dass diese Eigenschaften die Merkmale aller internen Relationen übernehmen, nämlich gegründet zu sein, entweder in einem wesentlichen oder akzidentellen Aspekt ihrer Träger, so, dass diese entweder zu grundlegend oder zu dünn sind, um als eigene Entitäten gelten zu können. Dennoch sind sie unverzichtbar und dürfen deshalb in einer systematischen ontologischen Weltbeschreibung nicht fehlen.

3.22 Typisierende Eigenschaften, Existenz

Der Kontext dieser Überlegungen über interne Eigenschaften und Relationen ist, um es in Erinnerung zu rufen, die uneigentliche Eigenschafts-Rede, die von der ontologisch eigentlichen Rede über Modi unterschieden werden soll. Erstere wird in der Literatur auch mit *abundanten Eigenschaften* in Zusammenhang gebracht. Bei ihrer Charakterisierung sind wir immer wieder auf Heils Anti- Φ -Strategie gekommen, die im Kontext dieses Buches auch als Reaktion auf Simplifizierungsvorwürfe, den Prädikatsgebrauch betreffend, dargestellt wurde. Es gibt jedenfalls Prädikate, deren ontologische Relevanz nicht so zu eruieren ist, dass sie Eigenschafts-Entitäten entsprechen. Das tun nur Prädikate, die für Modi stehen.

Damit können wir uns in einem weiteren Schritt fragen, ob es nicht auch abundante Eigenschaften gibt, die nicht unter die hier abgehandelten internen fallen. Tatsächlich legt sich die Annahme zweier Gruppen möglicher Kandidaten nahe, die hier, keinesfalls mit dem Anspruch der Vollständigkeit, kurz angeführt werden sollen: Es sind Eigenschaften, die man als „typisierend“ bezeichnen könnte und die berühmte Eigenschaft der Existenz.

Unter *typisierende Eigenschaften* fällt beispielhaft jene Eigenschaft, die ein Ding hat, insofern es einer bestimmten Kategorie angehört; z.B. die Eigenschaft, ein hylemorphisches Ding, Genus Lebewesen oder Substanz, zu sein, die u.a. unserem Stephan zweifelsfrei zukommt. Es wäre fatal, diese und vergleichbare Eigenschaften mit Modi-Entitäten zu verwechseln. Wenn wir von Stephan aussagen, er sei 20 kg schwer und er sei eine Substanz, beinhaltet das zwei vollkommen unterschiedliche Prädikationen. Bzgl. der typisierenden Eigenschaft sei nur auf einen Abgleich mit den hier entwickelten Entitäten-Kriterien verwiesen. So ist sie, als solche, keinesfalls ontologisch wirksam. Als interne Eigenschaft kann sie allerdings auch nicht ausgewiesen werden, wenn man die für Internes markante „Relations-/Eigenschafts-Schwankung“²⁹⁶ berücksichtigt. Interne Eigenschaften bestehen im Stehen in internen Relationen. X hat die interne Eigenschaft, kleiner als y zu sein, weil er in der internen Relation des Kleiner-Seins zu y steht. Typisierende Eigenschaften, wie eine Substanz oder ein Ding zu sein, können gerade nicht mit einer Relation in Zusammenhang gebracht werden, etwa zwischen einem Ding und einer Kategorie, da Kategorien selbst kein *etwas* in einem ontologisch relevanten Sinne sind, Relationen aber das Bestehen zweier Relata mit einem solchen Status benötigen. Typisierende Eigenschaften machen ein eigenes Genus im Bereich der abundanten Eigenschaften aus.

²⁹⁶ Vgl. Wittgenstein, TLP 4.123, verwendete Ausgabe (hier Wittgenstein 1963), 44.

Gleiches gilt für *Existenz*. Wir können hier die historisch höchst bedeutsame Frage ausklammern, ob es sich bei Existenz um eine Eigenschaft erster oder höherer Stufe handelt, ob sie also Entitäten selbst, oder ausschließlich Vorstellungen (Kant) oder Begriffen (Frege) von Entitäten zukommt. Was hier ausgeschlossen werden soll, ist lediglich die simplifizierende Modi-Deutung von Existenz, dass Existenz selbst eine Entität, also etwas Existierendes wäre. Allein der Respekt vor endlosen Analyse-Reihen sollte das verbieten. Wäre Existenz selbst eine Entität, stellt sich nämlich die Frage nach deren Existenz-Eigenschaft usw. Existenz ist aber auch keine interne Eigenschaft. Das ergibt sich aus analogen Gründen, wie sie gegen den Status der typisierenden Eigenschaften als internen vorgebracht wurden. Das bedeutet natürlich nicht, dass das Existenz-*Prädikat* als solches nicht höchst bedeutsam ist. Seine ontologische Relevanz ist allerdings, und damit soll sich der Kreis schließen, keinesfalls durch die simplifizierende Annahme einer ihm entsprechenden Entität darzulegen. Existenz ist eine nicht-interne abundante Eigenschaft, welcher Stufe auch immer. Freilich, um auch dies aufzugreifen, kann man so reden, *als ob* wir mit „Existenz“ auf eine Entität Bezug nehmen würden. Dies nicht mit eigentlicher Eigenschaftsrede zu verwechseln, ist leitendes Anliegen dieses Abschnitts.²⁹⁷

3.23 Epiphänomen im Umfeld: Kausalität

Zum Einstieg: wieder eine terminologische Vergewisserung

Um die epiphänomenalen Objekte im Umfeld der Modi in den Blick zu bekommen, können wir zum Einstieg die in Abschnitt 2.24, „Epiphänomene im Umfeld der Ding-Kategorie“, erfolgte Klärung von Epiphänomenen in Erinnerung rufen und auf das nunmehr anstehende Themenfeld beziehen.

In besagtem Abschnitt wurden Epiphänomene eingeführt als irreduzible Bestandteile der alltäglichen Lebenswelt, die im Sinne von *Konstitution* derart stark von ihrer Basis abhängen, dass sie selbst nicht als Entitäten, somit als Elemente der Wirklichkeit angesehen werden können. Gegen ihren Entitäten-Status spricht, dass sie selbst nicht „ontologisch wirksam“ sind, in dem Sinne, dass sie ihrerseits gerade nicht als Basis von ontologisch Abhängigem verstanden werden können. Sie erfüllen, so gesehen, ein notwendiges Existenz-Kriterium nicht.

²⁹⁷ Zur Thematik von typisierenden Eigenschaften und Existenz im Kontext des Eigenschafts-Themenfeldes vgl. Kanzian 2016, III – 2.3 und 2.4.

Bei Konstitution gilt es zu bedenken, dass die besagte ontologische Abhängigkeit jedenfalls so stark ist, dass das Konstituierte erst durch das Konstituierende zustandekommt. Somit gäbe es das Konstituierte nicht, wenn das Konstituierende nicht vorliegen würde. Zu beachten ist auch, dass das Fungieren als Konstitutionsbasis für das Konstituierende nicht nebensächlich oder akzidentell ist. Es kommt diesem per se oder „von Natur aus“ zu, das Konstituierte zu konstituieren. So wird durch Konstitution eine einseitige, starke ontologische Abhängigkeit begründet oder *fundiert*.

Formal betrachtet handelt es sich bei Konstitution (somit) um eine *irreflexive*, *asymmetrische* und auch *nicht transitive* Beziehung, wobei – um auch das zu wiederholen – die Nicht-Transitivität zum Anlass genommen wurde, bei Konstitution eine Mittlerinstanz auszuschließen.

Im Anschluss an das im letzten Abschnitt Ausgeführte können wir nunmehr ergänzen, dass es sich bei Konstitution um eine *formale* interne Beziehung handelt. Sie ist gegründet in ihren Relata, wobei wir hier insbesondere die Konstitutionsbasis als Instanz in den Blick nehmen. Trotz dieses Status als „no addition to reality“ ist Konstitution unverzichtbar für eine ontologische Analyse, wie wir sehen werden auch bzw. in besonderer Weise der alltäglichen Lebenswelt. Von den *dünnen* internen Beziehungen hebt sie sich insofern ab, als sie aufgrund dessen, was ihre Relata per se oder, wie gesagt, „von Natur aus“ sind, besteht, nicht aber aufgrund von den Relata akzidentellen Merkmalen. In diesem Sinn trifft auf diese Relata auch Lowes „made for each other“ zu. Last but not least setzt sich Konstitution auch deshalb von den dünnen internen Beziehungen ab, weil sie, wie gesagt, ontologische Abhängigkeit fundiert.²⁹⁸ So gesehen ist Konstitution eine geradezu paradigmatische formale interne Beziehung.

Der Raum bzw. räumliche Verhältnisse wurden im zweiten Hauptteil als Epiphänomene, konstituiert durch Dinge bzw., genauer gesagt, durch den materiellen Materialaspekt der Dinge, dargelegt. Kausalität und kausale Verhältnisse werden im Folgenden als Epiphänomene dargestellt, die konstituiert sind durch Modi, genauer gesagt, durch den Kraft-Aspekt der Modi.

Kausalität wird also als von Kräften abhängiges Epiphänomen eingeführt. Das stellt unsere Theorie in Gegensatz sowohl zu „kraft-losen“ Kausal-Konzepten, etwa Humeschen oder Lewisschen Regularitätstheorien, als auch zu reinen Ereignis-Kausalitätstheorien, wie sie u.a. von Donald Davidson vertreten wird. Modi in ihrem Kraft-Aspekt machen die ontologische Basis kausaler Verhältnisse aus.

²⁹⁸ ... durchaus im Sinne von Fußnote 292.

Kausalität als Epiphänomen

Um dieses Erklärungsziel zu erreichen, soll zunächst versucht werden, unter Bezugnahme auf den Kraft-Aspekt der Modi den Begriff einer *Ursache* zu klären, dann den einer *Wirkung*. Daraus sollte Kausalität als Epiphänomen, konstituiert durch den besagten Kraft-Aspekt, darzustellen sein.²⁹⁹

Ogleich David Armstrong kein Vertreter einer „power“-Analyse von Kausalität ist, können wir uns bei der Explikation von „Ursache“ zunächst an ihm orientieren. Und zwar insofern, als er bei „Ursache“ zwischen einzelnen *Strukturelementen* unterscheidet, die sich in unserem ontologischen Rahmen gut rekonstruieren lassen.

Armstrong führt jedenfalls den Ursachenbegriff, er spricht auch von „vollständiger Ursache“ (oder „totaler Ursache“, engl.: *total cause*³⁰⁰), so ein, dass eine Ursache stets im Hinblick auf eine Wirkung gesehen wird, die wir, um es anfänglich vorwegzunehmen, als *Manifestation* einer Disposition verstehen können. Zur Illustration der besagten Strukturelemente eignet sich das von Armstrong verwendete Beispiel des Bruchs einer Glasscheibe: „For a brittle object to manifest its brittleness, the striking of the object, in conjunction no doubt with suitable standing conditions or other circumstances, together with the brittleness itself, must *bring about* the shattering of the object. We can add the totality of the suitable circumstances to the initiating cause, further add the brittleness, and speak of all these taken together as the *total cause* of the manifestation.“³⁰¹

Wir können das, in Anwendung des hier verwendeten ontologischen Rahmens, folgendermaßen interpretieren: Damit eine Ursache auftreten kann, braucht es zunächst ein *Ding*, das eine bestimmte *Disposition* aufweist. Dispositionen aber können wir verstehen als eben eine kausale Rolle, die einem Ding verliehen wird durch den Kraft-Aspekt eines Modus, der es, das Ding, bestimmt. In Armstrongs Beispiel ist das die Zerbrechlichkeit der Scheibe. Damit können wir nicht nur unmittelbar an unseren Begriff eines Dinges als einer durch Modi bestimmten Entität anknüpfen, sondern auch an die charakteristischen Funktionsweisen von Modi, wie sie in einschlägigen Abschnitten von 3.12 dargestellt wurden. Jedenfalls können wir mit, oder besser nach Armstrong ein Ding mit einer Disposition als *erstes Strukturelement* einer Ursache annehmen.

²⁹⁹ In diesen Ausführungen orientiere ich mich stark an Kanzian 2016, II – 3.3: „Modi als Konstituenten kausaler Verhältnisse“; was die Übernahme einzelner Passagen aus ebd., 132-136 einschließt.

³⁰⁰ Armstrong 1997, 71. Hier findet sich die angesprochene Analyse des Ursachen-Begriffs.

³⁰¹ Ebd. *Hervorhebungen* Armstrong

Die Scheibe und ihre Disposition allein machen aber keine vollständige Ursache in Armstrongs Sinn aus. Eine Disposition allein kann kein kausales Verhältnis konstituieren. Es braucht dazu noch einen *Stimulus*, dessen Auftreten, unter weiteren *günstigen Umständen*, mit dem Ding und seiner Disposition eine Wirkung, d.i. die Manifestation dieser Disposition, hervorbringt. Der Stimulus ist das *zweite*, die günstigen Umstände das *dritte Strukturelement*. Zusammengenommen mit dem ersten Strukturelement machen sie das aus, was Armstrong auch als „total cause“ bezeichnet: eine vollständige Ursache. Wie aber können wir diese weiteren Strukturelemente genauer verstehen?

Ein *Stimulus*, um zunächst bei diesem zu bleiben, muss einen *ereignishaften* Aspekt mit einbeziehen. Ein Stimulus muss auftreten. Dazu muss etwas passieren: Der Schlag auf die Scheibe in Armstrongs Beispiel. Somit können ohne Ereignisse keine Kausalverhältnisse vorliegen. Das verleiht zunächst den hier zurückgewiesenen Ereignis-Kausalitätstheorien eine gewisse Ausgangsplausibilität. Dass Ereignisse (nur) als ein Strukturelement von mehreren aufgefasst werden, beendet aber auch schon wieder diese Annäherung an diese Kausaltheorie. Ereignisse wirken (nur) in Zusammenhang mit Dingen und ihren Dispositionen. Die Wirksamkeit des Schlages hängt mit der Zerbrechlichkeit des Glases zusammen, um auf Armstrongs Beispiel zurückzukommen.

Darüber hinaus hängt die kausale Relevanz von Stimuli-Ereignissen immer auch mit bestimmten Rahmenbedingungen zusammen. Armstrong spricht an der zitierten Stelle von „suitable standing conditions or other circumstances“. Bzgl. dieser Rahmenbedingungen soll hier allerdings eine Distinktion zur Geltung gebracht werden, die über Armstrong hinausgeht. Sie stellt wieder einen Heilschen Baustein der hier anvisierten Theorie dar. John Heil spricht davon, dass die Manifestation einer Disposition stets einhergeht mit der Manifestation einer anderen Disposition, die er auch „*reziproken Dispositionspartner*“ nennt.³⁰² Hat Heil recht darin, dass keine Manifestation einer Disposition alleine oder isoliert erfolgen kann, braucht es bei den von Armstrong genannten günstigen Umständen auch stets eine weitere Disposition, die als ein solcher reziproker Dispositionspartner jener Disposition fungiert, die das erste Strukturelement einer Ursache ausmacht. Im Fall des Glasscheiben-Beispiels kann wohl die Disposition des Hammers, eine Glasscheibe zu zertrümmern, als ein solcher reziproker Dispositionspartner verstanden werden.

³⁰² Vgl. u.a. Heil 2003, u.a. 165, 198.

Mit dem reziproken Dispositionspartner sind die Rahmenbedingungen aber nicht erschöpft, die Armstrong mit den günstigen Umständen meint. Unter diesen befinden sich noch eine Reihe anderer *nicht-dynamischer* oder *nicht-ereignishafter* Vorkommnisse, die ontologisch als *Zustände* klassifiziert werden können. Dass die Scheibe zerbricht, hängt also nicht nur mit der Scheibe und ihren einschlägigen Dispositionen zusammen, nicht alleine mit dem dynamischen Auftreten eines Stimulus, dem Schlag auf die Scheibe, sondern noch dazu mit einem sehr komplexen Zustandsgefüge: etwa der Beschaffenheit des Mediums, in dem der Schlag vollzogen wird, Luft, nicht irgendeine dicke Flüssigkeit, mit Druckverhältnissen etc.

Zustände machen demnach, gemeinsam mit dem reziproken Dispositionspartner, die günstigen Umstände aus, die wesentlich für vollständige Ursachen sind und die wir hier als das dritte Strukturelement von Ursachen bezeichnen können. Das Zustandekommen einer *kausalen Ursache* bedarf somit des Zusammenspiels von Faktoren oder Strukturelementen, in denen Vorkommnisse unterschiedlicher Kategorien von Partikularien eine spezifische Rolle spielen:

- (i) *Dinge* mit Dispositionen,
- (ii) *Ereignisse* als Stimuli,
- (iii) günstige Umstände: *Zustände*, reziproker Dispositionspartner.

Im Grunde ergibt sich aus dieser Analyse von „Ursache“ bereits der anvisierte Wirkungsbegriff. Wirkungen sind (nichts anderes als) *Manifestationen* von Dispositionen aufgrund des Auftretens eines Stimulus unter günstigen Umständen. In Armstrongs Beispiel ist es das Zerbrechen des Glases. Der Vorzug des gegebenen Beispiels besteht darin, dass sich klar zeigen lässt, welche Disposition bzw. welcher Dispositionspartner es sind, die manifestiert werden. Es sind die Dispositionen der Zerbrechlichkeit mit der Partnerdisposition des Hammers, Glas zu zertrümmern.

Für Wirkungen scheint es, um einen zusätzlichen Aspekt anzusprechen, charakteristisch zu sein, dass sie, als Manifestationen von Dispositionen, immer stets auch als Strukturelemente weiterer Ursachen auftreten. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, dass jede Manifestation sowohl einen *prozessualen* als auch einen *finalen* Sinn aufweist. Wird eine Disposition manifestiert, geschieht etwas, es *zerbricht* das Glas. Das Zerbrechen aber kann als Ereignis aufgefasst werden, das in einer weiteren Ursache als zweites Strukturelement fungiert. Bei der Manifestation aber, um beim Glas zu bleiben, wird auch ein „Ziel“ erreicht. Das Glas ist zerbrochen. Es tritt ein Zustand ein. Als solcher aber kann die Manifestation zu den bereits mehrfach erwähnten günstigen Umständen des dritten Strukturelements gerechnet werden. Jedes

Ereignis und auch jeder Zustand kann nun in einer Analyse immer auch als Kompositum von Ding und Modus verstanden werden, ergo auch unter der Rücksicht eines ersten Strukturelements, das ja darin besteht, dass Modi als Kräfte Dingen bestimmte kausale Rollen verleihen.

Kurzum und etwas verkürzend: Jede Wirkung ist eine Ursache, jede Ursache natürlich auch eine Wirkung. Mit den Mitteln einer kategorialen Ontologie ist der kausale Verlauf der Welt nicht zu stoppen, als solcher aber wohl in seinem Entstehen auch nicht zu erklären.

Was aber sind nun Kausalität bzw. kausale Verhältnisse? Die Antwort, die sich aus den vorgenommenen Analysen ergibt, kann nur sein: Es sind genau jene Verhältnisse zwischen vollständigen Ursachen und ihren Wirkungen.

Nota bene: Was es *gibt*, sind Dinge, Modi, dazu noch Ereignisse und Zustände. Die ersten beiden haben wir schon erörtert, die Letzteren folgen, wie angekündigt, im vierten Hauptteil. Was *wirkt*, ist jeweils das Auftreten von Kräften.

Im Kontext der Bestimmung der Dinge durch Modi haben wir dieses Auftreten von Kräften bereits kennengelernt. Dingen werden durch Kräfte kausale Rollen oder Dispositionen verliehen. Im Sinne der Erweiterung des Ausblicks auf den vierten Hauptteil können wir hier vorwegnehmen, dass auch die Funktion von Ereignissen und Zuständen im Kontext vollständiger Ursachen als auf Modi bzw. deren Kraft-Aspekt zurückgehend geschildert werden kann. Zustände und Ereignisse sind nämlich durch Modi komponiert. Wenn wir Zustände, um der Einfachheit halber bei diesen zu bleiben, halbformal als das F-Sein eines dinglichen x verstehen, wird klar, dass es zusätzlich zum x auch noch ein F braucht, das ontologisch gesehen der Modi-Kategorie zuzurechnen ist. Alle Modi aber haben einen Kraft-Aspekt, der im Kontext von Zuständen spezifisch im Sinne eines dritten Strukturelements auftritt.

Die Beziehung aber zwischen den spezifisch ursächlich wirkenden Kräften und Kausalität bzw. kausalen Verhältnissen ist das der Konstitution. Das bedeutet, dass Kausalität – in Analogie zum Raum bzw. räumlichen Verhältnissen – epiphänomenalen Charakter aufweist. Konstitution besteht ja zwischen einer Entität, in unserem Fall den Modi bzw. ihrem Kraft-Aspekt, und eben einem *Epiphänomen*. Die Priorität liegt, hier wie dort, beim Konstituens, im Falle von Kausalität eben bei den Kräften. Diese sind im Unterschied zu den Kausalverhältnissen „ontologisch wirksam“. Von kausalen Verhältnissen als solchen kann ontologisch nichts abhängen.

Damit sind wir bereits inmitten der eingangs dieses Abschnitts 3.23 angekündigten Bezugsetzung der Konstitutions-Terminologie zum anstehenden Themenfeld. Weitermachen bei dieser Anwendung können wir damit, dass Konstitution selbst eine

formale interne Beziehung ist, wie sie in den einschlägigen Abschnitten eingeführt wurde. Sie ist, um den m.E. entscheidenden Aspekt anzuführen, *keine Entität*. Somit folgt daraus, dass Kräfte Kausalverhältnisse *konstituieren*, dass Kräfte für die besagte Funktion keiner Verbinder-Entität bedürfen. Ist eine Kraft gegeben, natürlich immer mitgemeint in der spezifischen Konstellation einer vollständigen Ursache³⁰³, so auch Kausalität. Natürlich gilt auch, dass es den Modi bzw. ihren Kräften per se zukommt, Kausalverhältnisse zu konstituieren. Es gehört zu ihrer „Natur“ oder ihrem „Wesen“. Ebenso wenig wie es Dinge gibt, die keine räumlichen Epiphänomene konstituieren, so Modi, die im kausalen Netz der Welt keine Rolle spielen.

Konstitution aber fundiert eine bestimmte ontologische Abhängigkeit zwischen Konstituierendem und Konstituiertem, u.a. zwischen Kräften und Kausalität. Diese Abhängigkeit entspricht der formalen Eigenart der Konstitution als einer *asymmetrischen, nicht transitiven* und auch *irreflexiven* Relation: Kräfte konstituieren sich (natürlich) nicht selbst. Auch Kausalverhältnisse als solche bedingen keine Kräfte. Ebenso wenig konstituieren Kausalverhältnisse andere. Das tun nur Kräfte in der spezifischen Konstellation vollständiger Ursachen.

Kräfte und Kausalität: zur Vertiefung

Um die These von Kausalität bzw. kausalen Verhältnissen als durch Modi konstituierte Epiphänomene weiter zu klären, soll im Folgenden ein Abgleich mit einschlägiger aktueller Literatur vorgenommen werden. Wir werden uns auf gewohnte Referenzautoren wie Lowe und Heil berufen, aber auch auf bisher noch nicht erwähnte, wie Stephen Mumford.

Beginnen wir wieder bei Jonathan Lowe, dabei aber gleich mit einer Einschränkung bzw. einer Differenzierung. Lowe steht Doppelaspekt-Theorien bzgl. Eigenschaften kritisch gegenüber.³⁰⁴ Außerdem sind seine Überzeugungen in diesem Themengebiet, wie gesehen, stark universalien-realistisch geprägt. Somit können wir bei Lowe nur bedingt Unterstützung erwarten.

³⁰³ Darin mag ein Unterschied zu sehen sein zur Konstitution von Raum bzw. räumlichen Verhältnissen durch Dinge bzw. deren Materialaspekt. Während materielles Material jedenfalls Raum konstituiert, ist die Konstitution von Kausalität durch Kräfte an das Vorliegen einer vollständigen Ursache gebunden. In einem statischen Kosmos, also einem Kosmos ohne ereignishafte Stimuli, gibt es somit auch keine kausalen Verhältnisse; selbst wenn darin Dinge und ihre Modi existieren. Raum hingegen gäbe es in diesem Kosmos.

³⁰⁴ Vgl. u.a. Lowe 2006, 133: „I do not really understand what could be meant by an ‘aspect’ of a property in this [Martin’s] sense [...]“

Dennoch sind es drei Punkte, die helfen können, mit Lowe die hier vertretenen Standpunkte zu klären. Erstens, und grundsätzlich, geht Lowe, ebenso wie wir hier, davon aus, dass Kräfte die ontologische Basis von Kausalität sind. In der Wahrmacher-Diktion spricht Lowe davon, dass „[...] the manifestation of causal powers make causal propositions true.“³⁰⁵ Was erforderlich ist, um Kausalaussagen „wahr zu machen“, sind nicht irgendwelche zweistellige Relations-Entitäten zwischen Ursache und Wirkung, sondern, wie wir hier sagen würden, das Auftreten einer Wirkung, die in der Manifestation einer Disposition besteht. Dispositionen aber werden einem Ding verliehen durch den Kraft-Aspekt von Modi. Jedenfalls kommen wir mit Lowe darin überein, dass Kräfte ontologisch prioritär sind, wenn es um eine Analyse von Kausalität geht.

Ein zweiter Punkt ist, dass Lowe bei der Dispositions-Manifestation ebenfalls die Notwendigkeit eines Dispositionspartners annimmt, wie wir ihn im dritten Strukturelement von Ursachen vorgesehen haben. Lowe spricht in diesem Zusammenhang von *reziproken Kräften* (engl.: reciprocal powers³⁰⁶). Gemeint ist jedenfalls beispielhaft die durch Kräfte verliehene Disposition des Hammers, Glas zu zertrümmern, die „partnerschaftlich“ oder *reziprok* mit der natürlich ebenfalls auf Kräfte zurückgehende Disposition der Scheibe, zertrümmert zu werden, auftreten muss, um eine vollständige Ursache zu bilden.

Ein dritter Gesichtspunkt ist die Benennung eines theoretischen Erfordernisses, dem Kausaltheorien, insbesondere solche, die auf Manifestationen von Dispositionen beruhen, gewachsen sein müssen; nämlich dem Phänomen der *Verhinderung* des Eintretens von Manifestationen, also Wirkungen, trotz des Vorhandenseins von Dispositionen und dem Auftreten eines einschlägigen Stimulus. „[...] the manifestation of a conditional power may be blocked or prevented, even when the condition appropriate to the manifestation of the powers obtains.“³⁰⁷ Bleiben wir hier beim Standardbeispiel der Auflösung eines löslichen Objekts, z.B. eines Zuckerstückes, durch Eintauchen in eine entsprechende Flüssigkeit, z.B. Wasser. Diese kann, trotz der einschlägigen Disposition des Zuckers sowie des Auftretens besagten Stimulus, auch nicht eintreten. Eine auf Dispositionen beruhende Kausaltheorie muss dafür eine Erklärung parat haben, meint Lowe. Und da hat er recht. Nach der hier gegebenen Analyse von Ursachen liegt eine bereit, und zwar wieder im Bereich des *dritten* Strukturelements, das da ist Dispositionspartner und weitere günstige Umstände. Ist z.B.

³⁰⁵ Lowe 2016, 107.

³⁰⁶ Lowe 2006, 129.

³⁰⁷ Ebd., 130.

Wasser so weit gesättigt, dass keine weitere Auflösung von Zucker geschehen kann, fehlt in diesem Fall ein notwendiger *günstiger Umstand* zum Vorliegen einer vollständigen Ursache, nämlich Ungesättigtsein des Wassers.

Mit unserer Analyse von Ursachen kommen wir mit dem Phänomen der Verhinderung jedenfalls zurecht.

Der Heil-Bezug ist in diesem Fall einfacher, weil sich auch bei ihm (zumindest) die beiden zuerst genannten unterstützenden Gesichtspunkte finden lassen, ohne dass wir bei ihm unvereinbare Thesen im Kontext seiner Eigenschafts-Auffassung ausblenden müssten. So kann man auch Heil als Verbündeten sehen, wenn es um die Priorität von Kräften vor Relationen bei der Analyse von Kausalität geht.

Beginnen wir wieder bei einem Zitat in der Wahrmacher-Metaphorik, das da lautet: „truthmakers for causal claims are nonrelational features of the world.“³⁰⁸ Was Aussagen über kausale Verhältnisse wahr macht, kausalen Verhältnissen also ontologisch gesehen zugrundeliegt, sind nicht-relationale Gegebenheiten. In einem nächsten Schritt können wir festhalten, dass es sich bei unseren Strukturelementen vollständiger Ursachen bzw. bei Wirkungen gerade um solche „non-relational features“ handelt: Dinge mit Dispositionen, Stimulus, günstige Umstände bzw. Manifestationen. M.a.W.: Unsere Ursachen und Wirkungen sind Heilsche Wahrmacher von Kausalaussagen. Die Priorität von Kräften ergibt sich daraus, dass diese bei diesen „features“ eine maßgebliche Rolle spielen. Sie sind somit die Hauptdarsteller bei einer Kausalanalyse, nicht zweistellige Kausal-Relationen.

Desgleichen ist es Heil wichtig, Kausalität auf der *wechselseitigen* Manifestation von Dispositionen zu gründen. Deswegen wurde bei der Einführung des dritten Strukturelements mit einem reziproken Dispositionspartner bereits explizit auf ihn verwiesen.³⁰⁹

Selbst wenn Heils Quintessenz im Hinblick auf eine Ontologie von Kausalität darin besteht, dass diese eine *interne* Beziehung *sei*,³¹⁰ im Wortlaut von der hier vertretenen These, dass sie *epiphänomenalen* Charakter hat, abweicht, können wir gut damit leben. Kausale Verhältnisse selbst sind bei Heil jedenfalls keine Entitäten; ebensowenig wie die Beziehung zwischen Kräften und kausalen Verhältnissen. Letztere wird hier als Konstitution interpretiert, was auch den Bezug zu internen Beziehungen im Kontext einer Kausaltheorie wieder einholt.

³⁰⁸ Heil 2016, 130.

³⁰⁹ Ebd., 131 wird dieser Aspekt besonders ausführlich dargelegt.

³¹⁰ U.a. ebd., 137.

Als dritter Referenzautor soll, wie angekündigt, Stephen Mumford angeführt werden.³¹¹ Dabei können wir mit einigen grundlegenden ontologischen Auffassungen zu unserem Themenkreis beginnen.

Mumford geht davon aus, dass zwischen Eigenschaften und Kausalität ein enger Zusammenhang besteht: „there is an intimate connection between properties and causality“³¹², wobei er den Grund dafür darin festmacht, dass *echte* Eigenschaften eben kraft-voll sind, „the mark of being a real property is being powerful“³¹³. Dies dürfen wir als Entsprechung dazu auffassen, dass wir hier Kräfte als ontologische Instanzen annehmen, und diese an die Eigenschaften koppeln. Bemerkenswert ist auch der Hinweis auf „echte“ Eigenschaften; im Unterschied wohl zu jenen, die nicht unter dieses Attribut fallen. Es wäre spannend, Mumfords Intuitionen bzgl. dieser Distinktion in Verbindung zu bringen mit jener zwischen unseren Modi und Objekten im Umfeld der Modi-Kategorie.

Diese eher vorsichtigen Formulierungen sollen darauf hinweisen, dass wir hier nicht mit allen Details von Mumfords Terminologie übereinstimmen. Insbesondere dort nicht, wo er Eigenschaften, Dispositionen und Kräfte zu identifizieren scheint.³¹⁴ Das tut den eben beschriebenen Gemeinsamkeiten allerdings keinen Abbruch.

Volle Unterstützung durch Mumford können wir in seinem Ansatz zu einer Kausaltheorie gewinnen. Mumford vertritt explizit die Auffassung, ebenso wie Lowe und Heil, dass Ursachen unter Verweis auf Kräfte zu analysieren sind; nicht umgekehrt. Dies entspricht genau der hier gewählten Ursachen-Analyse über vier Strukturelemente, bei denen jeweils Kräfte maßgeblich sind. Dementsprechend nimmt auch Mumford an, dass „causation occurs when powers manifest themselves [...]“³¹⁵. Kausalverhältnisse treten dann auf, wenn Wirkungen auf Ursachen folgen, wenn also durch Kräfte verliehene Dispositionen manifestiert werden. Bemerkenswerterweise bringt auch Mumford interne Relationen ins Spiel, wenn er den Zusammenhang zwischen Kräften, ihren Manifestationen und Kausalität umreißt.³¹⁶

Auch manche Detailspekte unserer Kausaltheorie können wir bei Mumford wiederfinden. So spricht er davon, dass eine auf Kräften beruhende Kausalanalyse nicht

³¹¹ Wir beziehen uns dabei auf seinen Artikel „Passing Powers Around“, hier: Mumford 2009.

³¹² Ebd., 96.

³¹³ Ebd.

³¹⁴ Vgl. u.a. ebd., 97: „each property is to be understood as a disposition or power“.

³¹⁵ Ebd., 94.

³¹⁶ Vgl. Ebd., 109; wobei sich auch Mumford der Heilschen Formulierung bedient, dass Kausalität (selbst) eine interne Beziehung *ist*. Wir müssen hier also die bei Heil gesetzte Klausel mitbedenken.

als Reduktionismus (engl.: reductive account³¹⁷) verstanden werden darf. Wenn wir kausale Verhältnisse in Kräften gründen, bedeutet das keinesfalls eine Reduktion des einen auf das andere. Kausalität ist ein *Epiphänomen*, wofür gerade Nicht-Reduzierbarkeit charakteristisch ist.

Ein weiteres Merkmal von Mumfords Kausaltheorie, das dem Referenzartikel („Passing Powers Around“) auch seinen Titel gibt, ist die Idee, dass Kausalität auf einem uneingeschränkten Wechsel, oder, metaphorisch gesprochen, einer Wanderung von Kräften (engl.: shifting around of powers³¹⁸) beruht. Dies entspricht der hier vertretenen These, dass jede Wirkung, sprich jede Manifestation von Dispositionen, in ihrem prozessualen und ihrem finalen Sinn, selbst wieder als Strukturelement weiterer Ursachen aufgefasst werden kann. Damit kommt es zur uneingeschränkten „Wanderung“ von Kräften, den Hauptakteuren kausalen Geschehens.

In der Literatur finden wir also Unterstützung für die hier vertretene These, dass Kausalität und kausale Verhältnisse Epiphänomene sind, konstituiert durch Modi in ihrem Kraftaspekt. Kausale Verhältnisse sind keine zweistelligen Beziehungs- oder Relations-Entitäten.

Auch an dieser Stelle sei ergänzt, dass man über Ursache- und Wirkungsverhältnisse natürlich so reden kann, *als ob* es sich dabei um Elemente der Wirklichkeit handelte. Desgleichen kann man Prädikate formulieren, die Subjekte als Elemente im kausalen Gefüge der Welt ausweisen; etwa derart, dass man von x aussagt, Ursache eines y zu sein. Auch dies kann man in uneigentlicher Als-ob-Rede gerne zulassen. Die ontologische Relevanz derartiger Prädikationen ist jedoch keinesfalls simplifizierend mit eigentlicher Eigenschaftsrede zu verwechseln, dergestalt etwa, dass es eine dem Prädikat entsprechende Eigenschaftsentität gäbe, die x zukäme. Es bedarf einer detaillierteren Analyse, in deren Kontext Ursache eines y zu sein als abundante Eigenschaft, „Genus“ (wenn man so will) epiphänomenale, darzustellen ist.

Die hier vorgetragene Theorie ist somit auch als ein Versuch zu verstehen, die eben angestellten Überlegungen bzgl. Kausalität mit dem Kernanliegen dieses Abschnitts, ontologisch uneigentliche Rede im Umfeld der Modi, in Verbindung zu bringen.

³¹⁷ Ebd., 94.

³¹⁸ Ebd., 99.

3.3 Modi als Kategorie von Entitäten

Wie für die Dinge, so haben wir auch für die Modi immer wieder die Bezeichnung „Kategorie“ verwendet. Modi sind eine *Kategorie* von Entitäten. Analog zu den Dingen wollen wir uns auch hier nach der Legitimität dieser Einteilung fragen, wieder in Anwendung der gegebenen Einführung von Kategorien als allgemeinste Gattungen von Entitäten, die (i) in ihrer räumlichen und zeitlichen „Gestalt“, (ii) in der Weise ihrer Artzugehörigkeit, (iii) hinsichtlich ihrer Identität, schließlich (iv) in ihren Abhängigkeitsverhältnissen übereinstimmen.

Da von verschiedenen Umfeld-Objekten der Modi, sprich den abundanten Eigenschaften, bereits ausführlich als Nicht-Entitäten die Rede war, müssen wir es hier nicht unternehmen zu begründen, warum sie nicht der Modi-Kategorie angehören. Nicht-Entitäten gehören keiner Kategorie an. Auch innerhalb der Modi, so wie sie charakterisiert wurden, als strikt existenz- und identitätsabhängige, vierdimensionale Partikularien, Determinanten von Determinablen, die in ihrer Einfachheit zwei funktionale Aspekte aufweisen und als Abstrakta, in einem nicht standardmäßigen Sinn, bezeichnet werden können, gibt es, in Anwendung von (i)-(iv), keinen Erläuterungsbedarf im Hinblick auf kategoriale Gemeinsamkeit. So soll die Prüfung des Kategorien-Status der Modi unter der Rücksicht erfolgen, dass sie von der Ding-Kategorie abgehoben werden. Modi sind eine *eigene*, nicht auf andere reduzierbare Kategorie Entitäten. Eine Abgrenzung zu den „occurrences“, das sind Ereignisse und Zustände, kann natürlich erst später erfolgen, nach der Behandlung auch dieser Entitäten. Damit bekommt dieser Abschnitt 3.3 den Charakter einer Zusammenfassung, wenn man so möchte in Zusammenschau mit dem zweiten Hauptteil, die auch geeignet sein soll, den vierten vorzubereiten.

Ad (i): Dinge und Modi sind Partikularien. Sie kommen im Raum und in der Zeit vor, was der metaphorischen Zuschreibung einer räumlichen und zeitlichen Gestalt entspricht. Die Weise aber, wie Dinge und wie Modi im Raum und in der Zeit sind, unterscheidet sich derart grundlegend, dass gemäß diesem ersten Kriterium keinesfalls von kategorialer Gemeinsamkeit gesprochen werden kann. Alle Dinge, Lebewesen und Artefakte, sind *dreidimensionale* Entitäten. Sie sind in ihrem Materialaspekt wesentlich räumlich ausgedehnt, eben in drei Dimensionen, was sie auch als Konstituenten von Raum bzw. räumlichen Verhältnissen auszeichnet. Dinge haben allerdings keine zeitliche Ausdehnung, die es gestatten würde, sie selbst als Summen zeitlicher Teile aufzufassen. Dinge sind durch die Zeit oder diachron in einem strikten Sinn dieselben. Sie sind Endurer.

Modi hingegen sind *vierdimensionale* Entitäten. Sie sind sowohl in drei Dimensionen im Raum als auch in der Zeit ausgedehnt. Bzgl. der zeitlichen Dimension muss auch in diesem Zusammenhang auf den vierten Hauptteil verwiesen werden, in dem die Konstituenten von Zeit vorgestellt werden, das sind „occurrences“, Ereignisse und Zustände. Jedenfalls sind Modi, um es nochmals vorwegzunehmen, wie die occurrences aufgrund ihrer zeitlichen Ausdehnung diachron nicht identisch. Modi sind Perdurier.

Ad (ii): Dieses Kriterium rekurriert auf die Weise der sortalen Bestimmung von Entitäten. Auch diesbezüglich stellt es keine Überraschung dar, dass zwischen Dingen und den Modi ein unüberbrückbarer Gegensatz besteht, der kategoriale Einheit ausschließt. Dinge werden im Hinblick auf ihre *numerische* Identität durch Arten oder Sorten determiniert. Ihre Identität ist sortal dependent. Wir haben dies so interpretiert, dass Ding-Sorten oder -Arten nichts anderes sind als Gruppen von Dingen mit gleichen individuellen Formen. Die Form eines Dinges *ist* sein von dieser Art-Sein. Individuelle Formen aber sind die Identitätsprinzipien von Dingen. In diesem Sinne hängt die Identität aller Dinge von ihrer Art ab.

Bei Modi ist die sortale Zugehörigkeit gänzlich anders zu beurteilen. Die Sorte von Modi hat mit ihrer *qualitativen* Identität zu tun. Modi-Sorten sind Eigenschaftsräume, die in verschiedenen „Dimensionen“ bestimmen, auf welche Weise die ihnen zugehörigen Modi Dingen Qualitäten verleihen können. Diese Räume werden in diesem Sinn mit dem bereits eingeführten Begriff einer „Determinablen“ bezeichnet. Farbig zu sein, z.B., ist eine solche. Ihre Dimensionen sind z.B. Schattierung, Helligkeit bzw. Sättigungsgrad.³¹⁹ Die Determinable legt jedenfalls fest, wie die ihr zugehörigen Determinanten, z.B. Rot, ihre Träger, ihren Dimensionen entlang, bestimmen; auch, um das zu ergänzen, im Hinblick auf ihre kausale Rolle.

Es liegt auf der Hand, dass die Verhältnisse zwischen Determinanten und Determinablen keinesfalls mit jenen zwischen Ding-Sorten im Sinne von Spezies (*species infimae*) und Genera verglichen werden können. Ding-Sorten gewinnt man aus Genera durch Anführung einer spezifischen Differenz. Die gibt es bei Determinablen auf den verschiedenen Ebenen nicht. Außerdem besteht zwischen Dingen und ihren *species infimae* ein vollkommen anderes Verhältnis als bei Modi und den „untersten“ Determinablen, den Determinanten. Modi *sind* schlicht und einfach Determinanten, wohingegen Dinge in bereits erläuterten Sinn Spezies *angehören*.

³¹⁹ Dies habe ich in Kanzian 2016, 90, ausgeführt, unter Verweis auf einschlägige Literatur.

Ad (iii): Wir können damit zu jenem Kriterium übergehen, das auf die Identität von Entitäten abzielt. Auch in diesem Kontext ist zunächst zu berücksichtigen, dass dieses Kriterium in Zusammenschau mit (i) und (ii) zu prüfen ist. Dinge sind, wie unter (i) in Erinnerung gerufen, Endurer. Sie sind aufgrund ihrer Dreidimensionalität in einem strikten Sinn nicht nur synchron, sondern auch diachron und quer-Welt-ein identisch. Modi aber sind sowohl räumlich, als auch zeitlich ausgedehnt. Sie sind Perdurur, die als Summen auch zeitlicher Phasen aufgefasst werden können, was in einem informativeren Sinn erst unter Berücksichtigung der strikten Abhängigkeit in der Zeitlichkeit von Ereignissen und Zuständen dargelegt werden kann. Ihr Perdurur-Status reicht aber, um ihre kategoriale Unterscheidung von Dingen zu gewährleisten, selbst wenn wir die gar nicht so einfach zu lösende Frage nach der quer-Welt-ein Identität der Modi ausklammern.

Dass die dingliche (numerische) *Identität* sortal dependent ist, die der Modi aber nicht, bringt das Kriterium (iii) in engen Zusammenhang auch mit (ii).

Über das bereits Gesagte hinausweisend ist die Frage nach der *Einheit* von Dingen bzw. von Modi. Wie bereits mehrfach betont, ist Einheit zu sein nicht nur maßgeblich für die Abgrenzung von etwas gegenüber allem anderen, also für seine Individuation, sondern auch für seine numerische Identität. Unter dieser Rücksicht können wir zunächst sogar eine Übereinstimmung zwischen Dingen und Modi feststellen. Weder Dinge noch Modi sind Einheiten per accidens, bei denen dieses Inkongruenz zwischen Einheit und numerischer Identität nicht anzunehmen ist. Damit hat die Gemeinsamkeit zwischen Dingen und Modi auch schon wieder ihr Ende. Dinge sind *komplexe* Einheiten per se, bestehend aus einem Material- und einem Formaspekt als Komponenten. Modi sind *einfache* Einheiten.

Mit dieser Unterscheidung geht eine weitere, grundlegende, einher, die wieder unmittelbar auf Identität verweist. Bei Dingen können wir im individuellen Formaspekt nicht nur ein Einheits-, sondern auch ein Identitätsprinzip festmachen, das ihnen, den Dingen, intrinsisch ist. Modi haben in Ermangelung innerer Komplexität keinen „Teil“, der als ihr Identitätsprinzip gelten könnte. Ihre Identität ist vielmehr außerhalb ihrer selbst grundgelegt. Da wir Zustände und Ereignisse noch nicht behandelt haben, müssen wir uns hier mit den Dingen als Identitätsgründer der Modi begnügen und darauf hinweisen, dass gerade dies ein vertieftes Verstehen der strikten ontologischen Abhängigkeit der Modi von den Dingen ermöglicht. Die Identität der Modi hängt nämlich, wie im Abschnitt 3.13, „Modi als Entitäten“ gesehen, ab von Dingen bzw. von der mit Ambiguität behafteten Bildung von Dingteilen.

Entität sein, bedeutet Identität haben. Wenn die Identität von Modi von Dingen abhängt, hängt auch ihr Status als Entitäten von den Dingen ab. All das mag hinreichend sein, um Dinge und Modi auch gemäß Kriterium (iii) als Vorkommnisse unterschiedlicher Kategorie auszuweisen.

Ad (iv): Wie aber steht es mit jenem Kriterium, das sich auf Abhängigkeitsverhältnisse bezieht? Modi sind jedenfalls strikt abhängige Entitäten, Dinge, um es vorsichtig zu sagen, nicht. Dem entspricht die Annahme, dass es sich bei den Dingen um die grundlegenden Partikularien handelt, bei den Modi, um vorsichtig zu bleiben, nicht. Deshalb können Modi und Dinge auch unter Berücksichtigung von Kriterium (iv) nicht Vorkommnisse einer Kategorie sein.

Zur Erläuterung können wir uns auch hier auf bereits im Kontext der Behandlung anderer Kriterien Gesagtes berufen. Denken wir wieder an die räumliche Gestalt der Modi und der Dinge. Modi sind als vierdimensionale Entitäten auch wesentlich räumlich, *hängen* aber darin *ab* von Dingen. Dinge sind ebenfalls wesentlich räumlich, konstituieren jedoch selbst räumliche Dreidimensionalität. Denken wir auch an Identität und Existenz: Modi sind existenz- und identitäts*abhängige* Entitäten, Dinge aber tragen das Prinzip ihrer Identität, damit auch ihrer Existenz, in sich.

Um bzgl. (iv) nicht nur Bekanntes zu wiederholen, sondern von hier aus einen Punkt zu setzen, der auch im Hinblick auf die eben erfolgte Diskussion von (i)-(iii) erläuternd sein kann, sei auf die Unmöglichkeit von Grenzgängertum zwischen Modi und Dingen verwiesen. Grenzgängertum wurde ja bei der Diskussion von Artefakten und Lebewesen als Argument *für* deren kategoriale Einheit vorgebracht, Stichwort: durch Genmanipulation artifiziell entstandene Organismen. Der Punkt: Es kann keine Entitäten geben, die im Hinblick auf das Stehen in Abhängigkeitsbeziehungen Merkmale von Dingen und von Modi in sich vereinen. Jeder Versuch in diese Richtung landete alsbald in einem glatten Widerspruch. Der Ausschluss von Grenzgängertum betrifft auch Merkmale der zeitlichen und räumlichen Gestalt (i), (ii) der Artzugehörigkeit und (iii) der Identität.

Somit können wir annehmen, dass Modi Entitäten sind, die jedenfalls gegenüber den Dingen in kategorialer Eigenständigkeit existieren. Dieses Ergebnis wird dann im vierten Hauptteil durch den Bezug auf Zustände bzw. auf Ereignisse zu bestätigen sein. Damit sei zu diesem Kapitel übergeleitet.

4. Ereignisse und andere occurrences

Im eben eingeleiteten vierten Hauptteil wird es also um eine weitere Kategorie nicht-dinglicher Elemente der lebensweltlichen Wirklichkeit gehen. Im Unterschied zu den beiden anderen Kategorien können wir hier allerdings nicht auf einen im Fachjargon allgemein eingeführten Namen zurückgreifen; zumindest nicht im Deutschen. Im Englischen gibt es einen solchen technischen Terminus, der jene Entitäten umfasst, die wir vor dem Hintergrund der hier angestellten Überlegungen zu einer Alltagsontologie dieser dritten Kategorie zuordnen wollen, und zwar „*occurences*“. Im Deutschen einfach „Vorkommnisse“ als Kategorien-Namen zu verwenden, greift aber wohl zu kurz, weil das zu unspezifisch ist, um die gemeinten Entitäten zu charakterisieren: Es sind Ereignisse, Zustände, Prozesse, um nochmals anzudeuten, in welche Richtung es gehen wird.

Auch im Kontext der Darstellung dieser Kategorie wird uns die Unterscheidung zwischen ontologisch eigentlicher und uneigentlicher Rede leiten. Bei der eigentlichen Rede werden wir unser Hauptaugenmerk auf die *Ereignisse* legen (4.1). Das entspricht durchaus der Gewichtung der besagten Entitäten im ontologischen Fachdiskurs. Eigentümlich wird sein, dass wir im Bereich der Ereignisse einen Kernbegriff entwickeln. Der wird sich an *Änderungen* (engl.: changes) orientieren, wie wir das in der klassischen Philosophie aristotelischer Provenienz vorfinden; in der aktuelle(re)n Ontologie vor allem bei Brian Lombard, auf dessen Buch *Events*³²⁰ wir bei diesen Analysen in besonderer Weise Bezug nehmen. Unter den Ereignis-Begriff sollen aber nicht nur die Änderungen von Dingen fallen, sondern auch deren *Entstehen* bzw. *Vergehen* sowie örtliche *Bewegungen*.

Nach einem Versuch der systematischen Entwicklung dieser „Genera“ von Ereignissen werden wir einen Blick darauf werfen, was wir hier *Zustände* (engl.: states) und *Prozesse* (engl. processes) nennen wollen (4.2.). Dann gehen wir über zu uneigentlicher Rede im Umfeld unserer dritten Kategorie. Auch dabei werden „Als-ob-Ereignisse“ die wesentliche Rolle spielen, natürlich auch Zeit und zeitliche Verhältnisse als von Ereignissen abhängigen Epiphänomenen (4.3). Der obligate Alltagsontologie-Test darf auch in diesem Hauptteil nicht fehlen (4.4).

Bevor wir in medias res gehen, seien noch einige spezifische Schwierigkeiten im Zusammenhang mit Ereignissen und anderen occurrences genannt: Eine erste ist, dass die Hochkonjunktur dieses Themas in der analytischen Ontologie genau genommen

³²⁰ Hier: Lombard 1986.

schon einige Jahre zurückliegt. Seit den richtungsweisenden Arbeiten von Donald Davidson und Jaegwon Kim in den 70-er bzw. 80-er Jahren, die auch eine Reihe anderer maßgeblicher Autoren wie Quine, Chisholm und Bennett, um nur drei zu nennen, zu einflussreichen Diskussionsbeiträgen motiviert haben,³²¹ ist es spätestens in den 00-er Jahren unseres Jahrhunderts relativ still geworden um Ereignisse und ihre ontologischen Verwandten. Ohne selbst Thema zu sein, wurden sie in die jeweiligen Theorien integriert. Somit wurde auch kein allzu großes Augenmerk auf die Beibehaltung einer Standard-Terminologie gelegt. Wir müssen hier also eigenständig eine Schneise durch ein begriffliches Dickicht schlagen, wie das bei Dingen und Substanzen, auch bei den Modi, nicht der Fall ist.

Im Folgenden sei versucht, dies auch als Chance zu nützen und Ereignisse, Zustände, Prozesse im Kontext von Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis darzustellen, wie gesagt, in engerer Anlehnung an Brian Lombard, natürlich auch wieder an Peter Strawson und Jonathan Lowe. In diesem Sinne beginnen wir, wie eben angekündigt, mit einer Analyse von Ereignissen.

4.1 Ereignisse als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis

Innerhalb des Abschnittes 4.1 werden wir zunächst den Begriff einer Änderung zu klären haben, der uns zum Kernbegriff von Ereignissen führen soll (4.11). Wie angekündigt werden auch Entstehen bzw. Vergehen sowie Ortsbewegungen zu den Ereignissen gezählt. Das macht es erforderlich, diese entsprechend aus dem Kernbegriff zu entwickeln. Besonderes Augenmerk wird auf den Entitäten-Status von Ereignissen zu legen sein, der ja bekanntlich kein Theorem der klassischen, sondern der neueren Ontologie ist. Das soll im Abschnitt 4.12 geschehen, wo einschlägige Ausführungen bei Davidson und Lombard mit dem alltagsontologischen Anliegen von Ereignissen als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis zusammengeführt werden. Die weiteren beiden Abschnitte werden der Vertiefung einer ontologischen Charakterisierung von Ereignis-Entitäten gewidmet sein: Ereignisse sind vierdimensionale, abhängige Entitäten (4.13), die in eigentümlicher Weise als relativ zu verstehen sind, sowohl im Hinblick auf die sortale Bestimmung ihrer Identität als auch bezüglich ihrer mereologischen Komposition (4.14). Beginnen wir aber mit dem eben angesprochenen Begriff von Änderungen.

³²¹ Diese habe ich in meiner Monographie *Ereignisse und andere Partikularien*, hier Kanzian 2001, ausführlich dargestellt; vgl. dazu v.a. den ersten Hauptteil „Was sind Ereignisse?“ Dort findet sich auch weitere Forschungsliteratur, auf die hier aus Darstellungsgründen nicht eingegangen wird.

4.11 Änderungen: ein Kernbegriff für Ereignisse

Es wäre durchaus spannend, das Phänomen von Änderungen als Leitmotiv der Entwicklung historisch bedeutender ontologischer Ideen darzustellen. Seit dem Disput des parmenideischen „Das Sein ist“ – mitgemeint „Änderung und Entstehen sind reine Illusion“, mit dem berühmt berüchtigten „Alles fließt“ – mitgemeint „Statisches gibt es nicht“ bei Heraklit, scheint der Status des Änderungs- oder Dynamik-Aspekts der Wirklichkeit bzw. ein adäquates Verstehen desselben gleichsam als Motor ontologischer Theorienbildung zu fungieren; gerade wenn man den platonischen Dualismus einer unveränderlichen Welt idealer Urbilder und einer *veränderlichen* Welt sinnlich zugänglicher Abbilder bzw. die aristotelische Lehre von bloß möglichem Seienden, das *dynamisch* verwirklicht oder aktualisiert werden kann, im Kern als weitere Versuche ansieht, mit dem Änderungs-Phänomen zurande zu kommen.

In einer Alltagsontologie können wir jedenfalls dabei ansetzen, dass unsere alltägliche Lebenswelt, wie wir bei Husserl gesehen haben, eine Welt der statischen oder in einem strengen Sinn mit sich selbst identischen Dinge ist. Aber nicht nur. In unserer Lebenswelt *geschieht* etwas, *läuft* vieles *ab*, Dinge *verändern* sich. Wie aber können wir dies in eine konsistente Weltbeschreibung, gemeinsam mit Endurer-Dingen und ihren partikularen Eigenschaften, den Modi, einbringen? Wie können wir den dynamischen Aspekt der Wirklichkeit auch als Voraussetzung unserer lebensweltlichen oder alltäglichen Praxis verstehen? Diese Frage mag das Folgende ebenso motivieren wie die eingangs angedeutete historische Brisanz unseres Themas.

Wenn wir in einem ersten Schritt den besagten dynamischen Aspekt der Wirklichkeit das Ereignishafte nennen, können wir in einem nächsten damit fortfahren, den Begriff von *Änderungen* so weit zu klären, dass er, wie angedeutet, für einen Kernbegriff von Ereignissen geeignet erscheint. Damit befindet man sich in guter Gesellschaft. Schon Aristoteles hat den dynamischen oder ereignishaften Aspekt der Wirklichkeit mithilfe des Begriffs einer Änderung (gr.: *metabole*) theoretisch erörtert. Ohne die Details möglicher Untergruppen von Änderungen bei Aristoteles an dieser Stelle aufgreifen zu wollen,³²² können wir davon ausgehen, dass der Wechsel, also das Verlieren einer Eigenschaft und, anstelle von ihr, das Gewinnen einer anderen, gegensätzlichen Eigenschaft, an ein und demselben Trägerobjekt, paradigmatisch an einer Substanz,

³²² Während in der *Physik* Änderung mitunter mit *kinesis* (dt.: Bewegung, im Sinne von Ortsbewegung) gleichgesetzt wird, gibt es in der *Metaphysik* die hier präferierte Verwendung von *Änderung* als *metabole*, die neben der *kinesis* u.a. qualitative und quantitative Änderungen umfasst, z.B. VIII, 1, 1042a (verwendete Ausgabe: Aristoteles 1991). Vgl. dazu Föllinger 2005, 347.

die Grundidee im Hinblick auf Änderung darstellt. An einem Trägerobjekt wird etwas verwirklicht oder aktualisiert, um an die Einleitung anzuknüpfen.³²³

Es wäre wohl übertrieben, davon zu sprechen, dass sich die aktuelle Ontologie samt und sonders dem Änderungs-Ansatz bei der Erörterung des Ereignis-Themas verschrieben hätte. Das wäre gleichbedeutend damit, dass die aristotelische Ontologie den definitiven Siegeszug durch die Gegenwartsphilosophie angetreten hätte. Das ist natürlich nicht der Fall. Im Gegenteil: Wie schon erwähnt, hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten ein eher schwierig zu durchdringendes terminologisches Konglomerat um den dynamischen Aspekt der Wirklichkeit gebildet.³²⁴ Das heißt jedoch nicht, dass wir beim Versuch, eine Schneise durch dieses Konglomerat oder dieses Dickicht zu schlagen, nicht bei Änderung ansetzen dürfen. Es ist m.a.W. keinesfalls ungewöhnlich, Ereignisse über Änderungen zu charakterisieren. Das verdanken wir in erster Linie Brian Lombard, aber nicht nur ihm.³²⁵ Jedenfalls können wir bei Ersterem beginnen, wenn wir versuchen, die zentralen begrifflichen Bausteine zur Rekonstruktion eines brauchbaren Begriffs von Änderungen als Kernbegriff für Ereignisse zu gewinnen.

Das klassische Kriterium für Änderungen und seine begrifflichen Bausteine

Den zentralen Baustein zur Rekonstruktion des Änderungsbegriffs, wie er sowohl in der aristotelischen Philosophie als auch in einer zeitgenössischen Adaptierung an-

³²³ Standardmäßig werden als Belegstellen angeführt: *Physik* I, 5, insb. 188b, für den Charakter der Gegensätzlichkeit von in der Änderung wechselnden Eigenschaften (zur Erläuterung sei auf Bogen 1992 verwiesen); *Physik* III, 1, insb. 201a, für den Aspekt, dass Änderungen Verwirklichungen oder Aktualisierungen von Möglichkeiten sind; 200b für die Relevanz des Trägerobjekts für Änderungen. Verwendete Ausgabe: Aristoteles 1987.

³²⁴ Einen guten Eindruck davon bietet Casati/Varzi 2023.

³²⁵ Auch bei Jonathan Lowe können wir uns einschlägige Rückendeckung holen. Prägnant und hier am besten geeignet, weil an Aristoteles anknüpfend, finden wir unseren Ansatz in Lowe 1998, 97, wo er Ereignisse (engl.: events) ausdrücklich als Änderungen (engl.: changes) bezeichnet. (Ebenso: ebd., 100, 144, 162. Dass er an manchen Stellen auch „unchanges“ zu den Ereignissen zählt, steht unserer terminologischen Verknüpfung nicht entgegen und wird hier in einem späteren Abschnitt noch theoretisch eingeholt. Dadurch, dass „unchanges“, als Zustände verstanden, derselben Kategorie wie Ereignisse zugeordnet werden.)

U.a. widmet auch Peter Simons in seiner repräsentativen Darstellung der aktuelleren Ereignis-Debatte in ders. 2003 unserer These („Events as Changes“) einen eigenen Abschnitt, 2.5, wo er auch auf weitere Varianten des Änderungs-Ansatzes in der aktuellen Literatur verweist.

wendbar ist, finden wir in dem, was Brian Lombard das klassische oder „antike“ Kriterium für Änderungen (engl.: Ancient Criterion of Change, ACC) nennt. Demzufolge gilt:

An object, x, changes if and only if

- (i) there is a property, P,
- (ii) there is an object, x,
- (iii) there are distinct times, t and t', and
- (iv) x has P at t and fails to have P at t' (or vice versa [...]).³²⁶

Lombard führt dieses Kriterium auf Platons *Parmenides* und Aristoteles' *Physik* zurück.³²⁷ Ohne die gegebenen Bezüge exegetisch nachzuverfolgen, können wir jedenfalls feststellen, dass es der oben erwähnten Grundidee zur Charakterisierung von Änderung, nämlich dem Gewinnen bzw. Verlieren einer Eigenschaft an einem Trägerobjekt, entspricht.

Wenn wir in unserer Analyse einen Schritt weitergehen und zunächst Klausel (i) ins Auge fassen, können wir feststellen, dass Lombard in einem unspezifischen Sinn von einer Eigenschaft spricht. Er hat zunächst keine Untergruppe von Eigenschaften vor Augen bzw. kein Verstehen von Eigenschaften, das dem Buchstaben von ACC entgegenstehen würde. Im Grunde könnte man platonisierende Auffassungen ebenso zur Geltung bringen wie partikularisierende, gerade wenn man (i) in Zusammenschau mit (iv) untersucht. Somit können wir hier gut und gerne auch unsere Modi-Konzeption einbringen. Demnach würde eine Änderung genau dann geschehen, wenn es einen Modus gibt (nach i) und es (nach iv) der Fall ist, dass ein Ding zu einem Zeitpunkt t durch diesen Modus bestimmt ist und zu einem anderen Zeitpunkt t' nicht durch diesen Modus bestimmt ist.

Analoges lässt sich im Hinblick auf Klausel (iii) von dem sagen, was Lombard Zeitpunkte oder „Zeiten“ (engl.: times) nennt. Auch hier können wir eine Bandbreite möglicher Verständnisweisen heranziehen. Unverzichtbar ist nur die *Mehrzahl* von an der Änderung beteiligten Zeiten; sprich dass eine *Dauer* angenommen wird. Auch diese Offenheit werden wir kreativ nützen, wenn es darum geht, das Verhältnis von Änderungen bzw. Ereignissen zu Zeiten als Konstitutionsverhältnis zu interpretieren. Davon aber später.

Bemerkenswert ist, dass nach gegebenem Wortlaut von ACC Lombard im Bereich der Eigenschaften auf eine *kontradiktorische* Gegensätzlichkeit abhebt. Nach

³²⁶ Lombard 1986, 80.81.

³²⁷ Ebd., 250, Fußnote 1: *Parmenides* 138c; *Physik* Buch I, Kapitel V.

(iv) liegt Änderung vor bei einem Gegensatz zwischen dem P-Haben und dem Nicht-P-Haben eines Trägerobjekts. Schon daraus ergibt sich der Ausschluss von instantanen Änderungen bzw., wie Lombard explizit vermerkt, von instantanen Ereignissen. Kein Trägerobjekt kann zu ein und demselben Zeitpunkt P haben und P nicht haben. Damit wird sichergestellt, dass Änderungen, in der Folge Lombards Ereignisse, eben *dauern*, Zeit brauchen, und so auf spezifische Weise den dynamischen Aspekt der Wirklichkeit betreffen.³²⁸

Dass es sich bei „Änderung“ um einen dynamischen Begriff (engl.: dynamic concept³²⁹) handelt, kann uns auch bei einer Analyse von Klausel (ii) helfen, welche das für Änderungen geforderte Trägerobjekt betrifft. Der entscheidende Gesichtspunkt ist, dass die für Eigenschaften und Zeiten durchaus vorgesehene theoretische Offenheit für die Trägerobjekte gerade nicht gilt. Trägerobjekte müssen ganz bestimmte ontologische Charakteristika aufweisen, um in ACC (ii) als x in Frage kommen zu können. Sie müssen jedenfalls zu einem Zeitpunkt t eine Eigenschaft haben und zu einem anderen Zeitpunkt t' diese Eigenschaft nicht haben können. Das setzt voraus, dass die Trägerobjekte zu t *und* zu t' existieren müssen, und zwar als *dieselben*. Damit ist eine Weise der Persistenz erfordert, welche das Überstehen oder „Überleben“ (engl.: survival³³⁰) des Trägers als derselbe gewährleistet. In der heutigen ontologischen Standardterminologie besagt dies, dass der Träger einer Änderung durch die Zeit in einem strikten Sinn mit sich identisch sein muss. Änderungsträger müssen Endurer sein. Nur Endurer können in eine Änderung involviert sein. Oder anders herum: Ohne Endurer kann es keine Änderung geben. Oder noch einmal pointierter: Ohne diachron identische Entitäten kann der dynamische Aspekt der Wirklichkeit nicht bestehen.

Dinge, wie im zweiten Hauptteil dargelegt, sind solche Endurer und damit *die* Änderungssubjekte. In einer Perdurer-Welt gibt es keine Änderungen. Sie wäre ein rein statischer Kosmos. Damit haben wir eine der Leitfragen in der Einleitung zu 4.11 beantwortet, die auf die Vereinbarkeit einer Ding- mit einer Änderungsontologie, wenn man weiter ausholen wollte ein Miteinander von parmenideischen und heraklitischen Intuitionen, abzielt. Ding- und Änderungsontologie sind nicht nur kompatibel, sie bedingen sich auch gegenseitig.

Dass Endurer notwendig sind für Änderungen gibt nicht nur Aufschluss über den statischen Charakter von manchen, metaphysisch möglichen Welten. Es schließt auch

³²⁸ Ebd., 138; bzw. ebd., 135.

³²⁹ Ebd., 84.

³³⁰ Ebd., 82ff.

Entitäten als Träger von Änderungen aus, mit denen wir uns schon sehr ausführlich beschäftigt haben. Und zwar Modi, insofern sie vierdimensionale Entitäten sind. Änderungen bestehen nach ACC darin, dass *ein* Objekt zu einem Zeitpunkt einen Modus hat und zu einem anderen Zeitpunkt diesen Modus nicht. Modi selbst aber können sich nicht ändern, weil sie nicht als dieselben in einem strikten Sinn zu verschiedenen Zeiten bestehen. Analoges gilt, um es vorwegzunehmen, für Änderungen bzw. Ereignisse selbst. Da sie, wie auszuführen sein wird, vierdimensional sind, können sie nicht als Trägerobjekte von Änderungen bzw. Ereignissen fungieren.³³¹ Nach ACC ändern sich Änderungen nicht.

Spezieller ist die Frage, ob dann Dinge die einzigen Trägerobjekte von Änderungen sein können. Dem scheint zunächst entgegenzustehen, dass sich *prima facie* auch Objekte ändern, die wir im zweiten Hauptteil als *Quasi-Individuen* kategorisiert haben. Goldklumpen erwärmen sich. Wassermengen werden eingefärbt. Sind nicht auch Quasi-Individuen Änderungs-Träger? Es würde den Rahmen dieser Vorstellung eines Kernbegriffs von Ereignissen sprengen, diese durchaus berechnete Frage begründet abschlägig zu beantworten. Wir müssen uns deshalb vorläufig mit dem Hinweis begnügen, dass wir auch im Bereich der *occurences* mit ontologisch uneigentlichen Redeweisen zu rechnen haben, und dass die gestellte Frage auf eine Abzweigung genau dorthin, also auf Abschnitt 4.3, verweist.

Wir wollen an dieser Stelle deshalb lieber weitere begriffliche Bausteine eines ACC-konformen Änderungsbegriffes ins Auge fassen. Ein erster ist das, was wir im Zusammenhang mit der Rede über Determinablen auch *Eigenschaftsräume* (engl.: *quality-spaces*³³²) nennen können.

Auf die Spur des besagten Bausteines kommen wir, wenn wir beachten, dass jede Änderung eines Dinges eine Änderung unter einer bestimmten *Rücksicht* ist. Nehmen wir dazu an, ein Ding sei zu einem Zeitpunkt *t* rot und habe die Temperatur von 15 Grad Celsius, zu einem Zeitpunkt *t'* aber blau und 10 Grad. Um die vorgegangenen Änderungen beschreiben zu können, muss man die beiden Rücksichten unterscheiden, unter denen sich das Ding verändert hat, nämlich Farbe und Wärme. Farbe und Wärme aber sind nun jene *Räume* oder *Determinablen*, die jeweils Eigenschaften oder Modi-Determinanten beinhalten, von denen gilt, dass der Wechsel von einer zur anderen eine Änderung mit sich bringt. Die beiden Änderungen im gegebenen Beispiel sind eine Änderung von einer Eigenschaft, rot, im Eigenschaftsraum der Farben,

³³¹ Vgl. Lowe 1998, 92: „[...] events do not do this [change]”.

³³² Lombard 1986, 113f.

zu einer anderen, blau, in demselben Eigenschaftsraum; bzw. eine Änderung von einer Eigenschaft, 15 Grad, im Eigenschaftsraum der Wärme, zu einer anderen, 10 Grad, in demselben Eigenschaftsraum.

Die Eigenschaften in einem Eigenschaftsraum aber sind gegenseitig exklusiv (engl.: mutually exclusive³³³). Unser Ding kann nicht gleichzeitig rot sein und eine andere Eigenschaft des Raumes der Farben aufweisen; ebensowenig wie es 15 Grad und gleichzeitig 10 Grad warm sein kann. Und es gilt, dass beim Verlust einer Eigenschaft aus einem Raum diese durch eine andere Eigenschaft aus diesem Raum ersetzt werden muss.³³⁴ Verliert das Ding den 15-Grad-Modus, muss dieser durch einen anderen Modus aus dem Raum der Wärme-Eigenschaften ersetzt werden; vorausgesetzt natürlich, das Ding übersteht den Verlust des besagten Modus.

So kann man nicht davon sprechen, dass sich ein Ding von rot zu 10 Grad verändert; weil dies eben Eigenschaften aus unterschiedlichen Eigenschaftsräumen sind. Ebenso haben wir durch die Feststellung, dass ein Ding zu einem Zeitpunkt *t* rot und zu einem anderen Zeitpunkt *t'* farbig ist, keine Änderung beschrieben. Rot und farbig sind nicht Elemente eines Raumes. Rot ist vielmehr ein Element des Raumes der Farben. Wir müssen somit angeben, durch welches Element aus dem Eigenschaftsraum der Farben rot ersetzt wird, um eine Änderung zu konstatieren.³³⁵

Damit kann man, auch ohne ACC formal zu erweitern, die ACC-konforme Grundidee zur Charakterisierung von Änderungen so wiedergeben, dass sie im Gewinnen bzw. Verlieren einer Eigenschaft *aus einem Eigenschaftsraum* an einem Trägerobjekt bestehen; Eigenschaftsräume aber sind Gruppen gegenseitig exklusiver Eigenschaften, von denen gilt, dass das Verlieren der einen das Gewinnen einer anderen erfordert. Determinablen, wie sie uns an vorhergehenden Stellen bereits begegnet sind, etwa zur Charakterisierung der sortalen Zugehörigkeit von Modi, sind nichts anderes als solche Eigenschaftsräume; Determinanten aber Modi, die im Bereich dieser Räume Dinge gegenseitig exklusiv bestimmen.

Wenn man möchte, kann man nun im Bereich der Änderungen bestimmte Unterscheidungen anstellen; etwa zwischen qualitativen und quantitativen – je nachdem, ob sie einen Eigenschaftsraum von Qualitäten bzw. von Quantitäten betreffen bzw. formale Unterscheidungen zwischen diesen Räumen herausarbeiten.³³⁶ Das aber würde

³³³ Ebd., 113.

³³⁴ Ebd.

³³⁵ Die Beispiele orientieren sich an ebd., 111f.

³³⁶ Siehe dazu ebd., 114-120.

in Details führen, derer wir zur Darlegung des Bausteins „Eigenschaftsräume“ zur Klärung des Änderungsbegriffs nicht bedürfen.

Anders ist das bei einem weiteren ACC-erläuternden Baustein zu einem brauchbaren Änderungsbegriff. Dieser Baustein besteht in dem, was Lombard zur „kanonischen Beschreibung“ (engl.: canonical description) von Änderungen, in der Folge von Ereignissen, erforderliche *dynamische Eigenschaften* (engl.: dynamic properties) nennt.³³⁷

Was dynamische Eigenschaften sind, kann durch direkte Bezugnahme auf Lombard hinreichend klar gemacht werden: „A dynamic property just is the property of moving from having the one to having the other static property.“³³⁸ Wie, so können wir uns weiterfragen, ist das genauerhin zu verstehen, und welchen Nutzen können wir daraus im Hinblick auf unseren Änderungsbegriff ziehen? Ansetzen sollten wir beim Partikel „just is“. Das „just is“ weist darauf hin, dass es sich bei dynamischen Eigenschaften um ein analysefähiges und auch -bedürftiges Konstrukt handelt. Mehr noch: Es besagt, dass es sich bei dynamischen Eigenschaften durchaus um etwas handelt, das in der Lage ist, den Nichts-anderes-als-Effekt auszulösen. Das schließt aus, dass es sich um irreduzible Elemente, sprich Entitäten, im Bereich der Eigenschaften handelt. Nach den hier vorgebrachten Überlegungen im letzten Hauptteil sind dynamische Eigenschaften keine Modi. Wir befinden uns im Hinblick auf Eigenschaften in der uneigentlichen Rede.

Was aber sind dann dynamische Eigenschaften? Auch eine Antwort darauf kommt im Zitat zum Ausdruck, insofern dort die relevanten Analyse-Elemente ins Spiel gebracht werden: Das ist der *Wechsel* (engl.: moving) von Eigenschaften. Dazu kommt seine *Ausgangssituation*, die im Haben einer Eigenschaft, sprich eines „statischen“ Modus besteht; besser gesagt in dem durch einen Zeitpunkt angebbaren zeitlichen Ende des Habens dieses Modus. Schließlich ist da noch seine *Endsituation*, die im Haben einer anderen Eigenschaft, sprich eines anderen „statischen“ Modus, besteht; hier ist der durch einen Zeitpunkt angebbare zeitliche Beginn des Zukommens dieses Modus gemeint. Dynamische Eigenschaften sind *nichts anderes als* ein Modi-Wechsel incl. seiner Anfangssituation und seiner Endsituation.

Aus dieser Analyse ergibt sich unmittelbar auch der Mehrwert für unser Projekt, die Klärung des Änderungsbegriffes. Das ist eben die Miteinbeziehung von Anfangs-

³³⁷ Maßgeblich v.a. ebd., 172-176, Abschnitt: „Descriptions of Events“.

³³⁸ Ebd., 172.

und Endsituationen, die in der Literatur topologisch als *Grenzen* von Änderungen bezeichnet werden.³³⁹

Kanonische Beschreibungen von Änderungen bzw. Ereignissen haben damit nicht nur den jeweiligen Träger, die Zeiten bzw. die Zeitdauer, sondern auch die dynamische Eigenschaft, das ist der Wechsel inklusive Ausgangs- und Endsituation, zu umfassen.

Damit kann man, wiederum ohne ACC formal zu erweitern, unsere ACC-Grundidee eines Änderungsbegriffs so wiedergeben, dass sie im Zukommen einer dynamischen Eigenschaft zu einem Träger über einen gewissen Zeitraum besteht, wobei die dynamische Eigenschaft *nichts anderes ist* als das Verlieren bzw. Gewinnen einer Eigenschaft aus einem Eigenschaftsraum, nunmehr verstanden als das Ende des Bestimmtheits durch einen Modus einer Determinable, dem Wechsel dieses Modus zu einem anderen Modus derselben Determinablen, sowie dem Beginn des Bestimmtheits durch diesen anderen Modus.

Wenn man dies beachtet und Ausdrücke für dynamische Eigenschaften nicht simplifizierend als die Rede über eine Eigenschafts-Entität versteht, kann man sie nützen, um den einigermaßen komplexen ontologischen Sachverhalt, der mit einer Änderung gegeben ist, durch einfache Prädikationen wiederzugeben. „Stephan wächst“ kann man zunächst als Aussage eines Prädikats („wächst“), einer dynamischen Eigenschaft (Wachsen), von Stephan verstehen. Das ist alltagssprachlich gedeckt. Die erneute Anwendung von John Heils Anti- Φ -Strategie, derzufolge nicht jeder prädikativ gebrauchte Ausdruck für eine Entität im Bereich der Eigenschaften steht, eröffnet uns die Möglichkeit, die ontologische Relevanz in alternativer Weise zu interpretieren, wie hier geschehen: Stephan verliert einen Modus aus einem Eigenschaftsraum und gewinnt einen anderen Modus aus demselben Eigenschaftsraum, nunmehr verstanden als ..., siehe oben, voriger Absatz.

Nicht nur die Interpretationskompetenz unserer ACC-Analyse von Änderungen im Hinblick auf die Subjekt-Prädikat-Struktur unserer alltäglichen Rede, die ja, um es in Erinnerung zu rufen, maßgeblich ist für die Alltagsontologie-Tauglichkeit von Theorienbildungen, macht die Rede von dynamischen Eigenschaften in der kanonischen Beschreibung von Änderungen bzw. Ereignissen interessant, sondern auch jene

³³⁹ Siehe dazu ebd., 135, wo Lombard explizit darauf hinweist, dass zur zeitlichen Dauer einer Änderung auch jene Grenzen gehören, zu denen der Träger *noch* die Ausgangs- bzw. *schon* die End- oder Zieleigenschaft hat. Zur Erläuterung bezieht er sich dabei auf einen Artikel von Roderick Chisholm, *Beginnings and endings*. In: P. van Inwagen (ed.), *Time and Cause*. Dordrecht: Reidel, 1980, 17-25.

Eigenart von Änderungen und Ereignissen, die darin besteht, dass sie *mehrere* kanonische Beschreibungen aufweisen können.³⁴⁰ Das ist relevant, um die eigentümliche Relativität von Ereignissen zu verstehen. Diese Relativität soll hier nur angesprochen werden, die Erläuterung in einem späteren Abschnitt folgt.

Hier geht es darum, einen Änderungsbegriff zu gewinnen, der in Folge als Kernbegriff von Ereignissen fungieren kann. Fortfahren wollen wir damit zu untersuchen, wie sich aus diesem Kernbegriff Begriffe für weitere Arten von Ereignissen herleiten lassen.

Ortsbewegungen

Eine erste Art solcher dynamischer Phänomene sind *Ortsbewegungen*. Es sind uns im Alltag durchaus vertraute Vorkommnisse. Findet Stephan an einer Stelle seiner Weide nicht genügend Gras, *bewegt* er sich vielleicht einige Meter weiter.

Als geübte Ontolog:innen könnten wir zunächst nachfragen, woraus sich dabei überhaupt ein Problem ergebe. Sind nicht Bewegungen von einem Ort zu einem anderen auf dieselbe Weise zu analysieren wie das gerade vorhin beispielhaft erwähnte Wachsen? Seit Aristoteles, der bekanntlich einige Anläufe nimmt, um Änderung (griech.: *metabole*) und (Orts-)Bewegung (griech.: *kinesis*) in eine konsistente Theorie zu bringen, ist man hier vorsichtig. Nicht umsonst beendet auch Lombard einen Abschnitt zum Thema mit dem nicht gerade ermutigenden Hinweis: „I leave the topic of motion in this not terribly satisfactory state.“³⁴¹ Im Kontext der hier angestellten Überlegungen können wir das Problem so formulieren, dass Änderungen im Wechsel von *Modi* bestehen, das sind in erster Linie quantitative bzw. qualitative Bestimmungen. Ortsbewegungen als solche werden aber durchlaufen, ohne dass davon *Modi* betroffen sind. Sollte Stephan bei seiner Bewegung auch *Modi* wechseln, ist das für die Bewegung nebensächlich oder begrifflich irrelevant. Das aber wirft Fragen auf: Wenn Ortsbewegungen keine Änderungen von *Modi* sind, was sind sie dann? Bzw.: Wie verhalten sie sich zu diesen Änderungen?

Wenn wir versuchen, diese Fragen anzugehen und den eingeführten Änderungsbegriff mit Ortsbewegung in Zusammenhang zu bringen, wollen wir mit Übereinstimmungen zwischen Änderungen und Ortsbewegungen beginnen. In erster Linie können wir festhalten, dass vom *Endurer-Erfordernis* der Änderungssubjekte auch Ortsbewegungen betroffen sind. Auch für Ortsbewegungen gilt, dass sie, im Sinne

³⁴⁰ Ebd., 174.

³⁴¹ Ebd., 102.

der ACC-Klauseln (ii) und (iv), von ein und demselben x , sprich *einem* diachron strikt identischen Ding durchgetragen werden müssen. Deshalb können Quasi-Individuen letztlich keine Träger von Ortsbewegungen sein; ebenso wenig wie vierdimensionale Entitäten, wie Modi und Ereignisse selbst. Die sind keine Endurer, wie wir hier festgehalten haben. Wobei bei den Letzteren das ergänzende „selbst“ durchaus maßgeblich ist. Insofern Modi und, wie wir noch sehen werden, Ereignisse im Hinblick auf ihre räumliche Verfasstheit von Dingen abhängen, tun sie das auch im Hinblick auf ihre räumliche oder örtliche Lage, damit auch hinsichtlich Ortsbewegung. *Mit* Dingen mögen sich auch Modi und Ereignisse bewegen. Entscheidend: Die Dinge sind die Träger dieser Bewegungen, in die Modi und Ereignisse „per accidens“ involviert sind. „Selbst“ bewegen sie sich nicht.

Eine weitere wichtige Übereinstimmung zwischen Änderungen und Ortsbewegungen ist die in ACC, Klausel (iii), angeführte Pluralität von Zeiten. Ebenso wenig wie es instantane Änderungen gibt, gibt es zeitlich nicht ausgedehnte Ortsbewegungen. Bemerkenswert ist, dass deshalb, analog zum Verhältnis von Änderungen zur Zeit, eine Interpretation des Verhältnisses von Ortsbewegung und Zeit als Konstitution möglich sein wird. In einem Kosmos mit einem einzigen Ding kommen zeitliche Verhältnisse auch dann vor, wenn das Ding keinen Modi-Wechsel durchlebt; und zwar dann, wenn es sich eben von einem Ort zum anderen bewegt.

Nicht den Wortlaut von ACC, jedoch eine Ergänzung desselben betrifft eine weitere Übereinstimmung zwischen Ortsbewegungen und Änderungen. Dass wir nämlich auch für Ortsbewegungen das angeben können, was wir oben dynamische Eigenschaften genannt haben. Ortsbewegungen sind der *Wechsel* von räumlichen oder örtlichen Lagen. Dazu kommt eine *Ausgangssituation*, die im Innehaben eines Ortes besteht; besser gesagt in dem durch einen Zeitpunkt angebbaren zeitlichen Ende des Innehabens dieses Ortes. Und es braucht eine *Endsituation*, die in der Regel im Besetzen eines anderen Ortes besteht; damit ist der durch einen Zeitpunkt angebbare zeitliche Beginn des Innehabens dieses anderen Ortes gemeint. Die entsprechenden dynamischen Eigenschaften sind *nichts anderes als* die jeweiligen Ortswechsel incl. deren Anfangssituation und deren Endsituation. Es gibt somit auch für Ortsbewegungen das, was Lombard eine „kanonische Beschreibung“ nennt. (Wenn man möchte, könnte man die Pluralität räumlicher Bezugssysteme zum Anlass nehmen, auch für Ortsbewegungen eine Mehrzahl kanonischer Beschreibungen anzunehmen. Dies auszufalten, würde an dieser Stelle allerdings zu weit führen.)

Die Hinzufügung von „in der Regel“, bezogen auf die Verschiedenheit von Anfangs- und Endsituation einer Ortsbewegung, mag dann auch schon auf einen Unterschied zu Änderungen hinweisen. Während bei einer Ortsbewegung nichts dagegenspricht, dass sie am selben Ort endet, an dem sie begonnen hat, ist das für eine Änderung nicht vorgesehen; zumindest nicht vom Wortlaut von ACC her, an dem wir uns hier orientieren. Die Rückkehr zur Anfangssituation einer Änderung wäre eine von der Abkehr gegenteilige, also numerisch verschiedene Änderung.

Damit kommen wir zu einem weiteren, vielleicht noch markanteren Unterschied. Nämlich die in Klausel (i) und (iv) erwähnten Eigenschaften. Der entscheidende Punkt ist, dass Ortsbewegungen, wie schon mehrmals angedeutet, gerade keine Modi betreffen, sondern das, was wir unter Rückgriff auf Vorhergehendes *epiphänomenale* Eigenschaften, Genus räumlich-epiphänomenale, nennen können. Sie kommen etwas zu, insofern es in räumlich-epiphänomenalen Relationen steht. Insofern die hier für einen Kernbegriff für Ereignisse anvisierte Anwendung von ACC gerade auf Modi abzielt, können Ortsbewegungen nicht unter einen solchen fallen. Trotz der Erfüllung von ACC-Klauseln unterscheiden sich Ortsbewegungen somit von Änderungen.

Damit haben wir sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die Unterschiede zwischen Änderungen und Ortsbewegungen ins Auge gefasst. Die Unterschiede gehen, um es zu wiederholen, so weit, dass Ortsbewegungen ein von Änderungen unterscheidbares „Genus“ des dynamischen Aspekts der Wirklichkeit ausmachen. Die Gemeinsamkeiten, allen voran das Endurer-Erfordernis in der kanonischen Beschreibung, lässt es aber als vertretbar erscheinen, Ortsbewegungen mit den Änderungen unter die Ereignisse zu subsumieren.

Entstehen und Vergehen

Mit diesem Ergebnis können wir uns einer weiteren Art dynamischer Phänomene zuwenden. Es ist das Entstehen bzw. das Vergehen. Auch hier haben wir es mit alltäglich Vertrautem zu tun. Um der Anschaulichkeit willen wollen wir dabei mit Beispielen aus dem Bereich artifiziereller Dinge arbeiten, etwa dem Entstehen einer Figur aus einem Stück Holz durch Einwirken einer Schnitzerin oder eines Schnitzers.

Unser Beispiel illustriert, dass es beim Werden/Vergehen gerade nicht um Eigenschaften geht, weder um Modi, noch um epiphänomenale. Es geht um das, was wir im Kontext der Einführung von Grundlagen hylemorphistischer Ontologie *individuelle Formen* genannt haben. Entstehen ist der Beginn eines Dinges, der mit seiner Komposition aus einer individuellen Form einhergeht. Vergehen aber ist das Ende

eines Dinges, nichts anderes als die Dekomposition eines Gefüges aus Materialaspekt und der individuellen Form. Die Holzfigur beginnt, entsteht also, wenn ein Stück Material, eben Holz, eine bestimmte Form erhält. Sie endet, vergeht, wenn sich dieses Kompositionsgefüge auflöst.

Auch hier stellt sich zunächst die Frage nach dem Problem. Besonders dann, wenn wir uns mit einer sich an David Oderberg anlehnenen Analyse von Entstehen/Vergehen auf eine durchaus ACC-affine Beschreibung stützen könnten. Nach einer solchen Analyse wäre das Entstehen unserer Figur als Wechsel von individuellen Formen, Holzform, Figurform, an einem Träger, dem Holzstück, zu verstehen, ebenso wie das Vergehen – in Analogie zum Wechsel von Modi bei Änderungen.

Bei dieser Wechsel-Analyse wird freilich vorausgesetzt, dass nicht nur jedes Ding, Figur, eine individuelle Form aufweist, sondern auch jedes Objekt, das wir hier als quasi-individuelles Materialpaket, Holz, verstehen.³⁴² Im Fall des Entstehens eines Dinges würde die quasi-individuelle Form gegen eine dingliche individuelle Form getauscht. Träger des Entstehens wäre das Material.

Diese, sagen wir, bequeme Lösung steht uns allerdings nicht zur Verfügung. Zum einen wurde im Abschnitt 2.13, unter Bezug auf „Quasi-Individuen“, ausführlich dagegen argumentiert, Materialstücken, als solchen, individuelle Formen in einem ontologisch eigentlichen Sinn zuzuschreiben. Deshalb kann Material auch kein Träger von Wechsel von irgendetwas sein. Quasi-individuelle Materialpakete haben nämlich, mangels Identitätsprinzip, sprich Form, keine Identität in einem ontologisch eigentlichen Sinn. Das Entstehen der Figur kann demnach nicht als Wechsel von reiner Holzform zur Figurform, mit Holzstück als Träger, verstanden werden.

Dem entspricht die Annahme, dass man den Beginn von Quasi-Individuen nicht als Entstehen, ihr Ende nicht als Vergehen im hier anvisierten Sinn bezeichnen wird können. Quasi-Individuen beginnen mit der *Zusammenfügung* aus gleichartigen, unter Umständen auch verschiedenen Materialien. Das kann quantitativ umfassende Ausmaße annehmen, wie wir ebenfalls im Abschnitt 2.22 gesehen haben. Jedenfalls wird dabei keine Form im Sinne hylemorphistischer Ontologie ins Spiel gebracht. Desgleichen braucht es keine „tieferen“ materiellen Träger dieses Geschehens, bis hinunter zu einer ersten oder letzten Trägermaterie („materia prima“). Deren Annahme hat ja im Zuge ihrer metaphysischen Erläuterung zu gravierenden Problemen geführt.

³⁴² Zum Oderberg-Bezug vgl. 2.13, Abschnitt „Der Materialaspekt von Dingen als hylemorphische Einheiten“, v.a. Fußnote 125, wo dargelegt wird, dass für Oderberg auch quasi-individuelle Materialpakete Formen aufweisen.

Der Ausschluss des Beginns von Quasi-Individuen von Entstehen hat zur Konsequenz, dass wir den Blick wieder zurückwenden können auf diachron identische Entitäten, Endurer, hylemorphische Komposita. Aus der vorgetragenen Analyse ergibt sich, dass sie begrifflich erforderlich sind für ein Verstehen von Entstehen, natürlich auch von Vergehen. Um bei unserem Beispiel zu bleiben: Es ist die *Figur*, welche uns von Entstehen und Vergehen sprechen lässt; nicht Holz oder ein quasi-individuelles Materialpaket. (Zur Ergänzung sei angemerkt, dass auch beim Beginn von Ereignissen und der Modi nicht von Entstehen die Rede sein kann. Das entspricht den alltagssprachlichen Wendungen vom *Eintreten* von Ereignissen bzw. vom *Gewinnen* einer Eigenschaft, welche deren Beginn markieren.) Kurzum: Ohne Endurer kein Entstehen und Vergehen. Das macht Entstehen/Vergehen zu keiner Änderung, rückt es aber in für seine Klassifizierung maßgebliche systematische Nähe dazu.

Vermeintlich gegen diese systematische Nähe spricht die Zeitlichkeit von Entstehen und Vergehen. Ist Entstehen/Vergehen im Unterschied zu ACC-Änderungen nicht punktuell? U.a. Roderick Chisholm hat Entstehen/Vergehen, gerade aufgrund des, seines Erachtens instantanen Auftretens, von zeitlich ausgedehnten Änderungen abgegrenzt.³⁴³ Das gewählte Beispiel von der Holzfigur mag zunächst die Ausgangs-plausibilität dieser Distinktion erhöhen. Es gibt wohl keine Dauer, in der die Figur zwischen Nichtsein und Sein pendelt.

Eine einfache Differenzierung kann hier aber helfen, ergänzt wieder durch eine Illustrierung, auf unser Beispiel bezogen. Die begriffliche Differenzierung greift auf Lombard zurück, insofern dieser gerade beim Entstehen zwischen einem „Prozess-Sinn“ (engl.: *process sense*) und einem finalen „Zustands-Sinn“ (engl.: *state sense*) unterscheidet.³⁴⁴ Jedes Entstehen endet, ebenso übrigens wie jede Änderung, in einem „Zustand“, der in der Komposition eines Dinges aus einem ursprünglichen quasi-individuellen Materialpaket und einer individuellen Form besteht; wobei das Quasi-Individuum dann im Kompositum die Funktion des individuellen Materialspekts übernimmt. Dieses Enden des Entstehens ist punktuell. Es ist aber nicht das gesamte Entstehen. Dazu braucht es einen davor ablaufenden, wenn man so will „Prozess“, der als solcher eine zeitliche Ausdehnung hat. Das Entstehen der Holzfigur sollte das klar machen. Ohne den Entstehensprozess, in unserem Fall das Schnitzen, gibt es kein Entstehen, ebenso wenig natürlich wie ohne das Erreichen eines Endes oder eines Zieles, das Fertigstellen der Figur. Analoges lässt sich im Hinblick auf das Vergehen

³⁴³ Chisholm 1996, 64; übernommen aus Kanzian 2001, 103.

³⁴⁴ Vgl. Lombard 1986, 141ff.

sagen, wenn man das Zerstören bzw. Zerstörtwerden als Prozess, das Einsetzen der Dekomposition als finalen „Zustand“ auffasst.

Wenn wir das berücksichtigen, können wir auch für Entstehen/Vergehen das angeben, was bzgl. der Änderungen und der Ortsbewegungen als *kanonische Beschreibung* bezeichnet wurde. Entstehen ist das Werden eines Dinges, wozu eine *Ausgangssituation* gehört, die im Vorliegen eines quasi-individuellen Materialpakets besteht, sowie ein *Entstehensprozess*, schließlich das, in einem Zeitpunkt angebbare zeitliche Ende des Quasi-Individuums. Das ist die *Endsituation*, die in der Fertigstellung des dinglichen Kompositums besteht. Analoges wird im Hinblick auf Vergehen auszuformulieren sein, mit einem Tausch von Ding und Quasi-Individuum an Ausgangs- und Endsituation. Die entsprechenden dynamischen Eigenschaften sind nichts anderes als ein Entstehens-/Vergehensprozess, incl. seiner Anfangs- und Endsituation.

Bei dieser Analyse sei natürlich zugestanden, dass Entstehen/Vergehen bei organischen Dingen, sprich Substanzen, durchaus komplexer ablaufen mag als bei Artefakten wie unserer Holzfigur; wir als Ontolog:innen da möglicherweise gewisse Hilfestellungen aus der Biologie benötigen. Die Grundsatzannahme bleibt davon allerdings unberührt: Entstehen/Vergehen benötigt zeitliche Dauer. Damit hätten wir einen weiteren Aspekt systematischer Nähe zu Änderungen in den Blick bekommen. Dieser kann übrigens dadurch unterstrichen werden, dass auch Entstehen/Vergehen, im prozessualen Sinn, als Konstitutionsbasis zeitlicher Verhältnisse fungiert.

Zusammenfassend halten wir fest, dass Entstehen/Vergehen keine Änderung ist. Änderungen im eigentlichen Sinn sind, prägnant gesagt, Modi-Wechsel an Endurer-Trägern, womit wir auch einen Kernbegriff von Ereignissen gewonnen haben. Entstehen/Vergehen kann allerdings in die systematische Nähe dieses Kernbegriffs gebracht werden. Die Zeitlichkeit von Entstehen/Vergehen wurde ins Treffen geführt, ebenso wie die Angabe einer kanonischen Beschreibung. Als das entscheidende Kriterium dafür mag allerdings die Beteiligung von diachron identischen Dingen, also Endurern, gelten. Es sind *Dinge*, die entstehen und vergehen. Das soll die Annahme legitimieren, Entstehen/Vergehen als ein von Änderungen und Ortsbewegungen unterschiedenes Genus von Ereignissen aufzufassen.

4.12 Ereignisse als partikulare Entitäten

Ein Einstieg aus Geschichte und alltäglicher Praxis

Mit der Zusammenfassung des letzten Abschnitts gehen wir auch gleich zum inhaltlichen Thema des nächsten über. Gewonnen haben wir einen Begriff von Ereignissen, der sich im Kern an ACC-Änderungen orientiert und darüber hinaus noch Ortsbewegungen und Entstehen/Vergehen umfasst. Nach getaner begrifflicher Arbeit können wir uns nun der eigentlichen ontologischen Frage zuwenden und den Status von Ereignissen als Entitäten erörtern. Entsprechend der Überschrift hat das Unterfangen zwei Teile: Wie ist es zu verstehen, dass Ereignisse überhaupt *Entitäten* sind? Und dann: Was bedeutet es, dass sie Partikularen, also *partikulare* Entitäten sind?

Auch in diesem Zusammenhang empfiehlt es sich zunächst, das Problembewusstsein zu schärfen. Dazu reicht ein erster, gar nicht so tiefeschürfender Blick auf die aristotelische Metaphysik. Aristoteles kennt natürlich alle drei Genera unserer Ereignisse. Bei Änderung, Ortsbewegung, vor allem natürlich bei Entstehen/Vergehen handelt es sich nach ihm um die *Aktualisierung* von rein der Möglichkeit nach Bestehendem; ontologisch gesehen aber gerade *nicht* selbst um Seiende oder Entitäten.

Diese Überzeugung hat die Geschichte unseres Themas über lange Zeit hinweg geprägt, sodass es im Grunde eine Sache der aktuellen Philosophie und deren spezifischer Interessensperspektiven ist, Ereignissen auch Entitäten-Status zuzuerkennen. In diesem Zusammenhang ist in erster Linie Donald Davidson zu nennen, bei dem v.a. semantische Interessen, aber auch solche aus der philosophy of mind zusammenwirken, um, in Anlehnung an seinen Lehrer Quine, Ereignisse als Entitäten zu etablieren, noch dazu als partikulare. Bevor wir auf Davidson etwas detaillierter zu sprechen kommen, soll aber die anvisierte These vor dem Hintergrund der bereits angestellten alltagsontologischen Überlegungen eingeführt werden.

Dabei können wir zunächst beim Einstiegsbegriff der Ontologie, wie er in der Einleitung (Hauptteil 1.) dargestellt wurde, anknüpfen. Betreibt man die Ontologie als systematische Theorie der Existenzvoraussetzungen von Praxis, und gesteht man dabei alltäglicher Praxis besondere Relevanz zu, kommt man bald auf unsere Ereignisse. Vielleicht erinnert sich die Leserin bzw. der Leser an das dort gegebene Beispiel des Trinkens eines Bieres nach Dienstschluss. Schon dort wurde gemutmaßt, dass das Trinken, also ein Ereignis, etwas *ist*, ohne das wir diesen Vollzug alltäglicher Praxis nicht verstehen können.

Den Zusammenhang zwischen alltäglicher Praxis und Ereignissen kann man aber noch grundlegender ins Auge fassen: Kann es überhaupt Praxis geben, ohne auf den dynamischen Aspekt der Wirklichkeit zu verweisen, der mit Ereignissen anvisiert ist? *Gibt* es diesen nicht, kann es auch keine Praxis geben. Weniger spekulativ, dennoch aber augenfällig, ist auch in diesem Zusammenhang das Verstehen von uns selbst als Subjekt von Praxis, sprich als Handlungen Hervorbringende. Ohne uns in die Tiefen einer philosophischen Handlungstheorie mit ihren sehr speziellen Kontexten zu verlieren, so können wir doch ohne die Annahme, dass es etwas *gibt*, das wir tun, und dieses etwas ereignishafte Züge trägt, unser Alltagsleben nicht verstehen. Auch unabhängig von uns selbst gehen wir in unserer alltäglichen Praxis mit Ereignissen um, wir erfreuen uns am *Entstehen* von Neuem, wir trauern über das *Vergehen*, wir bezahlen für *Ortsbewegungen*, ärgern uns über so manche *Änderungen* im eigentlichen ACC-Sinn. Dass wir dies alles als Bezugnahme eben auf *etwas* auffassen, ja unsere Praxis anders nicht zu verstehen ist, schlägt sich nieder im Reden über Ereignisse. Dieses ist durchaus strukturäquivalent mit unserem Reden über Dinge. Dass die Fahrt von Innsbruck nach Wien angenehm ist, sagen wir genauso aus, wie eine Eigenschaft von einem Ding, etwa die Masse von einem Triebfahrzeug.

Donald Davidson

Der Übergang zu Davidson kann genau dadurch markiert werden, dass wir nämlich im Alltag durchaus über Ereignisse, unsere Handlungen miteingeschlossen, *reden*. Dieses Reden ist zwar in der Alltagssprache nicht immer transparent, kann aber in seiner Grundstruktur mit dem in Verbindung gebracht werden, was Quine ontologische Verpflichtungen nennt. Es erscheint auf den ersten Blick trivial klingend, ohne semantisch gesehen trivial zu sein: Ereignissätze sind Sätze über Ereignisse. Oder: Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass wir uns mit Sätzen über Ereignisse auch tatsächlich auf einen Wertebereich mit Ereignissen ontologisch verpflichten. Wir sehen: Quine ist auch hier durchaus im Sinne der Existenzannahmen alltäglicher Praxis rekonstruierbar. Nehmen wir das an, können wir unmittelbar zu Davidson übergehen, der in seinen richtungsweisenden Artikeln diesen Gedanken ausführt und auch Gründe nennt, uns durch Ereignissätze tatsächlich auf Ereignisse als Entitäten zu verpflichten.³⁴⁵

³⁴⁵ Hier ist v.a. auf Davidsons Aufsatzsammlung *Essays on Actions & Events* zu verweisen, hier Davidson 1980; besonders auf die darin enthaltenen Artikel „The Logical Form of Action Sentences“ (ebd.,

Dabei geht Davidson das Thema ontologische Verpflichtung, in unserem Fall durch Ereignissätze auf Ereignisse, tatsächlich semantisch in einem engeren Sinn an, und zwar unter der Rücksicht Wahrheit bzw. besser Wahrheitsfähigkeit von Ereignissätzen. In „The Method of Truth in Metaphysics“³⁴⁶ geht Davidson davon aus, dass das Funktionieren der Sprache als Kommunikationsmittel voraussetzt, dass Einstellungen, die uns beim Sprechen gemeinsam leiten, „in großen Zügen“ auch wahr sind. Dies hat mit Übereinstimmung bzgl. Elementen der Wirklichkeit, also bzgl. ontologischen Wahrheitsveraussetzungen oder -bedingungen unseres Redens zu tun. Wenn nun im Allgemeinen erfolgreiche Kommunikation „in großen Zügen“ Wahrheit voraussetzt, dann wohl auch im Besonderen das Reden über Ereignisse.

In diesem Sinn ist Davidson davon überzeugt, dass eine umfassende Theorie der Wahrheit von Ereignissätzen die Annahme von Ereignissen als Entitäten im Sinne von Wahrheitsbedingungen voraussetzt: „I accept an ontology of events because that ontology provides the only account I find persuasive of the semantics of a large category of sentences [...]“³⁴⁷.

Um diese semantische Grundeinsicht in eine Theorie zu bringen, bedient sich Davidson, wie bereits mehrfach angedeutet, der Quineschen Überführung alltags-sprachlicher Aussagen, hier natürlich über Ereignisse, in die „kanonische Notation“ der Prädikatenlogik. Bemerkenswert für unseren Kontext Alltagsontologie ist, dass es Davidson dabei keinesfalls um eine „Verbesserung“ der alltäglichen Sprache geht, sondern um ein besseres Verstehen *ihrer* semantischen Struktur und der ontologischen Verpflichtungen, die wir durch sie eingehen.

In diesem Sinne deutet er Ereignisverben der Alltagssprache, wie z.B. „singen“, in der kanonischen Notation als Prädikate, die eine „nicht offenkundige“ Stelle für (gebundene) Variablen enthalten.³⁴⁸ „Doris singt“ wird zu: „Es gibt etwas, das ein Singen ist und Doris als Subjekt hat“ oder „ $\exists x$ (x ist ein Singen und Doris ist x 's Subjekt). Dadurch werden die Wahrheitsbedingungen von Ereignissätzen im Rahmen einer, wie Davidson sagt, funktionierenden Wahrheitstheorie (engl.: „going theory of truth“), nämlich jener prädikatenlogischer Sprachen, angebbbar.³⁴⁹ Ereignissätze sind

105-122), „The Logical Form of Action Sentences. Criticism, Comment, and Defence“ (ebd., 122-148), „Events as Particulars“ (ebd., 181-187).

In meinen Ausführungen zu Davidson und zu Lombard beziehe ich mich stark auf Kanzian 2001, 18-23 (incl. Davidson-Zitate), bzw. ebd., 91ff.

³⁴⁶ Hier: Davidson 2003.

³⁴⁷ Davidson 1993, 288.

³⁴⁸ Ders. 1980, 118.

³⁴⁹ Ebd., 144.

demnach dann und nur dann wahr, wenn es im Wertebereich ihrer (der in ihnen verborgenen) gebundenen Variablen Ereignisse gibt, auf die sämtliche im Skopus angegebenen Merkmale zutreffen. Auch im Hinblick auf ontologische Verpflichtungen ist Davidson explizit: „... we are committed to an ontology of events as unrepeatable particulars (‘concrete individuals’).“³⁵⁰

Als entscheidende Vorteile dieser Analyse führt Davidson an, dass damit die ontologischen Wahrheitsbedingungen selbst von komplexen Ereignissätzen sehr einfach anzugeben sind. Auch „Doris singt heute in ihrem Wohnzimmer laut“ ist genau dann wahr, wenn es ein Ereignis gibt, auf das all das Gesagte zutrifft. Zudem werden Folgerungsbeziehungen von Ereignissätzen, in denen ansonsten das „adverb-dropping-inference-Problem“ schlagend wird,³⁵¹ transparent: Dass sich aus „Doris singt heute in ihrem Wohnzimmer laut“ ableiten lässt, dass „Doris singt“, wird durch die gegebene Analyse prädikatenlogisch klar und einfach nachvollziehbar.

Davidsons Anliegen, so können wir zusammenfassend festhalten, besteht darin, dass wir Ereignisse als eigene Art oder Kategorie von Entitäten für die Wahrheit unserer Aussagen über Ereignisse anzunehmen haben. Wenn wir über Ereignisse sprechen, verpflichten wir uns ontologisch auf die Existenz von Ereignissen.

Brian Lombard

Wenn sich Lombard die Frage nach Ereignissen als Entitäten stellt, setzt er bei Überlegungen an, die durchaus mit solchen Davidsons verglichen werden können. Auch Lombard sieht es als eine der Aufgaben der Ontologie an, darüber Aufschluss zu geben, was es in der Welt geben muss, damit unsere Aussagen nicht nur verständlich, sondern auch wahr sein können. Lombard geht ebenfalls davon aus, dass wir in unserem Alltag über dynamische Phänomene sprechen, und dass die Wahrheit, vielleicht besser Wahrheitsfähigkeit dieser Aussagen mit der Akzeptanz von etwas, sagen wir es vorsichtig, Dynamischem zu tun hat. Auch von hier aus können wir unseren Ansatz zur Geltung bringen, dass es in der Ontologie generell um Existenzvoraussetzungen von Praxis geht, die linguistische Praxis miteinschließt; und dass wir in dieser Praxis mit dynamischen Gegebenheiten zu tun haben.

Um von der semantischen Frage nach der Wahrheitsfähigkeit bestimmter Aussagen zur ontologischen Annahme von Ereignissen als Kategorie von Entitäten zu kommen, unterscheidet Lombard, im Unterschied zu Davidson, allerdings zwei

³⁵⁰ Ebd., 181.

³⁵¹ Ebd., 143.

Schritte, genauerhin zwei Arten von Argumenten, nämlich *Existenz-Argumente* und die sogenannten *Signifikanz-Argumente*.³⁵² Erstere erinnern stark an Davidson. Behaupten wir, dass etwas geschieht, Lombards Beispiel: „Mt. St. Helena bricht aus“, lässt sich das darlegen als „Es gibt etwas, das ein Ausbrechen ist und Mt. St. Helena als Subjekt hat“. Das ist ein (semantisches) Argument dafür, etwas Dynamisches als ontologische Verpflichtung von Aussagen über dynamische Geschehnisse anzunehmen. Für Lombard ist das allerdings nicht hinreichend dafür, unser ontologisches Schema tatsächlich um eine Kategorie dynamischer Entitäten, die Ereignisse, zu erweitern. Dazu braucht es noch den angesprochenen zweiten Schritt, Signifikanz-Argumente. Um von „Es gibt etwas, das ein Ausbrechen ist ...“ zu „Es gibt Ereignisse“, verstanden als eigene Art oder Kategorie von Entitäten, zu kommen, braucht es noch weitere Argumente, die gerade nicht semantisch, sondern ontologisch angelegt werden müssen.³⁵³ Es könnte ja sein, dass dynamische Phänomene gar keine Entitäten sind, sondern auf anderes reduzierbar oder *Epiphänomene*, und als solche alternativ ontologisch zu klassifizieren wären. Es braucht, mit anderen Worten, auch eine ontologische Analyse, *was* denn dynamische Phänomene seien, um diese als irreduzible Existenzvoraussetzungen von sprachlichen Ausdrücken, wir würden allgemein ergänzen, von alltäglicher linguistischer Praxis annehmen zu können.

Damit sind wir wieder bei Lombards inhaltlicher Bestimmung von dynamischen Geschehnissen als Änderungen, die wir bereits erörtert haben. Dynamische Geschehnisse sind ACC-Änderungen, die man, hier ergänzt durch Ortsbewegungen und Entstehen/Vergehen, als Ereignisse verstehen kann. Diese ontologische Analyse zeigt, dass Dynamisches, so konzipiert, nicht auf irgendwelche anderen Entitäten zurückgeführt werden kann. Auch entsprechen ihm keine epiphänomenalen Gegebenheiten, zumindest nicht so, wie Letztere standardmäßig hier eingeführt wurden. Zusammen mit dem Existenz-Argument gibt es also in einer Analyse von Änderungen gründende Signifikanz-Argumente, die es erlauben festzuhalten, dass diese als Ereignisse existieren, wobei ihr tatsächlicher kategorialer Status später noch geklärt werden soll.

Zur Partikularität von Ereignissen

Nach diesen Überlegungen zu Ereignissen als Entitäten soll nun auch noch ihr Status als *Partikularien* erörtert werden; wobei wir unter Partikularien (engl.: particulars),

³⁵² Vgl. dazu Lombard 1986, 2-15; zur Einführung der Unterscheidung ebd., 3.

³⁵³ Vgl. dazu ebd., 13ff.

wie eingeführt, raum-zeitlich verfasste Individuen verstehen. Dass es sich bei Ereignissen um solche raum-zeitliche Individuen handelt, wurde in den einführenden Teilen dieses Buches bereits angedeutet, auch unter Verweis auf Strawsons *Individuals*, wo unsere Ereignisse als paradigmatische, wenn auch nicht grundlegende Partikularien, wie die Dinge, geschildert werden.³⁵⁴

Alltagsontologisch ist die Partikularität klar: Ereignisse, insofern sie in alltäglicher Praxis vorausgesetzt werden, sind *einmalig* und *unwiederholbar*, also Individuen und keine Universalien. Einmalig zu sein heißt, nicht zu ein und demselben Zeitpunkt an verschiedenen Stellen im Raum vorkommen zu können; unwiederholbar zu sein meint, nicht als dasselbe wiederholt vorkommen zu können. Auf alle gegebenen Beispiele ist dies leicht anwendbar: *Dieses* ihr Biertrinken (nach Dienstschluss) kommt ausschließlich hier vor, nicht auch noch dort; Doris' Singen, über das sich *jetzt* die Nachbarn beschwerten, weil in ihrem Wohnzimmer und laut, wird sich nicht wiederholen; ebensowenig wie *dieser* verheerende Ausbruch des Mt. St. Helana, der an einer bestimmten Stelle in Raum und Zeit geschieht, und gleich auch die Konkretheit von Ereignis-Individuen augenscheinlich macht. Die eigentümliche Räumlichkeit und Zeitlichkeit von Ereignissen werden uns gleich noch beschäftigen. Schon hier können wir festhalten, dass Ereignisse jedenfalls nicht abstrakt sind.

Wie bei den Modi, so scheint auch bei den Ereignissen die für Individuen signifikante Nicht-Aussagbarkeit klärungsbedürftig zu sein. Oberflächengrammatisch gesehen, hat „Doris singt“ eine Subjekt-Prädikat-Struktur, in der das Singen eben von Doris ausgesagt wird. Wie bei den Modi (siehe 3.11, Abschnitt „Modi als partikulare Weisen wie Dinge sind“) hilft auch bei den Ereignissen die Unterscheidung zwischen der sprachlichen und der ontologischen Ebene. Natürlich können wir von Ereignissen Allgemeinbegriffe bilden („singen“) und von Dingen bzw. Personen aussagen. Was jedoch ontologisch gesehen der Fall ist, wenn wir das tun, ist eine andere Frage: Folgen wir Davidson, Lombard und vielen anderen, liegt schlicht und einfach, um beim Beispiel zu bleiben, ein konkretes, individuelles Singen vor, in das Doris als Akteurin involviert ist. Dieses Singen wird, als solches, gerade nicht ausgesagt. Auch hier entsteht Klärungsbedarf hinsichtlich Nicht-Aussagbarkeit also nur, wenn man die ontologische mit der sprachlichen Ebene verwechselt.

In Anwendung der hier eingeführten Terminologie können wir noch auf einem anderen Wege zu einer Analyse von „Doris singt“ kommen, welche der *Partikularität* des Singens entspricht. „Singen“ oder konjugiert „singt“ kann auch als dynamische

³⁵⁴ Cf. Strawson 1959, u.a. 44ff.

Eigenschaft verstanden werden; wie angezeigt, im Sinne uneigentlicher Eigenschaftsrede. Singen ist kein Modus. Was ontologisch gesehen eigentlich vorliegt, ist alternativ anzugeben. In unserem Fall dadurch, dass durch das Prädikat „singen“ eine nicht offenkundige Stelle für eine (gebundene) Variable eröffnet wird. Im Sinne von Davidsons Analyse des Beispielsatzes also: „Es gibt etwas, das ein Singen ist ...“. Im Wertebereich aber der gebundenen Variablen in Ereignissätzen kommen ausschließlich Partikularien vor. Die oberflächengrammatikalische Subjekt-Prädikat-Struktur von Ereignissätzen steht nicht in Gegensatz zur Partikularität der Ereignisse.

Für unsere Referenzautoren, Davidson und Lombard, ist die Partikularität von Ereignissen jedenfalls klar. Bei Lombard hat das mit ihrer Einführung als ACC-Änderungen zu tun, was jedenfalls Abstraktheit und Universalität ausschließt. Bei Davidson, der sich in einer bereits zitierten Passage explizit zu dieser Partikularität bekennt: „... we are committed to an ontology of events as *unrepeatable particulars* ('concrete individuals')“³⁵⁵, hat dies auch mit der ontologischen Funktion der Ereignisse als Kausalrelata zu tun, welche bekanntermaßen zentral ist für seine philosophische Handlungstheorie und auch für seinen anomalen Monismus in der philosophy of mind.³⁵⁶ Kausalrelata können nicht abstrakt sein.

Diese Kontexte können hier nicht diskutiert werden. Aber auch vor dem Hintergrund jener ontologischen Funktionen, die den Ereignissen in der für uns relevanten alltäglichen Lebenswelt zugesprochen werden, das ist die Konstitution von Zeit und zeitlichen Verhältnissen, ist ihr Status als Partikularien anzunehmen. Wir können uns, gemeinsam mit sämtlichen angesprochenen Referenzautoren³⁵⁷, jener Standardtheorie in der Ontologie von Ereignissen anschließen, die Ereignisse als partikuläre Entitäten auffasst.

4.13 Ereignisse als vierdimensionale abhängige Entitäten

Die in diesem Abschnitt zu erläuternde These besteht aus zwei Teilen, dass nämlich Ereignisse *vierdimensionale* Entitäten sind und dass Ereignisse *abhängige* Entitäten sind. Beide Theoreme stellen keine wirklich neuen Erkenntnisse dar. Im Folgenden

³⁵⁵ Hervorhebung C.K.

³⁵⁶ Das habe ich ausgeführt in Kanzian 2001, 27-34.

³⁵⁷ Weiters: Lowe 1998, 162: „Events are concrete individuals [...]“ Herv. Lowe; Simons 2003, 370, wo Ereignisse als „the paradigm particulars“ bezeichnet werden; natürlich auch Strawson, der Ereignisse als abhängige *Individuen* einführt; u.a. ders. 1959, 46ff.

sollen sie in ihrem Zusammenhang erläutert und alltagsontologisch reflektiert werden. Gewisse Analogien zu den Modi und ihrer ontologischen Abhängigkeit werden nicht überraschen.

Über die Vierdimensionalität der Ereignisse scheint in der aktuellen Literatur sogar ein Konsens zu bestehen, der über die Grenzen der deskriptiven Ontologie, in deren Gefolgschaft sich Alltagsontologie ja bewegt, hinausgeht. Für Quine beispielsweise sind Ereignisse *physical objects* und als solche genauso wie die Dinge im vierdimensionalen Raum-Zeit-System ontologisch adäquat darstellbar. Sie *sind* vierdimensionale Raum-Zeit-Zonen. Von dieser Annahme aus können wir sowohl Quines einkategoriale Physical-Object-Ontologie verstehen, als auch seine berühmte Identitätsbedingung für Ereignisse, der zufolge Ereignisse genau dann identisch sind, wenn sie dieselbe Raum-Zeit-Stelle einnehmen. Genau dann sind sie natürlich dieselben Raum-Zeit-Zonen.

Die Diskussion dieser Thesen können wir hier nicht leisten.³⁵⁸ Müssen wir auch nicht. Denn die Gemeinsamkeit mit Quine und seinen Schüler:innen besteht hinsichtlich Vierdimensionalität von Ereignissen lediglich dem Namen oder dem Wortlaut nach. Ontologisch gesehen dürfen wir dem nicht viel Beachtung schenken. Deskriptive oder alltagsontologische Vierdimensionalität, in unserem Fall natürlich der Ereignisse, ist nämlich ganz anders zu verstehen als Quines physikalistische. Während Letztere auf einer Modellierung der Zeit als vierter Dimension in strenger Analogie zu den drei räumlichen Dimensionen beruht, verpflichtet sich die alltagsontologische Vierdimensionalität gerade darauf nicht. Ganz im Gegenteil: Sie besagt zwar, dass Ereignisse in drei Dimensionen räumlich ausgedehnt sind, somit räumliche Teile haben, und dazu eine zeitliche Dimension aufweisen, ergo auch zeitliche Teile. Daraus folgt freilich nicht, dass die Zeitlichkeit der Ereignisse so zu verstehen wäre wie ihre Räumlichkeit; dass das Haben räumlicher Teile in strenger Analogie zu zeitlichen Teilen zu interpretieren ist.

Dass Ereignisse wesentlich zeitlich sind, besagt vor deskriptivem oder alltagsontologischem Hintergrund, dass Ereignisse Konstituenten oder Konstitutionsbasis von Zeit bzw. von zeitlichen Verhältnissen sind. *Hierin* besteht eine Analogie zu Dingen und ihrer ursprünglichen Räumlichkeit, die, wie bereits ausgeführt, darin besteht, die ontologische Basis von räumlichen Verhältnissen zu sein. Wie die Dinge, besser gesagt ihr Materialaspekt, ursprünglich oder an sich räumlich ausgedehnt sind, was eben nichts anderes meint als dass sie, die Dinge, oder er, ihr Materialaspekt, Raum

³⁵⁸ Vgl. dazu Kanzian 2001, I. – 2. Was sind Ereignisse? W.V.O. Quine.

als Epiphänomen konstituieren, so bestehen Ereignisse ursprünglich oder an sich aus verschiedenen Phasen und bilden so die Basis von Zeit und zeitlichen Verhältnissen. Dies wird noch weiter ausgeführt in jenem Abschnitt (4.34), in dem wir über die auf Ereignisse beruhenden Epiphänomene handeln. Schon hier wollen wir festhalten, dass Zeit ursprünglich eben mit Ereignissen gegeben ist. Die zentrale These der aristotelischen *Physik*, dass nämlich Zeit (nichts anderes als) Maßzahl der Bewegung ist,³⁵⁹ kommt, so gesehen, in der aktuellen Ontologie an. Pointiert finden wir den springenden Punkt bei Lowe, wenn er davon spricht, dass Zeit notwendigerweise Ereignisse involviert.³⁶⁰

So gesehen, und damit kommen wir zu einer These, der wir in vorhergehenden Abschnitten schon öfters begegnet sind, beruht auch die Zeitlichkeit anderer Entitäten auf Ereignissen. Bei Dingen ist freilich zu beachten, dass ihnen diese ihre Zeitlichkeit akzidentell ist, nicht wesentlich. Dinge *haben* eine Geschichte, sie *sind nicht* Summen von Ereignissen, welche ihre Geschichte ausmachen. Sie sind wesentlich dreidimensional. Dennoch besteht natürlich eine gewisse Abhängigkeit von Zeit, zeitlichen Verhältnissen, letztlich von deren Konstituenten. Die könnte man als akzidentelle, also nicht wesentliche bezeichnen. Etwas anderes ist das bei Modi. Modi sind wesentlich vierdimensional. Wie gesehen, hängen sie in drei dieser vier Dimensionen von Dingen ab. Das bedingt die bereits erläuterte ontologische Abhängigkeit der Modi von den Dingen. Hinsichtlich ihrer Zeitlichkeit hängen Modi aber von Ereignissen ab. Insofern auch Zeitlichkeit für die Modi wesentlich ist, besteht auch wesentliche Abhängigkeit der Modi von Ereignissen.

An dieser Stelle ist ein Vorblick auf Kommendes angebracht; nämlich auf die Zustände, und auf Prozesse, die gemeinsam mit den Ereignissen die hier als *occurences* bezeichnete Kategorie ausmachen. Auch in Zustände und in Prozesse sind Modi involviert, vermutlich sogar in einem ursprünglicheren Sinne als in Ereignisse. Auch Zustände und Prozesse aber werden im Folgenden als Konstituenten von Zeit und zeitlichen Verhältnissen dargestellt. So gesehen, hängen die in Zustände und Prozesse involvierten Modi in ihrer Zeitlichkeit, also unter einer für sie wesentlichen Rücksicht, von diesen Entitäten der *Occurences*-Kategorie ab. Es gibt keine Modi, es sei denn in *occurences* involviert.

Ereignisse sind aber nicht nur wesentlich zeitlich, im eben angedeuteten Sinne, sondern auch wesentlich räumliche Entitäten. Diese ihre Räumlichkeit aber ist von jenen

³⁵⁹ *Physik* IV 11, 219b 1f.

³⁶⁰ Lowe 1998, 121.

Dingen entlehnt, die in Ereignisse involviert sind. Damit kommen wir auch schon zur spezifischen ontologischen Abhängigkeit der Ereignisse eben von den Dingen. (Wir bleiben hier bei den Ereignissen. Die ontologische Abhängigkeit bezüglich Räumlichkeit der anderen occurrences von den Dingen kann hier gut und gerne mitbedacht werden.)

Diese ontologische Abhängigkeit lässt sich alltagsontologisch gut einführen. Bleiben wir bei Doris' Singen. Es ist nicht nur ein zeitliches Geschehen, gliederbar in verschiedene zeitliche Teile. Das Singen braucht auch einen Raum, und zwar in drei Dimensionen. Ohne ein konkretes Wo kann es dieses Ereignis nicht geben. Ebenso klar ist, dass der Ort des Singens notwendigerweise mit seinem dinglichen Träger zu tun hat. Doris gibt dem Singen Raum.

Dieses lebensweltlich leicht verortbare Faktum lässt sich, in Analogie zu Ausführungen über die Modi, zunächst als *Identifikationsabhängigkeit* darstellen. Wenn wir dabei bleiben, Identifikation als eindeutige Lokalisierung in der Zeit *und* im Raum zu verstehen, hängt die Identifikation von Ereignissen an jenen Dingen, von denen sie ihre räumliche Position bekommen. Auch hier kann Doris' Singen gut und gerne als Beispiel dienen. Um es als Ereignis aus seiner Umgebung hervorzuheben durch Bestimmung eines Ortes, müssen wir jedenfalls auf Doris verweisen. Den theoretischen Grund können wir wiederum darin sehen, dass eben Dinge das Raumsystem konstituieren. Dass Ereignisse hinsichtlich ihrer zeitlichen Identifikation quasi autonom sind, tut der besagten Abhängigkeit in der Identifikation von Dingen übrigens keinen Abbruch. Räumliche Lokalisierung ist und bleibt notwendig für die Identifikation der Ereignisse.

Ein Einwand gegen diese Explikation der Abhängigkeit der Ereignisse beruht auf dem Hinweis, dass es ja doch auch Ereignisse im Raum gäbe ohne Dinge. Als Beispiele werden hier gerne metereologische Erscheinungen wie das Blitzen und das Donnern angeführt.³⁶¹ Wir sprechen davon, dass *es* blitzt und donnert; nicht, dass es ein Ding gibt, das blitzt oder donnert.

Strawsons Entgegnung auf diesen Einwand gegen die Identifikationsabhängigkeit der Ereignisse von den Dingen besteht darin, dass es für die Gültigkeit der *allgemeinen* These der besagten Abhängigkeit bzw. des grundlegenden Charakters der Dinge³⁶² im Hinblick auf Identifikation reicht, dass eine *große Zahl* der Ereignisse

³⁶¹ Vgl. Simons 2003, 371.

³⁶² Vgl. Strawson 1959, 52. Hier macht Strawson klar, dass es ihm eben um eine *allgemeine* (engl.: general) Theorie der einseitigen (engl.: one-way) Identifikationsabhängigkeit der Ereignisse von Dingen geht.

ihren Raum eben von Dingen entlehnen. Oder, anders herum: Aus Blitzen und Donnern lässt sich keine allgemeine Theorie der Identifikations*unabhängigkeit* der Ereignisse ableiten.

Ohne Strawsons Strategie final bewerten zu wollen, können wir vor dem Hintergrund der hier angestellten Überlegungen Ergänzungen bzw. Ausdifferenzierungen unserer These anbringen, die über Strawson hinausgehen.

Diese setzen dabei an, dass nicht nur Vorkommnisse der Ding-Kategorie, sondern auch Quasi-Individuen räumliche Verhältnisse konstituieren. Der dabei maßgebliche Gesichtspunkt ist, dass für die Raum-Konstitution primär der Materialaspekt der Dinge, spricht materielle Materie relevant ist. Diese Materie kann nun auf zweifache Weise die Funktion der Raum-Konstitution ausüben: eben als der Materialaspekt in einem dinglichen Kompositum, oder aber ungeformt als Quasi-Individuum. Dem entspricht die Annahme, dass ontologische Konstitutionskompetenz für den Entitäten-Status zwar notwendig, nicht aber hinreichend ist. Auch in einem Kosmos ohne Dinge gibt es Raum, genau dann, wenn dort ungeformtes Material vorhanden ist.

Blitz und Donner sind nun tatsächlich plausible Kandidaten dafür, an Quasi-Individuen vorzukommen, somit in ihrer Räumlichkeit von diesen abzuhängen. Meteorolog:innen können sicherlich erklären, von welchen. Ontologisch hat das für Blitz und Donner Konsequenzen. Dass sie nämlich, nach den angestellten Überlegungen im Hinblick auf Quasi-Individuen und ACC-Änderungen gerade nicht den Letzteren zuzuordnen sind. Da sie auch den verwandten Genera, sprich Ortsbewegungen und Entstehen/Vergehen, nicht angehören können, tun wir gut daran, sie insgesamt aus dem Bereich der Ereignis-Entitäten zu verbannen und dem *Umfeld* der Occurences-Kategorie zuzuweisen. Von dem wird bald die Rede sein.

Damit stehen sie der These nicht im Wege, dass es sich bei den (wirklichen) Ereignissen um Partikularien handelt, die in drei ihrer vier Dimensionen definitiv von Dingen abhängen.

4.14 Die Relativität von Ereignissen

Dass Ereignisse *partikuläre* Entitäten sind, haben sie sowohl mit den Dingen als auch mit den Modi gemein. Dass es sich dabei um wesentlich abhängige, vierdimensionale Entitäten handelt, hebt sie zwar von Dingen ab, die ja dreidimensional und die grundlegenden Partikularien sind, lässt sie aber mit den Modi übereinkommen. Zusätzlich zu diesen Charakterisierungen, die sie systematisch in Verbindung mit den anderen Partikularien setzen bzw. die Unterschiedlichkeit zu ihnen markieren, können wir bei

den Ereignissen noch Merkmale feststellen, in denen sie von den Vorkommnissen der anderen bereits behandelten Kategorien deutlich differieren, die ihnen gewissermaßen auf besondere Weise eigentümlich sind.

Gemeint ist eine spezifische *Relativität*, der wir auf die Spur kommen, wenn wir wieder alltägliche Gesprächssituationen ins Auge fassen. Bleiben wir bei Davidsons Standardbeispiel, dem Singen von Doris. Wenn wir über dieses Ereignis reden, können wir das auf sehr verschiedene Weise tun. So können wir davon sprechen, dass es der Höhepunkt der gestrigen Geburtstagsfeier für Sabine war, Ergebnis monatelangen Übens, eine künstlerische Darbietung, oder aber auch, dass hier die leidliche Strapazierung von Stimmbändern stattfand, last but not least eine Störung der Nachbarn, welche irreparable Zerwürfnisse auslöst. Lassen wir der Einfachheit halber die mögliche Deutung beiseite, dass durch jede dieser Beschreibungen das vorgekommene Ereignis vervielfältigt wird, so kommen wir zur Frage, wie ein und dasselbe Ereignis derart unterschiedlich aufgefasst werden kann?

Zur Schärfung des Blicks auf die ontologische Problemlage sei vermerkt, dass wir all diese Beschreibungen als Typisierungen auffassen können, die Sorten einführen, durchaus im Sinne dessen, was wir als „unterste Arten“ oder *species infimae* verstehen: Störung, Strapaze, künstlerische Darbietung, Übungserfolg, Feierhöhepunkt. Wenn wir das zugestehen, können wir den entscheidenden Punkt ins Auge fassen: Ereignisse sind Entitäten, die, zu ein und demselben Zeitpunkt wohlgemerkt, unterschiedlichen Arten zugeordnet werden können; wie im Beispiel angedeutet, u.a. aufgrund dessen, was Ereignisse an Wirkungen hervorbringen (z.B. Störung), was ihnen als Ursache vorangeht (Übungserfolg), dass sie Teil umfassenderer Geschehnisse sind (Feierhöhepunkt), oder dass schlicht bestimmte Träger an ihnen beteiligt sind (Strapaze, der Stimmbänder).

Gibt es vergleichbar unterschiedliche Beschreibungen nicht auch bei Dingen? – könnte eine spontane kritische Nachfrage sein. Auch bei Dingen verwenden wir verschiedene Kennzeichnungen, die sich auf unterschiedliche inhaltliche Bestimmungen beziehen. Sabine mag die Direktorin eines Betriebs sein, und die älteste Schwester unserer singenden Doris. Sie ist dennoch natürlich ein und dieselbe. Außerdem kann aus *einem* dinglichen Werkzeug ja ein Museumsexponat, vielleicht sogar ein Kunstwerk werden. Ist das nicht ein weiteres augenscheinliches Beispiel dafür, dass auch ein Ding verschiedenen Arten angehört? Die im ersten Beispiel genannten Dingbestimmungen, so lässt sich der Kritik entgegen, Direktorin, Schwester, betreffen gerade keine Arten, zumindest nicht im eingeführten Sinn dinglicher *species infimae*. Es

liegt somit kein Fall von pluraler Artzugehörigkeit vor, wie beim angeführten Ereignis. Bei Doris' Singen gibt es hingegen keinen Grund, aus den verschiedenen Typisierungen keine ereignishaften *species infimae* zu kreieren. Beim zweiten Beispiel mag tatsächlich eine Vielheit von Arten vorliegen, denen ein Ding angehört. Jedoch, und damit soll der Blick auf den entscheidenden Punkt nochmals geschärft werden, *diachron*. Bei den Ereignissen kann die besagte Vielfalt gerade nicht nur *diachron*, sondern auch *synchron*, zu ein und demselben Zeitpunkt, bestehen.³⁶³

Wenn nun Ereignisse zu einem Zeitpunkt unterschiedlichen Arten angehören können, diese Arten aber relevant sind für die Identität der Ereignisse, so können wir die Ereignis-Identität, worin sonst sie bestehen mag, dann jedenfalls als *relativ* erachten, und zwar jeweils zu den Arten, denen sie angehören. Damit liegt eine Vagheit oder eben Relativität vor, die nichts mit dem sprachlichen oder in einem weiteren Sinn epistemischen Zugang zu Ereignissen zu tun hat, sondern in deren ontologischer Beschaffenheit liegt.

Wieder ist es Brian Lombard, der uns helfen kann, diesen Punkt besser zu verstehen. Mit Bezug auf ihn haben wir den Begriff einer „kanonischen Beschreibung“ von Ereignissen eingeführt. Kanonische Beschreibungen von Ereignissen haben, um es kurz in Erinnerung zu rufen, deren Träger, die Zeiten, sowie die „dynamische Eigenschaft“ zu umfassen, die im Wechsel von Modi in bestimmten Eigenschaftsräumen, inklusive Ausgangs- und Endsituation, besteht. Doris' Singen, um beim Beispiel zu bleiben, können wir, wie bereits mehrfach gesagt, gut und gerne als eine solche dynamische Eigenschaft verstehen, deren Analyse in wechselnde Modi komplex, aber machbar ist. Träger und Zeit stellen dagegen keine großen Herausforderungen dar. Ein erster Schritt im Hinblick auf die vorhin konstatierte Relativität besteht darin, dass Lombard explizit betont: „It should be kept in mind that an [...] event may have more than one canonical description.“³⁶⁴ Das entspricht unserem Vorschlag, dass dieses Ereignis z.B. auch als Störung oder als Strapazierung kanonisch beschrieben werden kann, was freilich einen Bezug auf andere Modi-Wechsel, in anderen Eigenschaftsräumen, wohl auch andere Träger und Zeiten bedingt.

Da bei Lombard kanonische Beschreibungen mit der Artzugehörigkeit von Ereignissen parallelisiert werden, kommt auch er zu der hier vertretenen These, dass „an

³⁶³ Dies habe ich weiter ausgeführt in Kanzian 2009, I – 4.333: Ereignis-Arten.

³⁶⁴ Lombard 1986, 174. Die Auslassung „[...]“ in diesem, wie im folgenden Zitat betrifft das Attribut „atomic“. Die Differenzierung zwischen atomaren und nicht-atomaren Ereignissen spielt hier keine Rolle. Sie wird auch nicht übernommen.

[...] event may belong to more than one such kind“³⁶⁵. Wenn man einräumt, dass die Ereignis-Identität auch mit der Zugehörigkeit zu Arten zusammenhängt, kommt man mit Lombard zur Auffassung von der einschlägigen, sprich *sortalen Relativität* der Identität von Ereignissen, die einen wesentlichen Bestandteil jener Relativität ausmacht, die im Alltag unseren Umgang, auch unser Reden über Ereignisse prägt.

Zu einer weiteren Vertiefung, bzw. ontologischen Interpretation der besagten Relativität kommen wir, wenn wir die festgestellte Relativität der Identität der Ereignisse der sortalen Dependenz der Identität der Dinge gegenüberstellen. Im Abschnitt „Die sortale Dependenz der Identität von Dingen“ in 2.12 haben wir gesehen, dass die individuelle Form von Dingen maßgeblich für deren Artzugehörigkeit ist, so sehr, dass Arten im Sinne von *species infimae* nichts anderes sind als Dinge mit gleicher individueller Form. Artwissen oder sortales Wissen ist notwendig für die bestimmte Identifikation der Dinge, insbesondere die Reidentifikation, sodass Gebilde ohne individuelle Form, eben ohne *species infima*, auch nicht bestimmt zu identifizieren sind. Sie sind Quasi-Individuen. Die Relevanz individueller Formen und von Artwissen bei der Identifikation hängt damit zusammen, dass synchron die räumliche Ausdehnung eines Dinges von seiner Art abhängt, auch die Weise der Anordnung räumlicher Teile, ob diese z.B. disparat sein können, oder nicht. Analoges gilt für den Verlauf der Dinge durch die Zeit. Da bei komplexen Einheiten per se numerische Identität an Einheit und Individualität hängt, gilt die Abhängigkeit von der Art auch für Identität, worin die sortale Dependenz der Identität von Dingen zu sehen ist.

Ereignisse haben keine individuelle Form. Deshalb kann ihre Artzugehörigkeit nicht davon abhängen. Ihre Artzugehörigkeit hängt mit anderen, inneren und auch äußeren Faktoren zusammen, mit Dingen, Ursachen, Wirkungen, umfassenderen Kontexten. Damit hängt auch ihre bestimmte (!) Identifikation,³⁶⁶ letztlich auch ihre Identität von diesen Instanzen ab. Das macht ihren Charakter als abhängigen Entitäten nochmals klar, ja lässt ihn in seiner Tragweite noch deutlicher erscheinen. Und es markiert die gravierende Relativität, die sich angesichts des gegebenen Befundes auch in der multiplen Identifizierbarkeit der Ereignisse zeigt. Das Beispiel von Doris' Singen, in seinen verschiedenen kanonischen Beschreibungen, kann dies vor Augen führen.

³⁶⁵ Ebd., 178.

³⁶⁶ „(!)“ möchte emphatisch klarmachen, dass Ereignisse *keine* Quasi-Individuen sind. Sie sind in ihrer *bestimmten* Identifizierbarkeit multipel abhängig.

Die eben erläuterte Art-Relativität der Ereignisse kann nun ergänzt werden durch etwas, das man auch als *mereologische* Relativität bezeichnen könnte. Sie hängt mit der Art-Relativität unter der Rücksicht zusammen, dass Ereignisse auch im Hinblick auf ihre Teile Arten zugeordnet werden können, aber auch im Hinblick auf umfassendere Geschehnisse, denen sie selbst als Teil angehören.

Da Ereignisse auch räumliche Entitäten sind, somit räumliche Teile aufweisen, kann diese mereologische Relativität zunächst unter der Rücksicht Räumlichkeit gesehen werden. Insofern Ereignisse in ihren drei räumlichen Dimensionen streng von Dingen abhängen, sind sie auch im Hinblick auf ihre räumliche Teilbarkeit auf Dinge bzw. Ding-Teile angewiesen. Die Bildung von Ding-Teilen aber ist *ohne Einschränkung* möglich. Daraus ergibt sich auch für die Ereignisse, in die Dinge involviert sind, eine starke Relativität im Hinblick auf Teilbildung, in der sie übrigens mit den Modi übereinkommen. Ein zusätzlicher Aspekt, der sie von den Modi abhebt, ist, dass Ereignisse unter Bezugnahme auf *unterschiedliche* Dinge identifiziert werden können. Somit sind sie auch im Hinblick auf ihre Räumlichkeit und ihre räumliche Teilbarkeit als relativ zu diesen Zuordnungen zu verstehen.

In besonderer Weise soll hier aber auf die zeitliche Teilbarkeit von Ereignissen hingewiesen werden, die auf ihrer, ontologisch autonomen, d.h. nicht von anderen Entitäten abhängigen, vierten Ausdehnungsdimension beruht. Der springende Punkt ist, dass zeitliche Teile von Ereignissen, in der Literatur auch als *Phasen* bezeichnet, selbst wiederum als Ereignisse aufgefasst werden können. Bei Änderungen und bei Ortsbewegungen ist das offensichtlich. Jeder zeitliche Teil einer Änderung ist selbst eine Änderung, jeder zeitliche Teil einer Ortsbewegung eine Ortsbewegung, sprich ein Wechsel epiphänomenaler Eigenschaften. Bei Entstehen/Vergehen muss an dieser Stelle nochmals auf den „Prozess-Sinn“ verwiesen werden. Mit Bezug auf diesen können wir aber auch annehmen, dass jeder zeitliche Teil eines Werdens und Vergehens selbst ein Werden und Vergehen ist, im Hinblick auf die Formung eines Dinges bzw. eben seine De-Formierung zum Quasi-Individuum.

Zusätzlich zur Hinzufügung einer weiteren Ebene der Komplexität der Artzugehörigkeit von Ereignissen – der Bezug auf jeden zeitlichen Teil kann zur weiteren Typisierung von Ereignissen führen, sind in diesem Zusammenhang zwei ontologisch maßgebliche Folgerungen zu nennen. Die eine ist, dass dadurch die Rede von *atomaren* Ereignissen in den Bereich der Uneigentlichkeit verschoben wird. Natürlich kann man von Ereignissen auch unter Absehung oder Abstraktion ihrer uneingeschränkten Teilbarkeit sprechen. Ontologisch gesehen ist das aber unzutreffend. Es *gibt* keine zeitlich nicht teilbaren Ereignisse. Die zweite, hier gemeinte Rücksicht ist,

dass man Ereignisse auch nicht als Summen punktueller Vorkommnisse verstehen kann. Die Ausdehnung von Ereignissen ist *kontinuierlich*. Ein Ereignis mit endlicher Dauer kann potentiell unendlich in Phasen gegliedert werden, die selbst wieder Ereignisse sind. Das hat auch Auswirkung auf die Konstitution jenes Epiphänomens, für das Ereignisse „zuständig“ sind: Zeit und zeitliche Verhältnisse.³⁶⁷ Sind Ereignisse im beschriebenen Sinn kontinuierlich, so auch ihre Konstitutionsprodukte.³⁶⁸

Mit diesen Ergebnissen hinsichtlich der besonderen Relativität der Ereignisse und einiger ontologischer Implikationen wollen wir diesen Abschnitt 4.1 zu Ereignissen als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis beschließen und uns mit den anderen occurrences beschäftigen, welche gemeinsam mit den Ereignissen die dritte Kategorie partikularer Entitäten ausmachen.

4.2 Die Kategorie

Bei diesem Vorhaben können wir zunächst Bezug nehmen auf die Einleitung zu diesem vierten Hauptteil, wo bereits von Zuständen und Prozessen, zumindest dem Begriff nach, die Rede war. Im Folgenden sollen auch diese occurrences etwas näher vorgestellt, sprich eingeführt werden (4.21, 4.22). Dann wird nach den erprobten Kriterien die kategoriale Gemeinsamkeit mit den Ereignissen dargestellt (4.23).

Ein besonderer Gesichtspunkt des Folgenden besteht darin, durch einen Blick auf Zustände und Prozesse, als Nicht-Ereignisse derselben Kategorie, nochmals ein vertiefteres Verständnis der Ereignisse zu gewinnen. Unter dieser Rücksicht soll zu Beginn dieses Abschnittes auf Merkmale von Ereignissen hingewiesen werden, von denen bisher nicht die Rede gewesen ist, die dennoch allen Ereignissen zukommen.

Gemeint ist zum einen, dass alle Ereignisse aus qualitativ verschiedenen, sprich ungleichen Teilen bestehen; wobei hier der Blick v.a. auf zeitliche Teile gerichtet ist. Ereignisse sind jedenfalls *heteromer*. Dies kann unter Verweis auf die genannten drei Genera der Ereignisse gezeigt werden, am augenscheinlichsten vielleicht bei den

³⁶⁷ Vgl. Aristoteles, *Physik* VI 2, 233a 21f, wo bemerkenswerterweise auch eine einschlägige Parallelisierung zwischen der Ausdehnung von Bewegungen und Zeit hergestellt wird.

³⁶⁸ Expert:innen werden hier unschwer einen Lösungsansatz des berühmten Paradoxons von Zenon (vgl. *Physik* VI 9, 239b 14-18) erblicken: Der schnellfüßige Achill kann deshalb auch die langsamste Schildkröte nicht einholen, da sich diese bei seinem Eintreffen jeweils um eine bestimmte, wenngleich kleine Wegstrecke weiterbewegt hat. Achill würde eine unendlich große Anzahl von Schritten brauchen, um die Schildkröte einzuholen, was unmöglich ist. Gelöst kann dies nur werden durch die Negierung der *aktuell* unendlichen Teilbarkeit von Raum *und* Zeit zugunsten einer *potentiell* unendlichen, wie es der besagten *Kontinuität* von Ereignissen als Konstitutionsbasis von Zeit entspricht.

Ortsbewegungen. Die Bewegung von einem Ort zu einem anderen besteht jedenfalls aus Teilen, die aufgrund des kontinuierlichen Fortschritts klar zu unterscheiden sind. Fährt man von Innsbruck nach Wien, macht es einen Unterschied, ob man gerade Salzburg oder Linz durchquert. Auch das Entstehen, jedenfalls im ereignishaften Prozess-Sinn, steht dem nicht nach. Es ist nicht gleich, ob man zu Beginn oder gegen Ende des Schnitzens einer Holzfigur ist. Das Gleiche gilt für Änderungen, sprich den Wechsel von Modi in einem Eigenschaftsraum. Wachsen, z.B., sprich die Änderung in der Größe, besteht augenscheinlich in unterscheidbaren Teilen oder Phasen.

Das zweite hier gemeinte Merkmal ist, dass Ereignisse, „von sich aus“ (engl.: by itself³⁶⁹) kulminieren, sprich einen Endpunkt oder *Terminus* aufweisen, der sich aus ihrer kanonischen Beschreibung ergibt. Auf unsere Beispiele bezogen: Doris' Singen kulminiert im Ende des Liedes, die Eruption des Vulkans im Ausfluss des dem Ausbruch eigenen Lavastroms, das Biertrinken in der Leerung des (letzten) Glases. Allgemein gesprochen: Eine ereignishaft Ortsbewegung endet im Ankommen am angezielten Punkt, das Werden im Entstehen eines Dinges, das Ändern im Erreichen der neuen Quantität bzw. Qualität.

Alle Ereignisse sind heteromer und kulminieren „von sich aus“ in einem Endpunkt. Darin, und das wird wenig überraschen, unterscheiden sich Ereignisse von den anderen occurences.

4.21 Was sind Zustände?

Beginnen wir bei den Zuständen.³⁷⁰ Ebenso wenig wie Ereignisse fällt es uns schwer, Zustände in unserer alltäglichen Lebenswelt zu verorten. Das Rot-Sein dieser Kugel, das 20kg-Schwer-Sein von Stephan sind Vorkommnisse, mit denen wir es täglich zu tun haben. Wenn wir versuchen, uns in Anwendung der hier eingeführten ontologischen Terminologie diesen Gegebenheiten anzunähern, können wir das so tun, dass Zustände schlicht darin bestehen, dass über eine bestimmte Zeit hinweg ein Ding durch eine Eigenschaft, genauer durch *einen* Modus, bestimmt wird.

Zustände sind, so gesehen, *komplex*. Ihre Komponenten sind Ding und Modus. Zustände bestehen, durchaus in Analogie zur Komplexität der Dinge, als komplexe Einheiten *per se* aus funktional verschiedenen Strukturelementen.

³⁶⁹ Vgl. Parsons 1989, nach Kanzian 2001, 203.

³⁷⁰ Eine ausführlichere Darstellung von Zuständen findet sich in Kanzian 2001, III. – 2. Was sind Zustände?

Grundlegend für das Verstehen von Zuständen ist außerdem, dass sie zum *statischen*, nicht zum dynamischen Aspekt unserer Lebenswelt gehören. „States are static, events are not“ wie Peter Simons lapidar festhält.³⁷¹ Das können wir auch so verstehen, dass Zustände gerade nicht im Zukommen einer analysierbaren, *dynamischen* Eigenschaft zu einem Ding über eine Zeit hinweg bestehen, sondern, wie gesagt, darin, dass ein Ding durchgängig durch einen Modus bestimmt wird.

Während die genannte Statik ebenso wie die komplexe Einheit per se sehr an Dinge erinnert, setzt Zustände von den Dingen ab, dass es sich bei den Ersteren nicht um drei-, sondern um *vierdimensionale* Entitäten handelt. Zustände sind räumlich *und* zeitlich ausgedehnt. Sie weisen somit räumliche und zeitliche Teile auf, auch wenn diese, und damit kommen wir auf die vorbereitete Unterscheidung von den Ereignissen zurück, qualitativ ununterscheidbar sind. Zustände sind *homomer*. Das Rot-Sein der Kugel, um nur ein Beispiel aufzugreifen, ist zeit seines Bestehens stets gleich. Tritt eine Änderung auf, betrifft diese nicht den Zustand als ihren Träger. Zustände können aufgrund ihrer Vierdimensionalität und somit ihres Mangels an diachroner Identität gar keine Änderungsträger sein. Der Zustand hört auf. Ein anderer tritt ein.

Im Grunde können wir diese ersten terminologischen Annäherungen auch durch eine Adaptierung von ACC (Ancient Criterion of Change) zu einem „ACNC“ (Ancient Criterion of *Non-Change*) zum Ausdruck bringen. Demzufolge kommt ein Zustand vor, genau dann, wenn

- (i) there is a mode, M,
- (ii) there is an object, x,
- (iii) there are distinct times, t and t', and
- (iv) x has M at t and at t', and during all times between t and t'.

Ins Auge fallen sollten dabei die Gemeinsamkeiten mit den Änderungen, die unter (ii) und (iii) markiert sind. Auch Zustände brauchen Endurer und entsprechend ihrer zeitlichen Ausdehnung eine Zeitspanne. Punktuelle Zustände fallen damit weg. Zu ergänzen ist, dass sich aus der Zeitspanne von Zuständen gerade *kein* Kulminationspunkt ergibt, der durch den Verlauf oder die Beschreibung des Zustands gegeben wäre, also, um die Floskel nochmals aufzugreifen, „by itself“. Das Rot-Sein der Kugel hat eine begrenzte zeitliche Ausdehnung, jedoch keinen Kulminationspunkt, der

³⁷¹ Simons 2003, 379.

sich aus diesem Rot-Sein selbst ergäbe. Einen weiteren Unterschied zu Änderungen als Kernbegriff von Ereignissen markiert (i), insofern wir hier Lombards allgemeinen Eigenschaftsbegriff gleich zugunsten unserer Modi weglassen, und, v.a., (iv), woraus sich die homomere Struktur der Zustände ergibt.

4.22 Was sind Prozesse?

Während der lebensweltliche Zugang zu Zuständen recht klar gegeben ist, ist bei Prozessen zunächst Vorsicht geboten. Das beginnt bereits beim Wort, welches in unserer Alltagssprache verschiedene Assoziationen auszulösen vermag, die mit einer ontologischen Konzeption wenig, bis gar nichts zu tun haben. So sprechen wir u.a. von Gruppendynamischen Prozessen, chemischen Prozessen, Gerichtsprozessen, ohne damit die Eigenart einer ontologisch technischen Verwendung des Begriffs im hier anvisierten Sinn zu treffen. Diese Schwierigkeit wird durch die durchaus unterschiedliche Einführung des Begriffs „Prozess“ im philosophischen Fachdiskurs ergänzt. Gerade in der Ontologie hat sich die sogenannte Prozess-Ontologie als Position etabliert, eine sich an naturwissenschaftlichen Modellierungen anlehrende Theorie der Grundstrukturen der Wirklichkeit, welche Dynamik als Basis von allem ansieht. Von Heraklit bis Whitehead reichen die Referenzen.³⁷²

All dies können wir hier nicht berücksichtigen, auch nicht im Sinne einer Grundsatze debatte, die auf der Ebene der Auseinandersetzung zwischen deskriptiver und revisionärer Ontologie zu führen wäre. Uns soll es hier um den Versuch gehen, „Prozess“ alltagsontologisch einzuführen, im Kontext des begonnenen standard-analytischen, offen aristotelischen Kategorienschemas. Bei diesem Vorhaben müssen wir uns aber auch vor manchen Verwendungen in deskriptiven Ontologien hüten. So hat z.B. Lombards „process“-sense, den wir im Kontext des Entstehens/Vergehens aufgegriffen haben, (leider) nicht viel mit „Prozess“ im Sinne unseres Genus von occurences zu tun.³⁷³

Echte Hilfe können wir hingegen wieder bei Peter Simons finden, insofern er im Zusammenhang mit Prozessen von „steady motions“ spricht, die unter bestimmter

³⁷² Vgl. dazu u.a. Seibt 1991.

³⁷³ Auch bei einem unserer verlässlichsten Ideengeber, Jonathan Lowe, ist bezüglich Prozessen Zurückhaltung angebracht. Für ihn sind Prozesse Sequenzen aufeinander folgender Ereignisse (vgl. ders. 1998, 99), also Summen von Ereignissen. Das können wir so nicht übernehmen, da wir, siehe „mereologische Relativität der Ereignisse“, jeden Teil eines Ereignisses wiederum als Ereignis klassifiziert haben; woraus in der Umkehrung gilt, dass auch Summen von Ereignissen Ereignisse sind, nicht Prozesse.

Rücksicht auch „static“ sind.³⁷⁴ Die spezifische Stetigkeit oder Statik der Prozesse hat damit zu tun, dass sie, trotz oder in ihrem dynamischen oder Bewegungscharakter, *gleichförmig* sind. Prozesse sind, wie Zustände, *homomer*. Bei einer weiteren, zunächst ebenfalls an Zustände erinnernden Charakterisierung nimmt Simons bemerkenswerterweise auf Aristoteles Bezug, insofern dieser zwischen Geschehnissen unterscheidet mit einem bestimmten Ziel oder Terminus (engl.: goal or terminus³⁷⁵), und eben solchen ohne. Letztere führt Simons als Prozesse ein.

Prozesse sind demnach, im Unterschied zu Ereignissen, gleichförmige Bewegungen ohne bestimmten Terminus oder Kulminationspunkt, der sich aus ihrer kanonischen Beschreibung ergeben würde. Im Grunde wären die aristotelischen Fixsternbewegungen, ideal zirkulär, somit ohne Kulminationspunkt, mit stets ununterscheidbaren zeitlichen Teilen, die paradigmatischen Prozesse. Ohne uns auf antike Kosmologien festlegen zu wollen, können wir auch im Kontext eines alltagsontologischen Kategorienschemas den Simonschen Begriff verorten; beispielhaft durchaus auf Planetenbewegungen bezogen, wenngleich geringfügig idealisiert aufgefasst. Alltagsnäher mögen das gleichmäßige oder gleichförmige Ticken einer Uhr und andere mechanische Bewegungen sein, die jedenfalls homomer zu verstehen sind, und „von sich aus“, trotz ihrer Endlichkeit, keinen bestimmten Kulminationspunkt aufweisen.

4.23 Die Kategorie der occurrences

Wenn wir uns der kategorialen Gemeinsamkeit der Zustände und der Prozesse mit den Ereignissen annähern wollen, müssen wir in einem ersten Schritt ihren Status als partikularen Entitäten darlegen. Ereignisse sind ja solche Partikularien.

Bleiben wir zunächst bei der grundlegenden Entitäten-Frage. Die scheint für Prozesse recht unproblematisch zu sein. Sind sie doch homomere Bewegungen, für welche dieselben Gründe für einen Entitäten-Status anzuführen sind wie bei heteromeren, sprich bei Ereignissen.

Bei Zuständen werden diesbezüglich mehr Zweifel geäußert. So sieht beispielsweise Davidson keinen Grund, gemeinsam mit den Ereignissen auch Zustände als Entitäten zu akzeptieren. Das theoretische Motiv dürfte bei ihm darin zu sehen sein, dass Ereignisse und nur Ereignisse Kausalität in hinreichender Weise erklären, somit für Zustände keine ontologische Funktion bleibt, weder in philosophy of mind, noch

³⁷⁴ Vgl. Simons 2003, 379f.

³⁷⁵ Ebd., 380.

in einer Theorie der kausalen Erklärung.³⁷⁶ Da wir uns hier allerdings nicht auf Davidsons Kausaltheorie verpflichten, ganz im Gegenteil, auch Zuständen eine Rolle in unserer Ursachen-Analyse zukommen lassen (siehe den Abschnitt „Kausalität als Epiphänomen“ in 3.23), fällt dieses Motiv weg. Zudem werden wir Zuständen und Prozessen, gemeinsam mit den Ereignissen, eine eigentümliche ontologische Funktion zubilligen, nämlich Zeit-Konstitution – wovon gleich noch die Rede sein wird. Wir können uns somit auf die Seite jener schlagen, die meinen, dass die von Davidson selbst vorgebrachten und im Sinne Lombards vertiefbaren Gründe für die Annahme von Ereignissen als Entitäten auch für Zustände gelten.³⁷⁷ So gesehen könnte man „Die Kugel ist rot“ in Analogie zu Ereignissätzen verstehen als „Es gibt etwas, das ein Rot-Sein ist und die Kugel ist sein Subjekt.“ Damit verpflichteten wir uns mit Zustands-Sätzen eben auf Zustände, ebenso wie wir uns mit Aussagen über Ereignisse auf die Annahme von Ereignissen als Entitäten verpflichten. Auch dem Lombardschen Desiderat von Signifikanz-Argumenten können wir nachkommen, und zwar durch die gegebene ontologische „ACNC“-Analyse. Diese zeigt, dass Zustände, die darin bestehen, dass Dinge über eine Zeit hinweg durch Modi bestimmt werden, nicht auf irgendwelche anderen Entitäten zurückgeführt werden können bzw. gerade nicht epiphänomenale Gegebenheiten sind.

Wenn wir für Prozesse und Zustände den Entitäten-Status annehmen, ist es zu ihrer Partikularität auch nicht weit. Aufgrund der Vierdimensionalität von Zuständen und Prozessen, d.h. der ihnen wesentlichen Positionierung an einer bestimmten Raum- und Zeit-Stelle, ist ihre Konkretheit, sprich Nicht-Abstraktheit, recht unproblematisch; woraus auch ihr Nicht-Universale-Sein, sprich ihre Individualität folgt. Dieses Rot-Sein der Kugel ist nicht instanziiierbar, sprich unwiederholbar und einzig an einer bestimmten Stelle im Raum und in der Zeit, wie es das prozessuale Ticken der Uhr ist und es Planetenbewegungen sind.

Last but not least sei erwähnt, dass der alltägliche Umgang mit Zuständen und dem, was wir hier Prozesse nennen wollen, ihrem Status als partikularen Entitäten entgegenkommt. Wir gehen mit diesem konkreten Rot-Sein um, wenn wir die Kugel beschreiben bzw. mit diesem individuellen Ticken, wenn wir die Uhr im Hinblick auf ihre Funktionsfähigkeit untersuchen.

³⁷⁶ In Davidson 1993 führt er auch semantische Gründe und Probleme bei der Individuation an, die ihn zur Ablehnung von Zuständen als Entitäten bringt.

³⁷⁷ Vgl. dazu Kanzian 2001, 172, wo u.a. auf Künne 1993 Bezug genommen wird.

Was allerdings an dieser Stelle noch fehlt, ist, der Frage nach kategorialer Gemeinsamkeit von Zuständen und Prozessen mit den Ereignissen bzw. der kategorialen Verschiedenheit aller occurrences von Dingen und Modi ausdrücklich nachzugehen.

Darüber, dass die genannte Gemeinsamkeit besteht, dass es sich also bei Ereignissen, Zuständen und Prozessen um Vorkommnisse einer ontologischen Kategorie handelt, besteht in der Literatur dann kein Zweifel, wenn diese allesamt als Entitäten aufgefasst werden. Wieder kann Peter Simons als Beleg hergenommen werden, wenn er im Hinblick auf Zustände und Prozesse bekundet: „[...] states and processes are so closely akin that we cannot drive a clear ontological wedge between them.“³⁷⁸ Unter dieser Rücksicht können wir uns wieder uneingeschränkt auf Jonathan Lowe beziehen, wenn er schreibt: „A *state* of a concrete object is something which belongs to the same ontological category as an *event* involving that object“³⁷⁹.

Für unseren Kontext entscheidend soll jedoch sein, dass wir diese kategoriale Einheit aller occurrences sowie die kategoriale Verschiedenheit von Dingen und Modi auch in Anwendung des hier versuchten einschlägigen Kriterienkatalogs darlegen können. Demzufolge steht „Kategorie“ für allgemeinste Gattungen von Entitäten, die (i) in ihrer räumlichen und zeitlichen „Gestalt“, (ii) in der Weise ihrer Artzugehörigkeit, (iii) hinsichtlich ihrer Identität, schließlich (iv) in ihren Abhängigkeitsverhältnissen übereinstimmen.

Ad (i): Ereignisse sind Partikularien, wie es auch Zustände und Prozesse sind. Davon war eben erst die Rede. Sie alle kommen im Raum und in der Zeit vor, was der metaphorischen Zuschreibung einer räumlichen und zeitlichen Gestalt entspricht. Die Weise aber, *wie* alle diese Entitäten im Raum und in der Zeit sind, ergibt definitiv keinen Unterschied, der ihre kategoriale Einheit in Frage stellen könnte. Sie alle haben eine räumliche und eine zeitliche Ausdehnung, was auch das Haben räumlicher und zeitlicher Teile einschließt. Sie alle sind *Perdurer*.

In ihrer Vierdimensionalität unterscheiden sich alle occurrences grundlegend von dreidimensionalen Endurer-Dingen. Mit den Modi kommen sie darin allerdings überein. Auch in ihrer räumlichen Gestalt gibt es Gemeinsamkeit. Sowohl alle occurrences als auch die Modi entlehnen drei der ihnen wesentlichen vier Dimensionen von den Dingen. Was Ereignisse, Zustände und Prozesse aber von den Modi trennt, ist, dass sie zur Zeit ein grundlegend anderes Verhältnis haben. Occurrences sind Zeit-Konstituenten, Modi definitiv nicht, was Modi nicht nur von Dingen, sondern auch von den occurrences wesentlich abhängig macht. Entscheidend hier: In ihrer zeitlichen Gestalt,

³⁷⁸ Simons 2003, 379.

³⁷⁹ Lowe 1998, 235. *Hervorhebungen* Lowe

d.h. im Verhältnis zur Zeit unterscheiden sich Ereignisse, Zustände und Prozesse so grundlegend von den Modi, dass dies nach Kriterium (i) gegen kategoriale Gemeinsamkeit spricht.

Ad (ii): Dieses Kriterium rekurriert auf die Weise der sortalen Bestimmung der ontologischen Verfasstheit von Entitäten. Hier ist entscheidend, dass die bei den Ereignissen festgestellte *sortale Relativität* in gleicher Weise auch auf Zustände und Prozesse zutrifft. Sie können, synchron, unterschiedlichen Arten angehören, relativ zu denen ihre Identität besteht. Zustände und Prozesse können, wie die Ereignisse, zu einem Zeitpunkt unterschiedliche kanonische Beschreibungen aufweisen.

Was bei Prozessen aufgrund ihrer einschlägigen Nähe zu Ereignissen klar zu sein scheint, lässt sich, zumindest bei oberflächlicher Betrachtung, für Zustände in Zweifel ziehen. Nicht gerade bei komplexen Zuständen wie Krank-Sein o.ä., die offensichtlich verschieden beschrieben werden können; aber wohl bei einfachen, wie dem bereits angeführten Rot-Sein der Kugel. Was allerdings auch bei einfachen Zuständen sogleich hilft, ist der im Abschnitt 3.12, „Die Funktionen“, ausgeführte Doppelaspekt der Modi. Modi bestimmen ihre Träger qualitativ und verleihen ihnen, als Kräfte, Dispositionen. Da dadurch bei den Modi keine Vervielfältigung geschieht, so auch nicht bei „ihren“ Zuständen, die aber dennoch, unter Verweis auf diese unterschiedlichen Funktionen, synchron unterschiedlich sortal zugeordnet und kanonisch beschrieben werden können. Der Zustand des Rot-Seins der Kugel kann z.B. auch unter der Rücksicht beschrieben werden, dass der Modus Rot der Kugel bestimmte Dispositionen verleiht. Es handelt sich dabei auch um ein (auf bestimmte Weise) Wahrnehmbar-Sein der Kugel oder um einen Zustand des Reflektierbar-Seins von Lichtwellen.

Der einschlägige Unterschied zu den in ihrer Identität sortal dependenten Dingen, die synchron genau einer species infima angehören, muss hier nicht weiter besprochen werden. Da auch gegenüber den Modi, deren sortale Zugehörigkeit, Stichwörter „Determinanten“ und „Determinablen“, gänzlich anders zu beurteilen ist, ein grundlegender Unterschied besteht, möge Kriterium (ii) als weiterer Beleg unserer These angenommen werden.

Ad (iii): Wir können damit zu jenem Kriterium übergehen, das ausdrücklich auf die Identität von Entitäten abzielt. Auch in diesem Kontext ist zu berücksichtigen, dass dieses Kriterium in Zusammenschau mit (i) und (ii) zu prüfen ist.

Zustände, Prozesse und Ereignisse sind, wie unter (i) dargelegt, Perdurer. Sie sind vierdimensionale Entitäten, die räumlich und zeitlich ausgedehnt und teilbar sind. Somit ist auch ihre Identität – in besonderer Weise relevant ist hier ihre diachrone –

analysierbar, somit auch rückführbar auf kontinuierliche Abfolge von Phasen oder zeitlichen Teilen.

Dass die (numerische) Identität aller occurrences sortal relativ ist, bringt das Kriterium (iii) in Zusammenhang mit (ii).

Auch in diesem Zusammenhang können wir uns die Frage nach der spezifischen *Einheit* der occurrences stellen. Wie bei der Einführung von Zuständen explizit gemacht, handelt es sich bei ihnen um komplexe Einheiten per se. Zustände sind das Zukommen von Modi an Dingen. Daraus ergibt sich ihre Komplexität, die allerdings die Priorität der Einheit miteinschließt. Es ist *ein* Zustand, der unterscheidbare Komponenten enthält. Das gilt in derselben Weise für Ereignisse und Prozesse, die ebenfalls aus einem Träger und dem bestehen, was wir dynamische Eigenschaft nennen. Diese ist analysierbar, was der komplexen Einheit per se der Ereignisse und der Prozesse keinen Abbruch tut. Da bei komplexen Einheiten per se, aufgrund der Priorität von Einheit, ein enger Zusammenhang mit numerischer Identität vorliegt – es geht um jeweils *eine* Entität, nicht um eine numerische Pluralität, die „per accidens“ eine Einheit bildete – sind wir bei dem angelegt, was gemäß Kriterium (iii) relevant ist: Ereignisse, Zustände und Prozesse unterscheiden sich im Hinblick auf ihre Identität nicht.

Von hier aus ist auch die Abgrenzung zu den Dingen und zu den Modi leicht ins Auge zu fassen. Dinge sind Endurer, Modi aber keine komplexen Einheiten. Damit können sie nach Kriterium (iii) nicht derselben Kategorie angehören wie die occurrences.

Wie aber steht es mit jenem Kriterium (iv), das sich auf ontologische Abhängigkeitsverhältnisse bezieht? Auch hier können wir Überlegungen bzgl. der bereits diskutierten Kriterien einfließen lassen. Ereignisse, Zustände und Prozesse kommen darin überein, in drei der ihnen wesentlichen Dimensionen, nämlich den räumlichen, von Dingen abhängig zu sein. Im Hinblick auf Zeit sind sie allesamt ontologisch autonom, weil selbst deren Konstituenten.

Alle occurrences hängen somit ontologisch von Dingen ab. Aber nicht nur. Bei Zuständen ist offensichtlich, dass sie nicht nur der Dinge bedürfen, sondern auch der anderen Komponenten, das sind Modi. Das Rot-Sein der Kugel hängt auch von diesem Rot-Modus in seiner Existenz ab. Diese Abhängigkeit wird wohl im Detail anders auszubuchstabieren sein als jene von der Kugel.³⁸⁰ Sie ist jedenfalls streng,

³⁸⁰ In Kanzian 2016, II – 2.3, hier v.a. 111, habe ich den Versuch unternommen, die Abhängigkeiten der drei Kategorien von Partikularien voneinander systematisch darzustellen.

sprich individuell und wesentlich oder die Existenz des Zustands betreffend. Für unseren Kontext maßgeblich ist, dass darin die Ereignisse und die Prozesse mit den Zuständen übereinkommen. Auch wenn dynamische Eigenschaften keine Modi sind, so zeigt doch ihre Analyse, dass sie Ausgangs- und Endsituationen umfassen, die jeweils Modi beinhalten müssen.

Wir können jedenfalls davon ausgehen, dass sich unter der Rücksicht ontologischer Abhängigkeit kein grundsätzlicher Unterschied zwischen den Genera der occurences ergibt.

Dass sich darin alle occurences hinsichtlich ontologischer Abhängigkeit sowohl von den Dingen als auch von den Modi abheben, ist klar. Dinge sind die grundlegenden Partikularien. Sie hängen in ihrer Existenz nicht von anderen Partikularien ab; auch nicht von den occurences als Zeit-Konstituenten, da Dinge ja dreidimensional, also nicht wesentlich zeitlich sind. Occurences hängen von Modi ontologisch ab, Modi von occurences. Aber ganz anders: Modi von occurences hinsichtlich ihrer wesentlichen Zeitlichkeit, occurences von Modi, wie gezeigt, im Hinblick auf ihre ontologische Komposition. Damit ist die Asymmetrie der Abhängigkeit zwischen Modi und occurences jedenfalls gewährleistet, was für unser Kriterium (iv) maßgeblich ist.

Alle occurences kommen in der Weise ihrer ontologischen Abhängigkeit überein und unterscheiden sich darin von den beiden anderen Kategorien von Partikularien.

In Ergänzung zur Anwendung der Kriterien (i)-(iv) kann, zur weiteren Stützung der These der kategorialen Einheit der occurences, auf bemerkenswertes Grenzgängertum zwischen Ereignissen, Zuständen und Prozessen hingewiesen werden. Zwischen verschiedenen Kategorien gibt es nämlich keine Grenzgänger.

Ansetzen können wir bei jenen komplexen Zuständen, die bereits unter (ii) angesprochen wurden, z.B. Krank-Sein. In der Literatur wird auch das In-New-York-Sein angeführt.³⁸¹ Romantischere Gemüter können auch das Verliebt-Sein als Beispiel annehmen. All dem ist gemein, dass es, trotz markanter statischer Elemente bzw. homomerer Komposition, durchaus auch ereignishafte Züge tragen mag. Krank-Sein besteht, ontologisch gesehen, auch aus Änderungs-Phasen; ebenso wie die anderen beispielhaft genannten Zustände.

Desgleichen kann man sich leicht vorstellen, dass manche Ereignisse auch statische Phasen aufweisen. Mitunter wird das Wache-Halten der bedauernswerten Polizist:innen („Bobbies“) vor dem Buckingham Palace als Beispiel angeführt. Dieses

³⁸¹ Vgl. dazu Kanzian 2001, 197.

Wache-Halten ist zunächst ein Ereignis. Solange es „richtig“ durchgeführt wird, bewegt sich aber nichts. Es hat somit deutlich zustandshafte zeitliche Abschnitte. Um auch das Grenzgängertum zwischen Ereignissen und Prozessen anzusprechen, kann man sich solche Ereignisse vorstellen, die homomere Phasen ohne Kulminationspunkt „by itself“ aufweisen. Beim Abspielen einer Schallplatte z.B. kam es durchaus vor, dass die Nadel hängen blieb und eine Phase des Musikstückes ständig homomer wiederholt wurde, bis zur Abhilfe durch mechanische Einwirkung.

Bei den in 4.22 genannten Beispiel-Prozessen kann man eine eigentümliche Art von Grenzgängertum zu den Ereignissen hin feststellen. Exakt betrachtet, sind die Planetenbahnen nämlich ebenso wenig homomer wie das Ticken einer Uhr. Wie angedeutet, stellt die angenommene Homomerität eigentlich eine Idealisierung dar. Schon deshalb ist die Grenze zu den Ereignissen nicht scharf zu ziehen. Unter alltagsontologischer Rücksicht kann dieser Aspekt verallgemeinert werden, dahingehend, dass „reine“ Ereignisse, Zustände und Prozesse in unserer alltäglichen Lebenswelt eigentlich die Ausnahme bilden. Dies steht dem Bemühen nicht entgegen, diese Genera der occurrences begrifflich und auch ontologisch voneinander abzuheben; solange deren Differenzen nicht strikt und rigide gezogen werden – was uns eines Arguments für ihre kategoriale Einheit, Grenzgängertum, berauben würde.

Wir können annehmen, dass Ereignisse, Zustände und Prozesse Entitäten sind, die ein und derselben Kategorie angehören. Damit stehen wir bei drei Kategorien im Bereich der Partikularien: Dinge, Modi und eben die occurrences.

4.3 Objekte im Umfeld der Occurences-Kategorie

Mit diesem Ergebnis kommen wir auch im vierten Hauptteil zur angekündigten Analyse von „Umfeld-Objekten“ der behandelten Kategorie. Auch an dieser Stelle greifen wir damit die Distinktion auf zwischen ontologisch eigentlicher und einschlägiger uneigentlicher Rede.

Bei der Klassifizierung der Umfeld-Objekte der occurrences gibt es wieder Überschneidungen mit denen der Ding-, aber auch der Modi-Kategorie. Diese werden den Bereich der Epiphänomene betreffen. In Analogie zu Raum und Kausalität wird es im Zusammenhang mit den occurrences um *Zeit* gehen, wie das in vorhergehenden Passagen ja schon oftmals angekündigt wurde. Occurrences sind Konstituenten von Zeit und zeitlichen Verhältnissen, wie Dinge Konstituenten von Raum und räumlichen Verhältnissen bzw. Modi von Kausalität und kausalen Verhältnissen sind. Damit werden wir uns (endlich) im Abschnitt 4.34 beschäftigen. Davor haben wir ein

Thema anzugehen, das ebenfalls schon vorbereitet ist, nämlich das der Quasi-Occurences in den verschiedenen Genera (4.31). Dabei werden wir es u.a. mit der Dynamik von Quasi-Individuen sowie mit „Zuständen“ von Quasi-Dingen zu tun bekommen, um nur exemplarisch auf das Kommende einzustimmen. Kaum angesprochen, in der Literatur hingegen prominent vertreten sind sogenannte reine Cambridge changes, zu denen relationale Dynamiken gehören (4.32). Eine weitere Gruppe ontologisch uneigentlicher occurences sind punktuelle. Diese gilt es insbesondere vor alltagsontologischem Hintergrund etwas genauer anzusehen, zumal sie, zumindest auf den ersten Blick gesehen, durchaus in unserer Lebenswelt vorkommen, z.B. Preissteigerungen. Die treten instantan ein, zu einem vorab definierten *Zeitpunkt*, sprich ohne zeitliche Ausdehnung. Das wird uns in 4.33 beschäftigen.

Von all diesen Umfeld-Objekten unserer Kategorie der occurences kann man natürlich so sprechen, *als ob* wir es tatsächlich mit Ereignissen, Zuständen oder Prozessen zu tun hätten. Das bringt uns zurück zur Einführung zu diesem Hauptteil, wo eine Abhandlung von „Als-ob-Ereignissen“ in Aussicht gestellt wurde, was wir hier zu „Als-ob-Occurences“ erweitern können. Damit kommen wir gleich zu einer ersten Gruppe derselben, den Quasi-Occurences.

4.31 Quasi-Occurences

Wenn wir versuchen, Differenzierungen im Bereich der Quasi-Occurences systematisch zu erfassen, können wir dies sowohl im Hinblick auf die Träger, als auch hinsichtlich der ins Auge gefassten Dynamik tun. Bei Ersterem ist zwischen Quasi-Individuen und Quasi-Dingen zu unterscheiden; hinsichtlich des Letzteren sind die verschiedenen Genera der Ereignisse und dann noch die eigentümliche Dynamik der Prozesse zu beachten, natürlich auch die Statik der Zustände.

Wenn wir zunächst bei der ersten Unterscheidungsebene bleiben, können wir uns kurz in Erinnerung rufen, was Quasi-Individuen und Quasi-Dinge sind, um ihre Funktion als Träger von occurences besser in den Blick zu bekommen. Quasi-Individuen sind form-lose Objekte ohne natürliche Einheit und genuine Individualität, die (deshalb) auch nicht bestimmt gezählt werden können. Es handelt sich um Materialanhäufungen verschiedener Komplexität, angefangen von einfachen Stoff- oder Masseportionen (Wassertropfen, Sandhaufen), bis hin zu quantitativ auffälligen natürlichen Formationen wie Berge und Seen. Im Alltag gehen wir mitunter mit ihnen quasi so um, als ob es Individuen wären. Als paradigmatische Quasi-Dinge aber wurden die hypostasierten Modellierungen oder Setzungen naturwissenschaftlicher Theorien

eingeführt, typischerweise als *Perdurer* aufgefasst. Dazu kommen noch mathematische Objekte, (nach Quine) v.a. Klassen, aber auch Zahlen; allesamt etwas, was man als abstrakte Individuen kategorisieren könnte. Über diese können wir so reden, als ob sie Dinge wären. Vermutlich wäre sonst physikalische, aber auch mathematische Theorienbildung und deren Vermittlung eine schwere bis aussichtslose Sache.

Sowohl Quasi-Individuen als auch Quasi-Dinge sind aber – zumindest *prima facie* – bestimmt; sei es durch *Modi*, sei es durch etwas, das wir als abundante Eigenschaften in das Umfeld der *Modi*-Kategorie verlegt haben. Damit sind wir bereits bei dem, was man als Zustände bezeichnen könnte, in die Quasi-Individuen und Quasi-Dinge eintreten. Dabei ist freilich zu beachten, dass wir den ursprünglichen Zustandsbegriff im Sinne von ACNC in diesem Kontext zu Quasi-Zuständen uminterpretieren müssen. Diese bestehen darin, dass Quasi-Individuen bzw. Quasi-Dinge, um es vorsichtig zu sagen, Eigenschaften haben, *Modi* oder abundante Eigenschaften. Der Quasi-Zustand, dass ein Sandhaufen eine gewisse Masse hat, ist hier ebenso gemeint, wie dass sich eine Zahl quasi im Zustand des Natürlich-, Rational- oder Gerade-Seins befindet.

Sind wir diesen Schritt gegangen, dürfte der nächste nicht schwer sein. Befinden sich Quasi-Individuen und Quasi-Dinge in Quasi-Zuständen, können wir uns durchaus Situationen konzipieren, in denen sie einer gewissen Dynamik unterliegen. Quasi-Individuen können sich, um auf den Kernbegriff von Ereignissen abzielen, quasi ändern. Im Alltag sprechen wir durchaus davon, dass ein Sandhaufen, z.B., an Masse gewinnt. Nicht nur das, wir transportieren ihn auch, was an Ortsbewegungen erinnert. Um in uneigentlichen Redeweisen zu verbleiben, kann ein solches Quasi-Individuum auch entstehen und vergehen – womit wir eine gar nicht unbeachtliche Bandbreite von Quasi-Occurences ins Auge gefasst haben. Schließt man nicht aus, dass sich Masseportionen auch homomer und ohne Kulminationspunkt bewegen können, hätte man schließlich den prozessualen Sinn in unserem Kontext eingeholt.

Nicht so einfach ist es mit der Dynamik quasi-dinglicher Objekte bestellt, insbesondere dann, wenn sie dem Bereich der abstrakten Individuen zuzuordnen sind. Die sind nämlich, wenn man ihren Freund:innen glaubt, gerade nicht dynamisch; weder homomer noch heteromer. Anders ist das freilich mit den Setzungen z.B. der Physik bzw. der Chemie. Wir lernen, um laienhaft nur einige Beispiele anzuführen, dass sich quantenphysikalische Systeme verändern, Elektronen bewegen, dass Moleküle entstehen und vergehen. Hier lassen sich wohl auch prozesshafte Vorgänge gut annehmen. Ohne Bezüge zu Naturwissenschaften können wir noch bei einem anderen „Genus“ von Quasi-Dingen ansetzen, nämlich bei fiktionalen Gestalten wie literarischen

Figuren. Die sind ohne Zweifel Träger aller Arten Dynamik. Gut stilisierte literarische Figuren verändern sich. Wenn man Raum und räumliche Verhältnisse nicht auf nicht-metaphorische Kontexte beschränkt, bewegen sie sich auch, und, ja, sie können entstehen und vergehen. Bei Prozessen im eingeführten Sinn tun sich fiktive Gegenstände, aufgrund konstruierbarer idealer Homomerität, sogar leichter als physikalische Objekte.

Ohne jetzt eine vollständige Erörterung aller Gruppen anstreben zu können, wollen wir anhand einer repräsentativen Auswahl eine verallgemeinerbare ontologische Analyse angehen. Im Kern soll es dabei um eine Klärung des Unterschieds zwischen Quasi-Occurences und occurences in ontologisch eigentlicher Redeweise gehen. Ein vertiefteres Verstehen des dynamischen Aspekts der Wirklichkeit wäre ein willkommener Effekt.

Bereits bei der Erörterung von „Änderung“ als Kernbegriff von „Ereignis“ sind wir auf die Frage nach Quasi-Individuen als Träger gestoßen. Das soll hier aufgegriffen, „Quasi-Änderungen“ zur beispielhaften Darlegung von Quasi-Occurences herangezogen werden. Der Kontext dort war die Frage, ob Dinge die einzigen Trägerobjekte von Änderungen sein können. Dem wurde entgegengehalten, dass sich *prima facie* auch Objekte ändern, die wir als Quasi-Individuen klassifiziert haben. Die angeführten Beispiele sind die Erwärmung eines Goldklumpens und die Einfärbung einer Wasserportion. Sind nicht auch Quasi-Individuen eigentliche Änderungs-Träger? Wenn dem so wäre, wären deren Änderungen von denen der Dinge nicht zu unterscheiden.

Dem *prima facie* Befund sich ändernder Quasi-Individuen kommt zunächst entgegen, dass Quasi-Individuen, bleiben wir beim angeführten Goldklumpen und dem Quantum Wasser, Eigenschaften haben, durchaus auch im Sinne unserer Modi. Quasi-Individuen sind „space filling material“ (Lowe) und weisen folglich Modi jener Determinablen auf, die mit Räumlichkeit gegeben sind, z.B. Wärme- bzw. Farbdeterminablen. Noch dazu können Determinanten dieser Determinablen ausgetauscht werden, was ebenfalls dem Änderungsbefund entgegenkommt.

Eine genauere Analyse von Änderungen nach ACC lässt an diesem *prima facie* Befund allerdings entscheidende Zweifel aufkommen: Wie wir gesehen haben, braucht, nach dem Buchstaben von ACC, jede Änderung einen *Endurer* als Trägerobjekt, seine diachrone Identität in einem strikten Sinn. Die diachrone Identität eines Endurers bedarf allerdings eines Identitätsprinzips. Das aber kann, wie gesehen, nicht auf Grundlage von Material, sondern nur in einer individuellen Form gefunden werden. Quasi-Individuen, damit kommen wir zum entscheidenden Punkt, aber haben

keine individuelle Form, somit weder ein bestimmtes Einheitsprinzip, noch das, was wir im Hinblick auf Dinge ein Identitätsprinzip nennen können. Also haben Objekte ohne individuelle Form, wie es Quasi-Individuen sind, keine diachrone Identität in einem eigentlichen Sinn. Sie sind letztlich keine Endurer. Also sind sie auch kein *x*, das in ACC als Trägerobjekt im Sinne der Klauseln (ii) und (iv) fungieren könnte.

Diese Argumentation ist auch auf die anderen „Genera“ von Ereignissen, sprich Ortsbewegungen und Entstehen/Vergehen, anwendbar. Und zwar deshalb, weil auch dort das Endurer-Erfordernis zentral ist, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Bei Ortsbewegungen sind es durch die Zeit identische Dinge, die räumliche Verhältnisse, sprich epiphänomenale Bestimmungen, wechseln. Bei Entstehen/Vergehen sind jedenfalls Dinge, Komposita, beteiligt in einem finalen Sinn. Ebenso wenig wie Quasi-Individuen mangels diachroner Identität in einem strikten Sinn Trägerobjekte von ACC-Änderungen sein können, sind sie Subjekte von Ortsbewegungen. Und, darauf wurde im Abschnitt über Entstehen/Vergehen bereits hingewiesen, Quasi-Individuen entstehen nicht, und sie vergehen nicht. Entstehen ist *Formung* von Material, Vergehen aber *Deformierung*. Quasi-Individuen haben keine Form. Sie werden aus gleichartigen oder verschiedenartigen Massen zusammengefügt bzw. in diese zerteilt, verstreut, vergossen o.ä..

Wie aber gehen wir mit der Erwärmung eines Goldklumpens, mit dem Transport eines Sandhaufens um? Die einfachste, letztlich aber einzig zutreffende Antwort ist: Quasi so als ob wir es mit einer Änderung bzw. einer Ortsbewegung zu tun hätten. Anders könnten wir das gar nicht in alltägliche Praxis integrieren. Desgleichen hindert uns niemand daran, das Zusammenfügen von Stoffmengen quasi so zu behandeln, als wäre es das Entstehen eines hylemorphischen Kompositums – wenn, ja wenn wir nicht aus den Augen verlieren, dass es sich dabei, unter Berücksichtigung der Nicht-Erfüllung des Endurer-Erfordernisses, um eine ontologisch uneigentliche Rede handelt.

Damit haben wir auch einen Schlüssel zur Hand, um die Als-ob-Pendants von Zuständen und Prozessen zu verstehen. Material ist, dabei bleiben wir, ursprünglich räumlich ausgedehnt, womit auch jene Determinablen gegeben sind, die wir bei ihrer Einführung „extensional“ genannt haben. Deren Determinanten kommen Masseportionen zu. Damit treten diese quasi in Zustände ein. Auch hier freilich in einem uneigentlichen Sinn, da „echte“ Zustände darin bestehen, dass *ein* Träger über eine Zeitdauer hinweg durch Modi bestimmt ist; eine Masseportion, wie es ein Quasi-Individuum nun einmal ist, aber eigentlich nicht diachron *ein* Träger sein kann, dem über eine Zeitdauer hinweg Bestimmungen zukommen. Das hindert uns freilich nicht, mit

dem, was sie ausmacht, quasi so umzugehen, als ob das der Fall wäre. Dennoch: Quasi-Individuen komponieren ausschließlich Quasi-Zustände.

Gestehen wir das zu, können wir Quasi-Prozesse in analoger Weise rekonstruieren. Wir dürfen manche Abläufe so verstehen, als ob sich Massen, in verschiedener Komplexität, homomer und ohne bestimmten Kulminationspunkt bewegen.

Die eben angestellten Analysen können auch dazu beitragen, die ontologisch eigentliche Sichtweise auf bereits Dargestelltes ins rechte Licht zu rücken. Ein Punkt ist die *Derivativität* des Zukommens von Modi. In vorhergehenden Abschnitten, erstmals in 2.13, „Der Materialaspekt von Dingen als hylemorphischen Einheiten“, ist ja im Anschluss an Lynne Rudder-Baker davon die Rede, dass in einem ursprünglichen Sinn nicht das hylemorphische Kompositum als solches, sondern seine Komponenten durch Modi bestimmt sind. Das können wir weiter annehmen. Allerdings sehen wir jetzt klarer, dass diese ursprüngliche Bestimmtheit des Materials nur im *Verbund* eines hylemorphischen Kompositums vorliegt. Nur dann ist es *geformtes* Material und kann somit in einem eigentlichen Sinn Träger von Bestimmungen sein. Außerhalb des hylemorphischen Kompositums ist Material genau genommen nur quasi bestimmt, aufgrund seiner Quasi-Individualität. (Damit kommen wir auch endlich zum Grund, warum wir bei der technischen Einführung von „Bestimmtheit“ auf die Einbeziehung von Quasi-Individuen verzichtet haben, siehe die Einleitung von 3.12.) Was Material auch außerhalb hylemorphischer Komposition aufweist, ist dreidimensionale Ausdehnung und die damit gegebenen extensionalen Determinablen, deren Determinanten oder Modi, wie wir jetzt wissen, Material in Quasi-Zustände bringen.

Möglicherweise nähern wir uns bei diesem Stand der Darstellung dem Ende der Geduld mancher Leser:innen. Was nützt es darzulegen, was quasi der Fall ist, was hilft eine Als-ob-Analyse? Ist es nicht Aufgabe der Ontologie zu klären, was tatsächlich vorliegt, wenn wir, um beim Beispiel zu bleiben, einen Sandhaufen bewegen oder eine Wasserportion einfärben? Im Grunde hat die Ungeduldige recht. Wenn Masseportionen keine genuine Individualität aufweisen, Identität nicht in einem eigentlichen, sondern uneigentlichen Sinn, dann müsste es auch eine Analyse geben, welche die vermeintliche Individualität bzw. Identität zurückführt oder reduziert auf grundlegende oder eigentliche Instanzen. Relativ zum Analyseergebnis kann man dann die Frage beantworten, was wirklich vorliegt, und nicht nur quasi.

Bei einer Analyse von Individualität und Identität von Masseportionen hat man im Grunde nur zwei alternative Perspektiven. Die eine wäre Atomismus. Demnach wären Quasi-Individuen letztlich Einheiten per accidens, Summen von nicht weiter

teilbaren elementaren Partikeln, Atomen, Monaden, oder, wie sie heute auch genannt werden, *metaphysical simples*.³⁸² Die andere Perspektive wäre es, Masseportionen als potentiell infinit teilbare Objekte aufzufassen.

Die atomistische Analyse erlaubte eine Rückführung von Quasi-Individuen auf „echte“ Individuen mit strikter Identität. Das wäre die gute Nachricht, wenn es eine plausible Variante eines solchen Atomismus gäbe. Ohne diese Debatte hier führen zu können, sei aber angenommen, dass dem nicht so ist. Das ist die schlechte. *Metaphysical simples* und ihre Pendants erzeugen unlösbare Probleme, nicht nur empirisch, sondern auch begrifflich. Wie soll etwas Einfaches, selbst unausgedehnt und unteilbar, Ausgedehntes wie Material aufbauen?³⁸³ Somit bleibt nur die zweite Perspektive. Quasi-Individuen sind potentiell infinit teilbar. Wenn dem so ist, bleibt aber die bereits gegebene Antwort gültig. Jedes Analyseelement von Quasi-Individuen ist selbst wieder ein Quasi-Individuum, mit dem wir umgehen können, als ob es ein Individuum wäre, solange wir nicht vergessen, ontologisch uneigentlich zu bleiben.

Weniger Aufwand erzeugt die Begründung, warum es sich bei den Quasi-Occurrences mit quasi-dinglichen Trägern nicht um Entitäten handelt, gleich den Ereignissen, Zuständen oder Prozessen unserer Occurrences-Kategorie. Quasi-Dinge sind paradigmatisch Modellierungen, die erforderlich sind, um anhand einzelwissenschaftlicher Theorien empirische Befunde zu interpretieren. Sie sind keine Entitäten, damit natürlich auch keine Endurer-Dinge. Die Rede von Ereignissen, Zuständen, Prozessen, in welche Hypostasierungen dieser Modelle involviert sind, muss deshalb in den Bereich ontologisch uneigentlicher Rede verlegt werden. Hypostasierungen von Modellen können keine *Entitäten* der Occurrences-Kategorie komponieren. Dasselbe gilt für abstrakte Individuen und auch fiktionale Figuren, wie sie im gleichlautenden Abschnitt 2.23 als Quasi-Dinge rekonstruiert wurden.

In diesem Zusammenhang ist ergänzend noch einmal auf den Begriff „Prozess“ zurückzukommen, wie er im Kontext revisionärer Prozess-Ontologien verwendet wird. Die dortige Verwendung entspricht weder unseren Prozess-Entitäten, noch dem hier entwickelten „Genus“ der Quasi-Occurrences, den Quasi-Prozessen, in die Quasi-Individuen und Quasi-Dinge involviert sind. „Prozess“ im Sinne der Prozess-Ontologie steht selbst für ein Quasi-Ding, im Sinne einer Hypostasierung physikalischer

³⁸² Wichtigster Referenzautor ist hier Peter van Inwagen, vgl. ders. 1990, 5.

³⁸³ Ich erlaube mir, diesbezüglich auf meine Ausführungen in Kanzian 2009, II – 1.31, Atome, zu verweisen.

Modellbildungen. Die Frage, ob dann nicht auch prozess-ontologische Prozesse Träger von Quasi-Prozessen sein könnten, wäre allerdings legitim und wohl auch positiv zu beantworten.

Da wir uns allerdings nicht dem Vorwurf aussetzen wollen, nun auch noch die Prozess-Ontologie alltagsontologisch zu absorbieren, lassen wir es bei dieser Erörterung der ersten Gruppe von Als-ob-Occurences bewenden und wenden uns einer weiteren zu, den sogenannten reinen Cambridge changes.

4.32 Reine Cambridge changes

Um die in der Überschrift genannten Objekte in den Blick zu bekommen, wollen wir zunächst dem Begriff „Cambridge change“ oder (dt.) „Cambridge-Änderung“ nachgehen. Dann können wir jene Kandidaten untersuchen, die durch das Attribut „rein“ hervorgehoben werden. Auch hier wird es darum gehen, den Status der aufgewiesenen Als-ob-Änderungen als Umfeld-Kandidaten unserer Kategorie darzustellen.

Cambridge changes

Das Wort „Cambridge change“ wurde, wenn man repräsentativen Darstellungen der Sache folgt,³⁸⁴ durch Peter Geach in den Fachdiskurs eingeführt, der einen Versuch, Änderungen zu verstehen, auf die *Cambridge*-Größen Russell und McTaggart zurückführt. Dieser Versuch rekurriert im Wesentlichen auf den Wechsel von Wahrheitswerten von Aussagen bzw. Aussagegehalten (Propositionen, engl.: propositions), der, da ein und dieselbe Aussage zu einem Zeitpunkt unmöglich wahr und falsch sein kann, eine *Zeitspanne* umfasst. Im Anschluss an Brian Lombard können wir ein entsprechendes „Cambridge Criterion of Change“ (CCC) wie folgt angeben:

A change occurs if and only if

- (i) there are distinct times, t and t' ,
- (ii) and there is a proposition, S , and
- (iii) S is true at t and false at t' .³⁸⁵

Auf den ersten Blick fallen signifikante Unterschiede zu ACC auf, die mit dem Wegfall eines Verweises auf ein Trägersubjekt bzw. auf eine Eigenschaft zu tun haben.

³⁸⁴ U.a. Simons 2003, 273; Mortensen 2020, section 2: Change, Cause, Time, Motion.

³⁸⁵ Lombard 1986, 81.

Anstatt dessen ist von einer Proposition die Rede, welche, wie gesagt, den Wahrheitswert wechselt.

Bemerkenswert, und damit komme ich schon auf den zweiten Blick zu sprechen, ist jedoch, dass auch ACC-Änderungen unter die Cambridge changes subsumiert werden können. Wenn ein Ding zu einem Zeitpunkt t durch einen Modus M bestimmt wird, zu einem anderen Zeitpunkt t' nicht, gibt es auch eine Proposition, die zu t wahr, zu t' aber falsch ist. Wenn eine Kugel heute rot ist, morgen aber blau, findet eine ACC-Änderung statt. Es gilt aber auch, dass der Aussagegehalt von „Die Kugel ist rot“ heute wahr, morgen aber falsch ist – was das Geschehen als CCC-konform ausweist. Analoges können wir von anderen Ereignissen, von einigen Quasi-Occurrences und auch von jenen instantanen Geschehnissen sagen, von denen in 4.33 die Rede sein wird. Auch sie bedingen den Wechsel des Wahrheitswerts von Aussagen.³⁸⁶

Der dritte Blick führt uns aber darüber hinaus und lässt uns einsehen, dass *nicht nur* die besagten occurrences und Quasi-Occurrences unter CCC fallen. Wenn die Proposition „X ist Tante von Y“ heute falsch, in einem Jahr aber wahr ist, fällt das ebenfalls unter CCC, auch wenn angenommen werden kann, dass X selbst in keinerlei dynamische Geschehnisse involviert wird. Dasselbe gilt für die Ansage, „5 hat aufgehört, meine Lieblingszahl zu sein“, welche irgendwann den Wahrheitswert von „5 ist meine Lieblingszahl“ von wahr auf falsch switchen lässt. Last but not least können wir auch auf Aussagen über Ereignisse verweisen, wie „Das Fußballspiel interessiert mich“, die in der ersten Halbzeit wahr, in der zweiten Halbzeit aber falsch sein können.

Damit sind wir bei dem angelangt, was wir als *reine* Cambridge-Änderungen bezeichnen wollen. Im Englischen tut man sich leichter, den entscheidenden Punkt begrifflich zu fassen, indem man zwischen „to change“ und „to alter“ unterscheidet und die reinen Cambridge changes als „non-alterations“ auffasst.³⁸⁷ Im Deutschen kommt man dem wohl nahe, wenn man diese „Änderungen“ so umschreibt, dass sie eintreten, ohne dass mit einem Trägerobjekt, sei es in eigentlicher, sei es in uneigentlicher Rede, etwas *geschieht*. Auch dabei kommt uns Lombard entgegen, wenn er

³⁸⁶ Die gewählten vorsichtigen Formulierungen „von anderen Ereignissen“ bzw. „von einigen Quasi-Occurrences“ sollen darauf hinweisen, dass nicht alle Ereignisse und nicht alle Quasi-Occurrences unter CCC fallen. Ortsbewegungen z.B. können ja, wie gesehen, durchaus am selben Ort enden, an dem sie begonnen haben. Dasselbe kann für Prozesse gelten, z.B. idealisierte Planetenbewegungen. Für all das gilt, dass es nicht der Fall sein mag, dass eine relevante Proposition „falsch gemacht“ wird.

³⁸⁷ Vgl. Lombard 1986, 94.

„non-alterations“ in Hinblick auf Objekte so charakterisiert, dass „[...] nothing thereby happened *to* them.“³⁸⁸

Im Folgenden wollen wir Gruppen von Kandidaten solcher reinen Cambridge changes untersuchen.

Trägerlose Änderungen

Einem „Genus“ von reinen CCC-Änderungen, das in den eben angeführten Beispielen noch nicht angedeutet wurde, sind wir schon begegnet; und zwar als (putativen) Einwand gegen die generelle These, dass es sich bei Ereignissen um von ihren Trägern, also Dingen, abhängige Entitäten handelt (vgl. 4.13). Es sind vermeintlich träger- oder subjektlose Ereignisse. Gäbe es tatsächlich so etwas, fiel es unter die reinen Cambridge-Änderungen. Es geschieht deshalb nichts *mit* einem Objekt, weil es *kein* Objekt gibt.

In der Literatur werden gerne meteorologische Phänomene wie Blitzen oder Donnern angeführt. Im Alltag sprechen wir davon, dass *es* blitzt bzw. donnert; ohne tatsächlich auf etwas, das in Blitz und Donner involviert ist, zu verweisen. Blitzen und Donnern fallen aber gut und gerne unter das CCC. Das Blitzen zu *t* macht die Aussage „Es blitzt“ zum Zeitpunkt *t* wahr, nachdem sie zu einem anderen Zeitpunkt, *t'*, falsch war.

Die Analyse, die wir in 4.13 angeboten haben, ging aber davon aus, diese Phänomene nicht (wirklich) als subjekt- oder trägerlos zu erachten, sondern letztlich als Geschehnisse mit quasi-individuellen Trägern, die uns Meteorolog:innen wohl aufweisen und erläutern können. Wir wären also zurück bei Quasi-Occurences. Diese Strategie des zunächst Untersuchens, ob nicht doch Träger, wenn auch in uneigentlicher Rede, ausfindig zu machen sind, könnte auch auf andere Beispiele angewendet werden.

Es ist begrifflich jedoch nicht auszuschließen, Szenarien zu entwickeln, in denen von tatsächlich trägerlosen Ereignissen bzw. Prozessen die Rede ist; etwa in physikalischen oder anderen einzelwissenschaftlichen Modellbildungen, in denen ja trägerlose Dynamik durchaus vorkommen mag und in die sprachliche Form des „Es geschieht, dass ...“ oder „Es ereignet sich ...“ gebracht werden kann. Hier wären wir tatsächlich richtig bei den reinen Cambridge-Änderungen. Auch die Entwicklung von

³⁸⁸ Ebd. *Hervorhebung* Lombard

Modellen betrifft den Wahrheitswert von Aussagen. Entitäten der Kategorie der occurrences liegen aber definitiv keine vor, ebensowenig wie Quasi-Occurrences. Dennoch dürfen wir auch in diesem Zusammenhang einräumen, dass wir darüber so reden können, *als ob* es sich um „echte“ occurrences handelte. Wir sehen: Auch reine Cambridge-Änderungen fallen unter die Umfeld-Objekte unserer Kategorie.

Relationale Änderungen

Eine andere Gruppe von reinen CCC-Änderungen haben wir oben angedeutet durch das „Tanten-Beispiel“. Es sind relationale Änderungen.

Allgemein gesprochen, tritt eine relationale Änderung eines *x* genau dann ein, wenn sich ein Relatum *y*, zu dem *x* in einer Beziehung *R* steht, ändert. Wird Frau *X* Tante, ändert sich Frau *Y*, die Schwester von Frau *X*, dadurch, dass sie Mutter wird. Auf den ersten Blick erscheinen diese Änderungen durchaus ACC-konform, wenn man zu den Eigenschaften in Klausel (i) auch relationale zählt, also Eigenschaften, die darin bestehen, dass etwas in einer bestimmten Beziehung zu etwas anderem steht. Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, dass dieser prima facie Befund einer ontologischen Analyse nicht standhält, und relationale *reine* CCC-Änderungen sind.

Beginnen wir mit jenen Beziehungen, die wir bei ihrer Einführung „dünne“ interne Beziehungen genannt haben. Um vom komplexeren Tanten-Beispiel wegzukommen, ein einfacheres: *Ohne* dass ich mich selbst in meiner Größe ändere, höre ich auf, größer zu sein als mein Sohn; *nur* deshalb, weil er entsprechend gewachsen ist. Natürlich kann ich davon sprechen, dass ich mich dabei auch geändert habe. Was aber eigentlich geschieht, ist strikt vom Wachstum meines Sohnes abhängig. Und zwar so weit, dass der Nichts-anderes-als-Effekt auf dieses Geschehen zutrifft. Meine „dünn“ relationale Änderung ist *nichts anderes* als das Wachsen meines Sohnes.

Aufgrund dieser Reduktion kann man den Entitäten-Status dieser relationalen Änderungen negieren. Gegen einen solchen spricht auch, dass die Annahme von derartigen Änderungen als Ereignis-Entitäten den Rahmen jeder systematischen Weltbeschreibung sprengen würde. Mit jeder Änderung eines Dinges würde eine unabsehbare Vervielfältigung von Entitäten, nämlich relationaler Änderungen *aller* anderen Dinge, einhergehen. Das ist wohl auch ein Grund, warum Brian Lombard, trotz der „liberalen“ Einführung von Eigenschaften in ACC (i), relationale Änderungen vom Status der Ereignis-Entitäten ausschließt. Ein Signifikanz-Aufweis, im Sinne von 4.12, „Ereignisse als partikuläre Entitäten“, ist hier nicht möglich. Sein Schluss:

„Thus, we can say that things do change relationally without being forced to say that there are such things as relational changes. The only changes there are are non-relational ones, the events.“³⁸⁹

Analog können wir mit den als *formal* bezeichneten internen Beziehungen verfahren, z.B. mit sich selbst identisch zu sein, bestimmen, gleich zu sein. Ersteres ist aufgrund der Reflexivität der Identitäts-Relation ein Sonderfall. Der Nichts-anderes-als-Effekt tritt dennoch ein: Aufzuhören, mit sich selbst identisch zu sein, ist nichts anderes als aufzuhören, als es selbst zu existieren. Desgleichen kann man davon sprechen, dass sich ein Ding darin ändert, in der formalen internen Beziehung des Bestimmt-Seins durch einen Modus zu stehen. Was dabei wirklich vorliegt, ist (nichts anderes als), dass der Modus verschwindet und ein anderer vorkommt. Die relationale Änderung kann auf eine nicht-relationale zurückgeführt werden. Genauso kann die relationale Änderung eines Modus gesehen werden, der aufhört gleich zu sein mit einem anderen. Das geht nur, wenn der andere Modus darin endet, ein Ding zu bestimmen und somit als er selbst zu bestehen.

„Formale“ relationale Änderungen überhaupt als Entitäten in Betracht zu ziehen, braucht schon eine gute Portion ontologischer Phantasie. Nicht so ist es mit einer anderen Art reiner CCC-Änderungen, die auf Änderungen in räumlichen Relationen beruhen. Ein Ding kann sich auch darin ändern, dass ein anderes seine räumliche Position, somit seine Lage zu ihm verändert.

Da es sich bei Raum, räumlichen Positionen und räumlichen Verhältnissen um Epiphänomene handelt (siehe 2.24, „Der Raum als Epiphänomen“), können wir diese Art relationaler Änderungen auch ephiphänomenale nennen.

Ich kann davon reden, dass ich mich ändere, wenn ein Auto an mir vorbeifährt; meine Lage zum Auto wird ja eine andere. Was aber faktisch geschieht, ist strikt von der Bewegung des Autos abhängig. Auch hier, das ist entscheidend, tritt der Nichts-anderes-als-Effekt ein. Schon das Fehlen der Lombardschen Signifikanz verbannt epiphänomenal relationale Änderungen aus dem Bereich der Entitäten – nicht so, um dies zur Sicherheit anzufügen, die Ortsbewegungen selbst, wobei wir uns dabei auf die Ausführungen in 4.11, „Ortsbewegungen“, berufen dürfen.

Alle diese relationalen Änderungen, die dünnen, formalen und schließlich die epiphänomenalen, kommen darin überein, durchaus CCC-konform zu sein; sie beeinflussen den Wahrheitswert von Aussagen. Und, nota bene, über alle diese „Änderungen“ können wir so reden, als ob eigentliche Ereignisse vorliegen würden. Bei Lichte

³⁸⁹ Lombard 1986, 103.104.

betrachtet, handelt es sich dabei aber, wie bei den Quasi-Occurrences, um Umfeld-Objekte unserer Kategorie.

Änderungen abstrakter Individuen, von Ereignissen bzw. von Modi

Bevor wir uns in 4.33 einem weiteren Genus dieser Umfeld-Objekte zuwenden, wollen wir uns noch zwei interessanten Sonderfällen von vermeintlichen Änderungen widmen, die sich bei genauerer Analyse ebenfalls als relationale Änderungen herausstellen, also als reine Cambridge-Änderungen.

Die ersten sind Änderungen abstrakter Individuen. Bei den abstrakten Individuen kann man ja, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, unterscheiden zwischen mathematischen Entitäten wie Zahlen und fiktionalen Objekten. Änderungen von Letzteren wurden unter die Quasi-Occurrences subsumiert; Erstere können sich *eigentlich* gar nicht ändern. Die Kursivierung von „eigentlich“ soll nun andeuten, dass sich in diesem Zusammenhang eine weitere Ebene uneigentlicher Dynamik ergeben kann, die mit den Beispielen zu Beginn des Abschnittes bereits angedeutet wurde: „5 hat aufgehört, meine Lieblingszahl zu sein“ – z.B. deshalb, weil selbst beim x-ten Mal ihres Aufscheinens auf meinem Lottoschein eine Ziehung ausgeblieben ist. Man kann in diesem Zusammenhang (irgendwie) davon sprechen, dass sich die 5 verändert hat; allerdings nur in Relation zur Einstellung eines Betrachters bzw. einer Betrachterin. Allgemeiner gesagt: Zahlen können sich *nur* relational ändern. Wenn man so will, hat man hier sogar eine doppelte Absicherung gegen die Annahme eines Entitäten-Status: Die erste besteht im Verweis auf den quasi-dinglichen Status von Zahlen, die zweite auf die vollständige Reduktion relationaler Änderungen auf *eigentliche* Änderungen. Dennoch macht das Geschehen eine wahre Aussage zu einer falschen. Änderungen von Zahlen sind relational und somit reine CCC-Änderungen.

Analoges gilt für einen weiteren Sonderfall von vermeintlichen Änderungen, der sich bei ontologischer Analyse ebenso als relational, sprich rein cambridge-haft herausstellt. Es sind Änderungen von Ereignissen selbst bzw. von Modi, allgemein gesprochen von vierdimensionalen Entitäten. In unserem alltäglichen Diskurs sprechen wir durchaus davon, dass das Fußballspiel aufhört, mich zu interessieren, oder dass Grün nun doch zu meiner Lieblingsfarbe wird. Beides sind Beispiele von Aussagen, die wir im Alltag so gebrauchen, als ob wir über Änderungen redeten. Was aber faktisch vorliegt, ist eine Änderung von Einstellungen von jemandem, der auf das Ereignis bzw. auf den Modus bezogen ist. Ereignisse und Modi selbst ändern sich nur relational. Auch hier haben wir es mit einer doppelten Sicherung gegen den Entitäten-

Status zu tun: Zu der Annahme, dass Ereignisse und Modi als Perdurier gar keine Trägerobjekte von Änderungen sein können, kommt die nunmehr relevante Deutung, dass es sich dabei eben um relationale reine Cambridge-Änderungen handelt.

4.33 Instantane Ereignisse

Ein weiteres standardmäßiges Thema im Kontext der Ontologie von Ereignissen sind punktuelle oder instantane Ereignisse, das sind/wären Ereignisse ohne zeitliche Ausdehnung. Bevor wir versuchen, dafür Beispiele zu konstruieren, soll die Gefahr skizziert werden, die solche Ereignisse für die hier anvisierte ontologische Interpretation erzeugen bzw. erzeugen würden. Nach ACC finden Änderungen, die den Kern-Begriff von Ereignissen ausmachen, genau dann statt, wenn ein Ding zu einem Zeitpunkt t eine Eigenschaft hat und zu einem Zeitpunkt t' diese Eigenschaft nicht hat. Gäbe es so etwas wie instantane Ereignisse, folgte daraus, dass die besagten Zeitpunkte t und t' schlicht identisch wären. Das hieße, dass nach ACC ein Ding zu einem Zeitpunkt eine Eigenschaft haben und diese Eigenschaft nicht haben kann. Wir landeten in einem glatten Widerspruch.

Konsequenterweise lehnen Ontolog:innen, die Ereignisse von ACC her verstehen, instantane Ereignisse kompromisslos ab. „[...] there are no instantaneous events“ stellt Brian Lombard an mehreren Stellen lapidar fest.³⁹⁰

Dennoch finden wir in unserer alltäglichen Lebenswelt Abläufe, um es neutral zu sagen, die sich hartnäckig gegen dieses strenge Verdikt wider instantane Ereignisse zu stellen scheinen. Eines davon ist uns bereits begegnet. Es ist das Entstehen bzw. Vergehen von Dingen, bei denen manche annehmen, dass es sich dabei tatsächlich um zeitlich nicht ausgedehnte, also instantane Ereignisse handelt.³⁹¹ Nur Dinge können in einem eigentlichen Sinn entstehen und vergehen. Aber auch Ereignisse haben einen Beginn und ein Ende, welcher seinerseits selbst als instantaner Übergang von Ruhe zu Dynamik, und umgekehrt, verstanden werden kann. Für manche solcher Übergänge kennt unsere Sprache sogar eigene Verben. Denken wir an das Gewinnen eines Wettlaufes. Mit dem Gewinnen wird der Lauf beendet. Bei diesem Beenden tritt aber eine Änderung ein, um es pointiert zu sagen, die keine zeitliche Ausdehnung hat. Eine dritte Gruppe von Kandidaten instantaner Ereignisse kennen wir aus dem institutionellen Bereich, z.B. Preissteigerungen, das Eintreten in den Ehestand, u.a.

³⁹⁰ U.a. Lombard 1986, 128, 138.

³⁹¹ U.a. Chisholm 1996, 64; übernommen aus Kanzian 2001, 103.

Wie aber können wir damit umgehen, ohne womöglich eine ACC-basierte Ontologie von Ereignissen aufgeben zu müssen?

Helfen kann auch hier ontologische Analyse und der Verweis auf Umfeld-Objekte unserer Occurrences-Kategorie, die sich weder als reine Cambridge-Änderungen, noch als Quasi-Occurrences herausstellen werden. Aber der Reihe nach.

Beim Entstehen/Vergehen von Dingen können wir an bereits Gesagtes anknüpfen bzw. an die dort gemachten Distinktionen. Im Wesentlichen ging es bei der vorgeschlagenen Analyse um eine Unterscheidung zwischen dem prozessualen Verlaufsaspekt und dem finalen Endaspekt von Entstehen und Vergehen, welche untrennbar zusammengehören. Das Erreichen des Letzteren mag zeitlich ohne Ausdehnung sein, das Erstere sicher nicht, sodass Entstehen bzw. Vergehen von Dingen insgesamt als zeitlich ausgedehntes Ereignis zu verstehen ist. Die ontologische Analyse zeigt, dass es sich dabei gerade nicht um ein instantanes Ereignis handelt.

Analoges können wir auch bzgl. der zweiten Beispielgruppe sagen: des Übergangs von Dynamik zu Ruhe, und umgekehrt. „Gewinnen“, um beim Beispiel zu bleiben, das übrigens auch von Lombard aufgegriffen wird,³⁹² ist ein Verb, das genau genommen den finalen Endpunkt eines eigentlichen Ereignisses bezeichnet. Dieses Ereignis selbst, dem es als *Grenze* angehört, ist aber keinesfalls zeitlich punktuell.

Damit haben wir auch einen Schlüssel zum Verstehen der angeführten institutionellen Vorgänge in der Hand. Dieser ist mit dem eben eingeführten Begriff „Grenze“ gegeben. Wenn wir Gewinnen als Grenze einer Dynamik auffassen, so können wir die besagten Vorgänge als Grenzen statischer Zustände (dass ein Artikel einen bestimmten Preis hat, des Ledig-Seins von jemandem) verstehen. Wörter dafür, in diesem Fall Substantiva („die Preissteigerung“, „das Eintreten in den Ehestand“) bezeichnen also, genau genommen, den finalen Endpunkt eines Zustandes. Der jeweilige Zustand selbst, dem die Analyseobjekte als Grenze angehören, ist aber keinesfalls zeitlich punktuell.

Wir halten fest: Finale Endpunkte oder Grenzen von Ereignissen und von Zuständen können selbst keine Ereignisse und keine Zustände sein, zumindest nicht in einem eigentlich ontologischen Sinn. Sie gehören nicht zu den Vorkommnissen der Occurrences-Kategorie. Selbst wenn unsere Sprache für sie eigene Verben bzw. Substantiva bereithält, sind sie keine Entitäten. Was den Grenzen von Ereignissen und Zuständen dazu jedenfalls fehlt, und damit sei schon auf gleich Folgendes ver-

³⁹² Vgl. Lombard 1986, 141.

wiesen, ist ontologische Relevanz im Sinne einer Konstitutionsbasis für Epiphänomenales. Instantanes kann nicht als Konstitutionsbasis von Zeit und zeitlichen Verhältnissen gelten. Punktuell kann nicht die Früher-Später-Relation konstituieren, was, wie zu zeigen sein wird, wesentlich ist für die ontologische Konstitution von Zeit als vierter Dimension. Dabei können wir wieder auf Peter Simons verweisen, der instantane Vorgänge, wie die beispielhaft angeführten, in Analogie zu Grenzen in der Geometrie auffasst. Grenzen zwischen Körpern sind zwei-, zwischen Flächen aber eindimensional.³⁹³ Maximal zweidimensionale Gebilde können aber keine räumlichen Verhältnisse konstituieren, die ja dreidimensional sind. Diese Grenzen sind deshalb keine Entitäten, ebenso wenig wie, nunmehr uneigentlich gemeint, instantane Ereignisse. Occurences sind Zeit-Konstituenten, nicht deren Grenzen.

Konzediert man, dass Grenzen Teile von occurences sind, können, in einem übertragenen, uneigentlichen Sinn, „pars pro toto“, auch die Grenzen als Zeit-Konstituenten angesprochen werden. So verstehen wir z.B. die Redeweise, dass eine Preissteigerung früher stattfindet als eine andere, spätere. In ontologisch eigentlicher Redeweise ist damit gemeint, dass der eine Preis-Zustand, dessen Grenze die Preissteigerung ist, früher stattfindet als ein anderer.

Dem zuletzt Gesagten entspricht, dass wir über Instantanes so reden können, *als ob* es sich um Ereignisse in einem ontologisch eigentlichen Sinn handelte; wenngleich es weder unter die reinen CCC-Änderungen fällt – auch dabei geschieht etwas mit einem Träger, im Sinne des englischen Verbs „alter“, noch unter die Quasi-Occurences – auch „echte“ Dinge können in Instantanes involviert sein. Es macht ein eigenes Genus Umfeld-Objekte aus.

Zur Ergänzung sei angemerkt, dass wir bei Institutionen mit Gegebenheiten zu rechnen haben, die sich möglicherweise nicht eindeutig in eine der drei angesprochenen Beispielgruppen dieses Genus zuordnen lassen. Denken wir z.B. an einen Jahreswechsel, der, als solcher, ebenfalls instantan ist. Handelt es sich dabei um das Vergehen/Entstehen eines institutionellen Dinges, oder um die Grenze eines kalendarischen Zustandes oder eines Ereignisses? Aus den gegebenen Überlegungen lassen sich Analysen auch dieses oder vergleichbarer Zweifelsfälle herleiten, ohne allzu starre Festlegungen zu implementieren. Die wären in diesem Bereich auch unangebracht. So können wir die instantanen Ereignisse als Genus der Umfeld-Objekte unserer Kategorie nicht definitiv in Subgenera aufgliedern. Dass sie aber zu diesem Umfeld

³⁹³ Vgl. Simons 2003, 377.

gehören, sollte ausreichend dargelegt worden sein. Und darauf soll es uns hier ankommen.

Damit wollen wir zu Zeit und zeitlichen Verhältnissen als Epiphänomenen kommen, paradigmatisch konstituiert durch nicht-instantane occurrences.

4.34 Epiphänomen im Umfeld: Zeit

„Epiphänomen“ und „Konstitution“: eine kurze Erinnerung

Um die epiphänomenalen Objekte im Umfeld der occurrences besser in den Blick zu bekommen, können wir uns zunächst wieder die in Abschnitt 2.24 gegebene und im einschlägigen Abschnitt über die Modi und ihr Umfeld aufgegriffene Einführung von „Epiphänomen“ in Erinnerung rufen.

Demnach gehören Epiphänomene zu unserer alltäglichen Lebenswelt, und zwar so, dass sie nicht einfach auf anderes zurückgeführt oder reduziert werden können. Bei Epiphänomenen greift der „Nichts-anderes-als-Reflex“ nicht. Dennoch sind Epiphänomene keine *Entitäten*. Sie können nicht als Elemente der Wirklichkeit angesehen werden. Sie sind stark von ihrer Basis abhängig. Entscheidend für den Nicht-Entitäten-Status aber ist, dass sie nicht „ontologisch wirksam“ sind. Epiphänomene können nicht selbst als Basis von ontologisch Abhängigem fungieren. Sie erfüllen damit ein notwendiges Existenz-Kriterium nicht.

Eng verbunden mit der Einführung von Epiphänomenen ist die (formale interne) Beziehung der *Konstitution*. Sie besteht zwischen den Epiphänomenen und ihrer Basis und fundiert die eben angesprochene starke ontologische Abhängigkeit. Epiphänomene können sich nicht selbst konstituieren. Ebenso wenig können sie anderes konstituieren, wie sie selbst durch anderes konstituiert sind. Aus Ersterem ergibt sich die Irreflexivität, aus Letzterem die Asymmetrie und auch die Nicht-Transitivität der Konstitutionsbeziehung.

Dinge, genauer gesagt der materielle Materialaspekt derselben, konstituieren Raum und räumliche Verhältnisse in drei Dimensionen, was Räumlichkeit als irreduziblen, aber nicht existierenden Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt ausweist. Modi aber konstituieren, als Kräfte, Kausalität: Modi, als Kräfte, gehen in eine Analyse sowohl von Ursachen als auch von Wirkungen ein. Kausale Relationen sind Ursache-Wirkungs-Beziehungen.

Occurrences konstituieren, in diesem Sinne, Zeit und zeitliche Verhältnisse, die auf diese Weise ebenfalls als Epiphänomene eingeführt werden. Zeit gehört nicht als

Entität, aber phänomenal irreduzibel zu unserer alltäglichen Lebenswelt. Das ist im Grunde eine Überzeugung, die sich stabil in verschiedenen philosophischen Traditionen von Augustinus über Kant, bis hin zu McTaggart etabliert hat. Das können und wollen wir hier nicht nachzeichnen. Um aber nicht völlig im Ahistorischen zu bleiben, greifen wir die Zeitbestimmung in der aristotelischen *Physik* als maßgebliche Orientierung für unsere These auf.

Zeit als Epiphänomen

Beginnen können wir dabei mit der klassischen Definition im vierten Buch der *Physik*, die da lautet: „[...] Denn eben das ist Zeit: Die Meßzahl [sic!] von Bewegung hinsichtlich des ‚davor‘ und ‚danach‘.“³⁹⁴

Schon aus dieser Definition lassen sich einige Merkmale ableiten, die hilfreich sein können für ein Verstehen von Zeit als Epiphänomen, wie hier eingeführt. Zunächst können wir festhalten, dass Zeit nicht einfachhin gleichzusetzen wäre mit Bewegung.³⁹⁵ Sie ist vielmehr Messzahl oder Maß *der* Bewegung. Somit ist Zeit auch nicht auf Bewegung reduzierbar, ebensowenig wie Raum auf den Materialaspekt von Dingen bzw. Kausalität auf den Kraftaspekt der Modi. Zeit als Epiphänomen ist irreduzibel. Sie ist, wie Aristoteles sagt, etwas „an“ der Bewegung.³⁹⁶ Dieses An-der-Bewegung-Sein darf aber nicht im Sinne einer akzidentellen Entität verstanden werden. Die Zeit und zeitliche Verhältnisse *existieren* nicht. Zeit „erbt“ ihre Realität von der Bewegung.³⁹⁷ Die Erbschafts-Metapher lässt sich gut und gerne im Sinne einer strengen ontologischen Abhängigkeit, fundiert in einer irreflexiven, asymmetrischen und nicht-transitiven Konstitutionsbeziehung verstehen.

Ohne dass Zeit auf Bewegung reduzierbar wäre, gibt es doch ohne Bewegung keine Zeit. Wenn man die aristotelische These so auf den Punkt bringen möchte, könnte man auch direkt einen Bezug zur aktuellen Ontologie herstellen, etwa zu Jonathan Lowe, wenn er schreibt: „time necessarily involves change – by which I mean that time necessarily involves happenings or events.“³⁹⁸

³⁹⁴ *Physik* IV 11, 219b 1f. Verwendete Ausgabe: Aristoteles 1987, 213.

³⁹⁵ Ebd. 10, 218b 18.

³⁹⁶ Ebd. 11, 219a 9f.

³⁹⁷ Diese Metapher übernehme ich von Koch 2005, 109.

³⁹⁸ Lowe 1998, 121.

Bevor wir an dieser Stelle weiterfahren und unsere occurrences als Konstitutionsbasis von Zeit etwas näher betrachten, doch noch ein aristotelischer Aspekt. Für Aristoteles' Theorie der Zeit maßgeblich ist ihre *Kontinuität* und endlose Teilbarkeit. Dies entspricht nun aber genau der bereits im Abschnitt 4.14 angesprochenen endlosen Teilbarkeit von occurrences in Phasen, paradigmatisch wurden Ereignisse angeführt. Ereignisse sind keine Summen aus atomaren Bestandteilen. Ebenso wenig ist deren Konstitutionsprodukt, Zeit, die Summe aus Zeitpunkten. Wenn man möchte, könnte man von hier aus auch das in der Definition angeführte „Davor“ und „Danach“ in den Blick bekommen. Zwischen Davor und Danach sind jeweils „Jetzts“, die nicht als atomare Zeitpunkte zu verstehen sind, sondern als endlos teilbare, kontinuierlich fortschreitende Grenzen zwischen Vergangenen und Zukünftigem. Aristoteles nochmals im Original: „Was nämlich begrenzt ist durch ein Jetzt, das ist offenbar Zeit.“³⁹⁹

Nach diesen fast lyrisch anmutenden Formulierungen, zurück zur Prosa der hier vorgenommenen Theorienbildung und dem Versuch, occurrences als Konstitutionsbasis für Zeit und zeitliche Verhältnisse zu verstehen. Der Schlüssel dazu liegt in ihrer spezifischen *Vierdimensionalität*. Sämtliche occurrences, Ereignisse, Zustände und Prozesse, zeichnen sich dadurch aus, dass sie zusätzlich zu ihren, von Dingen entlehnten drei räumlichen Dimensionen, auch eine vierte aufweisen.

Bevor wir dem genauer nachgehen, zwei Vorbemerkungen, die eine strategisch oder auf die Darstellungsweise bezogen, die andere in einem engeren Sinn ontologisch. Ersteres betrifft das eben angesprochene Faktum der Vierdimensionalität *aller* occurrences und den Vorschlag, zunächst dennoch nur die Ereignisse als Zeit-Konstituenten darzustellen. Die ontologische Vorbemerkung betrifft das Attribut „spezifisch“ im Zusammenhang mit der Vierdimensionalität der occurrences. Das bezieht mit ein, dass auch Modi vierdimensionale Entitäten sind; sie allerdings in ihrer Zeitlichkeit eben von den occurrences, die sie komponieren, abhängen. „Spezifisch“ heißt deshalb, dass die Vierdimensionalität der Ereignisse, natürlich auch der anderen occurrences, maßgeblich für Zeit-Konstitution ist, nicht die der Modi.

Wenn wir Lowes und Aristoteles' grundsätzliche These akzeptieren, dass es nämlich ohne Ereignisse keine Zeit gibt, können wir einen Schritt weitergehen und auch die *Richtung* der Zeit auf Ereignisse und ihre interne Struktur zurückführen.

Damit ist gemeint, dass es sich bei Ereignissen um eine Abfolge von verschiedenen Teilen oder Phasen handelt. Ereignisse haben einen Beginn oder eine erste Phase (P 1). Dieser folgen weitere Phasen (P 2 bis P n), bis das Ereignis an sein Ende

³⁹⁹ *Physik* IV 11, 219a 29. Verwendete Ausgabe: Aristoteles 1987, 211.213.

kommt, spricht seine Endphase eintritt (P E). Zeitliche Relationen, allen voraus die für Zeitverhältnisse paradigmatische *Früher-Später-Beziehung*, können nun unmittelbar aus diesem Ablauf von Ereignissen bzw. Ereignisteilen abgeleitet werden. (Ebenso wie räumliche Beziehungen aus dem Vorliegen von Dingen bzw. Dingteilen.) P 1 eines Ereignisses ist jedenfalls *früher als* P 2, P E jedenfalls *später als* die Mittelphasen. Daraus können wir gut und gerne auch andere zeitliche Verhältnisse rekonstruieren, wie z.B. Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse E 1 und E 2⁴⁰⁰, bzw. zeitliche Überlappung⁴⁰¹. Der springende Punkt ist, dass Ereignisse eine innere Struktur, nämlich den Aufbau aus Phasen aufweisen, aus der sich *unmittelbar* zeitliche Verhältnisse ergeben; bzw. dass zeitliche Verhältnisse, allen voran Früher-Später, auf die Abfolge von Phasen als ihrer Basis angewiesen sind. Die *spezifische* Vierdimensionalität der Ereignisse meint genau das.

Die Beziehung zwischen der inneren Struktur von Ereignissen und den zeitlichen Verhältnissen selbst ist keine Entität. Es ist, wie bereits angedeutet, eine *interne* Relation. Ohne dass Zeit auf Ereignisse zu reduzieren wäre, treten zeitliche Verhältnisse unmittelbar auf, wenn Ereignisse ablaufen. Es braucht dazu nichts, nicht *etwas*, ein Weiteres, am wenigsten eine Verbinder-Entität. Desgleichen gilt auch, dass es den Ereignissen per se zukommt, die Basis von zeitlichen Verhältnissen zu sein. Es gehört, wenn man so will, zu ihrer „Natur“ oder ihrem „Wesen“. Ebenso wenig wie es Dinge gibt, die keine räumlichen Epiphänomene konstituieren, so Ereignisse, die nicht zeitliche Verhältnisse konstituieren. Mit der doppelten Erwähnung des Verbes „konstituieren“ sind wir zurück bei unserer These: Ereignisse konstituieren, im Sinne der *formalen* internen Relation der Konstitution, Zeit und zeitliche Verhältnisse.

Explizit machen können wir hier die schon immer wieder angedeutete Abhängigkeit aller anderen Entitäten in ihrer Zeitlichkeit von Ereignissen (siehe u.a. 4.13). Modi sind zeitlich, insofern sie, gemeinsam mit Dingen natürlich, occurences komponieren. Dinge sind zeitlich, insofern sie in occurences eintreten. Da für Dinge als dreidimensionale Entitäten Zeitlichkeit akzidentell ist, ist auch ihre Abhängigkeit von zeit-konstituierenden occurences akzidentell. Nicht so die Abhängigkeit der Modi von occurences. Die ist wesentlich, weil maßgeblicher Aspekt ihrer eigenen Vierdimensionalität.

⁴⁰⁰ Keine Phase von E 1 ist *früher als* irgendeine Phase von E 2 und keine Phase von E 1 ist *später als* irgendeine Phase von E 2, und umgekehrt.

⁴⁰¹ Für mindestens eine Phase von E1 gilt, dass sie *gleichzeitig* mit einer Phase von E 2 abläuft.

Nicht-Ereignisse als Zeit-Konstituenten

In einem nächsten Schritt können wir uns der Frage zuwenden, wie es zu verstehen ist, dass Ereignisse, aber *nicht nur* Ereignisse Zeit und zeitliche Verhältnisse konstituieren.

Der Annahme, dass dem so ist, liegt zunächst ein Kriterium für Zeit-Konstitution zugrunde. Dieses ist *Abfolge von Phasen*. Die Abfolge oder das Ablaufen von Phasen impliziert das Auftreten zeitlicher Verhältnisse. Mit diesem Kriterium verbunden ist dann auch die These, dass eben nicht nur Ereignisse, sondern auch anderes im Ablaufen solcher Phasen besteht.

Damit sind wir zunächst bei Zuständen und Prozessen, den nicht-ereignishaften occurrences. Wie in der Einführung von Zuständen in 4.21 dargelegt, bestehen auch Zustände aus Phasen, die allerdings im Unterschied zu Ereignissen homomer sind. Dennoch *sind* sie ablaufende Phasen, die deshalb als *zeitliche* Teile gelten, weil dieses Ablaufen zeitliche Verhältnisse konstituiert. Darin besteht ihre Vierdimensionalität. Bemerkenswerte Unterstützung auch für diese These können wir in der aristotelischen *Physik* finden. Und zwar dort, wo Aristoteles davon spricht, dass Zeit nicht nur Maß der Bewegung ist, sondern auch dessen, was man als *Ruhe* bezeichnen kann.⁴⁰² Dass sich ein Ding „in Ruhe“ befindet, kann man durchaus als das Stehen in einem Zustand, in eingeführtem Sinn, verstehen: Das Ding hat Bestand und hat kontinuierlich einen Modus bzw. steht durchgehend an einem Ort.

Gestehen wir den Zuständen zeit-konstitutive Funktion zu, fällt es nicht schwer, diese auch von Prozessen anzunehmen, die mit Ereignissen in der Dynamik, mit Zuständen in der Homomerität übereinkommen, mit beiden aber darin, aus dem Ablauf von Phasen zu bestehen, worin, wie gesagt, das entscheidende Kriterium für Zeit-Konstitution zu sehen ist.

Die Wiederholung dieses Kernkriteriums an dieser Stelle ist deshalb angebracht, weil es uns auch noch andere Zeit-Konstituenten in den Blick bekommen lässt, und zwar jene Umfeldkandidaten unserer Occurrences-Kategorie, die dieses erfüllen. Das sind gar nicht so wenige: sicherlich das, was wir unter den Quasi-Occurrences abgehandelt haben; in gewisser Weise, nämlich auf ihre Reduktionsbasis bezogen, auch die reinen Cambridge-Änderungen; sicherlich nicht, wie bereits vermerkt, die unter 4.33 eingeführten instantanen Ereignisse. Die sind kein Ablauf von numerisch verschiedenen Phasen, sondern Grenzen eines Ablaufs.

⁴⁰² Vgl. *Physik* IV 12, 219b 7. Verwendete Ausgabe: Aristoteles 1987, 223.

Diese vielleicht mancher Leserin bzw. manchem Leser suspekt erscheinende These kann gut in die vorgebrachte Theorienbildung integriert werden. Man beachte nur, dass auch Quasi-Individuen als Konstitutionsbasis räumlicher Verhältnisse angeführt wurden. Materielles Material ist dort das entscheidende Konstitutionskriterium, ebenso wie hier Ablauf von Phasen. Das macht weder Quasi-Occurences, noch Quasi-Individuen, schon gar nicht reine Cambridge-Änderungen zu Entitäten. Konstitution ist für den Entitäten-Status *notwendig*, nicht aber hinreichend. Bei all diesen fehlt doch einiges dazu, wie in den entsprechenden Abschnitten hoffentlich nachvollziehbar dargelegt wurde.

Präsentismus, nicht Äternalismus: Die B-Reihe existiert nicht

Wir können hier keine auch nur einigermaßen vollständige Ontologie der Zeit präsentieren. Was im Folgenden jedoch angedeutet werden soll, ist eine Skizze möglicher Anwendungen der hier vorgebrachten Überlegungen auf zentrale Themen einer solchen Zeit-Ontologie.

Das erste Thema ist die Frage nach der Alternative *Präsentismus* bzw. *Äternalismus*. Ist der Gegenwart im Hinblick auf Existenz der Vorrang zu geben, oder sind alle Zeiten im Hinblick auf Existenz „ewig“ gleich zu behandeln? Das Erstere, der Präsentismus, impliziert eine Dreiteilung der Zeit in Vergangenheit, Zukunft und natürlich in die ontologisch priorisierte Gegenwart, welche die Vergangenheit dynamisch von der Zukunft trennt – wie es übrigens der oben als „lyrisch“ bezeichneten aristotelischen Bestimmung entspricht. Heute spricht man von einem *dynamischen* Verstehen der Zeit, im Sinne von McTaggarts A-Reihe.⁴⁰³ Diese wird auch mit alltäglichen oder lebensweltlichen Zeitkonzeptionen in Zusammenhang gebracht.⁴⁰⁴ *Existieren* heißt, in der Gegenwart existieren, somit auch als Ganzes, nicht nur als Teil, zu einer Zeit dasein können, wie es standardmäßigen Charakterisierungen von *Endurer*-Entitäten entspricht.

Der Äternalismus, die These, alle Zeiten seien im Hinblick auf Existenz gleich zu behandeln, fasst die Früher-Später-Beziehung als die für Zeit maßgebliche Instanz auf. Das entspricht einem strikt statischen Verstehen von Zeit, gemäß einzelwissenschaftlichen Modellierungen von Zeit. Ist etwas früher als etwas anderes, ist das immer und unveränderlich so. Nach McTaggart haben wir es mit der B-Reihe zu tun.

⁴⁰³ Standardbezugstext ist McTaggart 1927.

⁴⁰⁴ Vgl. Runggaldier/Kanzian 1998, 100ff.

Charakteristisch für sie ist die strenge Analogiesetzung der Zeit zu den drei räumlichen Dimensionen, womit auch zeitliche Ausdehnung mit räumlicher gleichgesetzt wird. Existieren heißt, zeitlich ausgedehnt existieren, somit wie aus räumlichen, so auch aus zeitlichen Teilen zu bestehen. Die Lewissche *Perdurance* ist die spezifische Fortdauer in der B-Reihe.

Es wird wenig überraschen, dass der hier vertretene Epiphänomenalismus so konzipiert ist, dass er den Äternalismus ausschließt und den Präsentismus in Gang setzt. Der springende Punkt dabei ist die Früher-Später-Beziehung. Der Präsentismus geht mit einer ontologisch schwachen Konzeption der Früher-Später-Beziehung einher. Existiert nur Gegenwärtiges, kann es die beiden Relata der Früher-Später-Beziehung, das Frühere und das Spätere, nicht gleichermaßen geben, somit in einem ontologisch eigentlichen Sinn auch nicht die Beziehung. Die These, es gäbe die Früher-Später-Beziehung in einem ontologisch eigentlichen Sinn, verpflichtet auf den Äternalismus.⁴⁰⁵ B-Reihen Theoretiker:innen vertreten dementsprechend die Ansicht, dass die Früher-Später-Beziehung, ebenso wie ihre Relata, als Entität existiert. Ist Früher-Später ein Epiphänomen, dynamisch konstituiert durch die Abfolge von Ereignisphasen, ist man hingegen auf der sicheren präsentistischen Seite.

Die hier anvisierte Theorie der Zeit steht also in Einklang mit der zentralen These dieses Buches, das ist eine Ontologie mit Endurern, diachron identischen Dingen, die in Zustände und Ereignisse eintreten können. Die Zurückweisung des Äternalismus geht zusammen mit der kritischen Distanz zur Hypostasierung einzelwissenschaftlicher Modellierungen, wie es letztlich auch das Zeit-Konzept der B-Reihe ist.

Zur Vertiefung: Dinge in der Zeit

Um die hier angezielte präsentistisch dynamische Auffassung von Zeit noch zu vertiefen, können wir versuchen, das Zukommen von Modi an Endurer-Dingen bzw. das Eintreten derselben in Zustände bzw. Ereignisse, in der Folge das Stehen von Dingen in zeitlichen Verhältnissen, vor diesem Hintergrund zu explizieren.

Ansetzen können wir dabei, dass jedes präsentistische Zeitverstehen das Zukommen von Modi an Dingen genau genommen als „tensed“, wie Jonathan Lowe sagt,⁴⁰⁶ auffassen muss. „Die Kugel ist rot“ ist nicht äternalistisch zeitlos (engl.: tenseless), sondern meint entweder, „Die Kugel war (in der Vergangenheit) rot“ oder „Die Kugel

⁴⁰⁵ Vgl. dazu u.a. Lowe 2016, 108, wo der Ausschluss existierender zeitlicher Beziehungen durch den Präsentismus thematisiert wird.

⁴⁰⁶ Vgl. Lowe 1998, 88.

ist (gegenwärtig) rot“ oder „Die Kugel wird (in Zukunft) rot sein.“ Sprachlich betrachtet ist jede Prädikation, explizit oder implizit, zeitlich modifiziert.⁴⁰⁷

Ontologisch gesehen ist es das *Zukommen* von Modi an Dingen, das die Dinge „in die Zeit“ bringt. Der Grund sollte nicht überraschen. Durch das Zukommen von Modi komponieren Dinge Zeit-Konstituenten, Zustände, natürlich auch Ereignisse und Prozesse. Nur dadurch treten sie in zeitliche Verhältnisse ein. Das bringt auch die These zur Geltung, dass Dinge keine unmittelbaren Zeit-Konstituenten sind, sondern, wenn man so will, mittelbare, insofern sie wesentlich sind für die Komposition der unmittelbaren Zeit-Konstituenten.

Zur beispielhaften Explikation kann wieder unsere rote Kugel dienen, in der Hoffnung, dass dadurch der eben geschilderte einfache Gedanken nicht durch eine allzu sperrige Darstellung verstellt wird. Ist die Kugel durch einen Rot-Modus bestimmt, tritt sie ein in den Zustand des Rot-Seins, der z.B. *später* ist als ihr Zustand des Grün-Seins, der darin besteht, dass die Kugel durch einen Grün-Modus bestimmt ist; *gleichzeitig* aber mit einem Ereignis des Blau-Werdens eines Würfels. Nur durch solche Teile ihrer „Geschichte“, worunter man die Summe aller occurrences versteht, in die Dinge zeit ihres Bestehens eintreten, kann man Dinge wie die Kugel und den Würfel in zeitliche Beziehung setzen.

Diese B-Reihen spezifische Redeweise bzgl. früher und später verpflichtet natürlich nicht auf irgendeinen Realismus bzgl. der Früher-Später-Beziehung, die wir weiter als Epiphänomen, konstituiert durch die Abfolge der betroffenen Zustands- bzw. Ereignis-Phasen, verstehen können. Epiphänomenal uneigentliche B-Reihen-Rede ist jedenfalls Zeit-Rede aus der Perspektive der Zeit-Konstituenten.

Wo aber bleibt dabei die A-Reihe? Sie kommt zur Geltung, wenn wir das Beispiel aus der Perspektive der beteiligten Dinge bzw. des Vorkommens von Modi an den Dingen betrachten. Dann können wir festhalten, dass die Kugel (tensed, jetzt, in der Gegenwart) durch den Modus Rot bestimmt ist, dieselbe Kugel (tensed, z.B. gestern, in der Vergangenheit) durch den Modus Grün bestimmt war, im Unterschied zur nochmaligen Änderung des Würfels, die (tensed, z.B. morgen, in Zukunft) ablaufen wird.

Im Wissen, dass wir an dieser Stelle besonders fragmentarisch bleiben (müssen), bestenfalls ein paar Pflöcke einschlagen können, die den Grundriss einer Zeit-Ontologie abstecken, lassen wir es dabei bewenden. Wenn dabei der Eindruck entstanden ist,

⁴⁰⁷ Vgl. Lowe 1998, 94. Das steht der Auffassung entgegen, dass Zeitpartikel selbst für irgendwelche Prädikate stünden, vgl. ebd., 92.

dass, darauf aufbauend, mehr möglich sein könnte, ist der Zweck dieses bescheidenen Abschnitts erfüllt.

4.4 Ereignisse und andere occurrences im Alltagsontologie-Test

Bei der Darlegung der Alltagsontologie-Tauglichkeit der hier vorgebrachten Überlegungen zur Kategorie der occurrences können wir zunächst an die Einleitung zum Abschnitt 4.12, „Ereignisse als partikulare Entitäten“, anknüpfen. Dort wurde unter Bezugnahme auf unseren Einstiegsbegriff von Ontologie als systematischer Theorie der Existenzvoraussetzungen von Praxis darauf hingewiesen, dass gerade die alltägliche Praxis ohne *etwas*, das wir als Ereignisse auffassen, nicht auskommt.

Schon dort wurde differenzierend auf Änderungen qualitativer Merkmale, Ortsbewegungen und das Entstehen bzw. das Vergehen hingewiesen. Ohne die dort gegebenen Beispiele nochmals aufzugreifen, sollte doch klar sein, dass ohne all das unsere alltägliche Praxis nicht vorstellbar ist. Unsere Lebenswelt hat einen dynamischen Aspekt.

Die so in Gang gesetzte Einführung von Ereignissen als Entitäten kann gut und gerne auf die anderen occurrences, die Zustände und die Prozesse, ausgeweitet werden. Nimmt man (heteromere) Änderungen als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis an, so hat man das auch für Nicht-Änderungen bzw. für homomere Änderungen zu tun. Das Rot-Sein der Kugel ist ebenso Teil der Lebenswelt, in der wir agieren, wie der Ablauf von gleichförmigen Bewegungen, selbst wenn die Annahme der Letzteren idealisierende Züge aufweisen mag.

Besonderes Augenmerk verdienen in diesem Zusammenhang auch das untrennbar mit den occurrences gegebene Epiphänomen der Zeit bzw. die zeitlichen Verhältnisse. Der hier versuchte Präsentismus, der auch eine Rekonstruktion der McTaggartschen A- und B-Reihe erlaubt, ist vorausgesetzt für unsere alltägliche Praxis, die wesentlich auf dem dynamischen Ablauf der Gegenwart als „Grenze“ zwischen Vergangem und Zukünftigem beruht. Ohne diese Dreiteilung der Zeit kann alltägliche Praxis nicht verstanden werden.

Ergänzt werden können diese grundsätzlichen Annahmen dadurch, dass auch die maßgeblichen Charakteristika der occurrences, das sind *Partikularität* und *Abhängigkeit*, im Hinblick auf alltägliche Praxis gut gesichert sind. Und zwar dadurch, dass wir, um zunächst beim Ersteren zu bleiben, im Alltag mit konkreten, individuellen Vorkommnissen umgehen, wenn wir mit Ereignissen, Zuständen und Prozessen um-

gehen (siehe 4.12, Abschnitt „Zur Partikularität von Ereignissen“). Das schließt natürlich nicht aus, dass wir sprachliche Verallgemeinerungen vornehmen und so Occurence-Typen produzieren. Diese aber dürfen nicht verwechselt werden mit den räumlichen und zeitlichen „tokens“, welche alleine in unserer alltäglichen Praxis vorausgesetzt werden – was einer Alltagsontologie von partikularen Ereignissen, Zuständen und Prozessen entspricht. (Das geht zusammen mit den grundlegenden Thesen Davidsons, Lombards, und vieler anderer, die *partikulare* occurences als Existenzvoraussetzungen zunächst unserer Sprechpraxis annehmen.)

Bei der *Abhängigkeit* der occurences im Kontext eines Alltagsontologie-Tests können wir analog zu dem über die Modi Gesagten vorgehen. Nehmen wir an, die occurences gehören zu den Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis. Dann kann man ihre ontologische Abhängigkeit auch so ins Auge fassen, dass ohne Bezug auf Dinge die gemachte Annahme von occurences als Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis gar nicht möglich wäre. Das hat mit dem wesentlichen Endurer-Erfordernis der occurences zu tun. Es ist unmöglich, im Alltag mit den occurences umzugehen, weder mit dieser Farbänderung, dieser Ortsbewegung, diesem Entstehen bzw. Vergehen, noch mit diesem Rot-Sein, dieser prozessual-kontinuierlichen Bewegung, ohne es mit einem Vorkommnis aus der Ding-Kategorie zu tun zu haben. Alltäglicher Umgang mit occurences setzt somit auf Dinge bezogene Praxis voraus. Ontologische Abhängigkeit ist damit gegeben und auf diese Weise zu verstehen. (Analog dazu könnte man die Abhängigkeit z.B. der Quasi-Occurences von Quasi-Individuen bzw. Quasi-Dingen rekonstruieren. Die ist anders zu verstehen als die Abhängigkeit eigentlicher occurences. Unter der Rücksicht des praktischen Umgangs mit ihnen aber ebenfalls gegeben.)

Wie aber steht es im Hinblick auf unsere dritte Kategorie mit Intuitivität, Entsprechung zu Grundstrukturen alltäglichen Sprechens sowie Entwickel- und Revidierbarkeit? Wenn wir beim eingeführten Begriff von Intuitionen bleiben als spontanen, vorwissenschaftlichen Einstellungen zu propositionalen Gehalten, zu denen man sich entweder zustimmend oder ablehnend verhält, gibt es auch bzgl. der occurences keine Zweifel, dass ihre Annahme intuitiv gut gesichert ist. Oder, anders herum gesehen: Die Annahme einer rein statischen Welt ist hochgradig gegenintuitiv. Dass in unserer Welt nichts *geschieht*, würden wir spontan schlicht als unverständlich abtun. Die Gegenintuitivität eines rein statischen Universums zeigt sich u.a. auch an jener nicht-dynamischen Zeitkonzeption, welche dadurch impliziert wird. Sie entspricht naturwissenschaftlichen Modellierungen, Stichwort Raum-Zeit, welche Zeit streng analog

zu den drei räumlichen Dimensionen konzipiert. Das mag seine theoretischen Vorteile haben. Intuitive Nachvollziehbarkeit gehört allerdings nicht dazu, was übrigens auch ihre Vertreter:innen zugestehen.

Besonderes Augenmerk kann man in diesem Zusammenhang auf die dargelegte *Relativität* der Ereignisse richten (siehe 4.14), die sich gut und gerne auf die anderen occurrences übertragen lässt. Diese Relativität betrifft ihre Identität, ist sortal und mereologisch. Ein und dasselbe Ereignis z.B. kann zu einem Zeitpunkt unterschiedlichen Arten oder „Sorten“ zugeordnet werden. Außerdem ist jedes Ereignis z.B. so in Teile oder Phasen gegliedert, dass diese Teile oder Phasen selbst wieder als Ereignisse aufgefasst werden können. Ereignisse und andere occurrences sind potentiell infinit teilbar. Bzgl. dieser Theorieteile könnte man sich darauf zurückziehen, dass ihre Intuitivität, im Sinne des Kriteriums, auch so gegeben ist, dass sie sich im Rahmen einer intuitiv nachvollziehbaren Rahmentheorie darlegen lassen. Aber nicht nur. Im Alltag gehen wir selbstverständlich mit Ereignissen so um, dass wir sie mit unterschiedlichen ereignis-sortalen Ausdrücken beschreiben. Manchmal ist es eine Herausforderung an unsere alltägliche Sprechpraxis herauszufinden, dass wir bei Verwendung unterschiedlicher Typisierungen dasselbe Ereignis wie unsere Gesprächspartner:innen meinen. Dies kann aber nur gelingen bzw. kann nur als Herausforderung verstanden werden, weil wir intuitiv genau das annehmen: Ereignisse sind als dieselben, auch synchron, unterschiedlichen Typen oder Arten zuzuordnen.

Bei der angesprochenen mereologischen Relativität bzw., was daraus folgt, Kontinuität können wir einen zusätzlichen Gesichtspunkt einbringen. Es ist gegenintuitiv, das Gegenteil anzunehmen, dass Ereignisse nicht potentiell infinit teilbar sind. Beeindruckendes Beispiel aus der Geschichte ist Zenons Bewegungsparadoxon, das genau darauf rekurriert. Darauf wurde bei der Einführung unserer These bereits hingewiesen. Hier können wir uns darauf beschränken, dass es schlicht gegenintuitiv ist anzunehmen, dass der schnelle Achill die langsame Schildkröte nicht einholen kann.⁴⁰⁸

Ein weiterer Erweis der intuitiven Nachvollziehbarkeit der hier vertretenen Occurrence-Theorie nimmt auf den Bereich der Quasi-Occurrences Bezug, bzw. auf die Unterscheidung zwischen den occurrences und eben den Quasi-Occurrences. Als Beispiel seien hier nur die relationalen Änderungen genannt. Es ist schlicht gegenintuitiv anzunehmen, dass wir uns *genauso* ändern, wenn wir uns in einer unserer Qualitäten ändern, oder in unserem Ort, gar durch Vergehen in unserer individuellen Existenz, wie wenn sich ein Relatum, in dem wir in irgendeiner Beziehung stehen, ändert. Alle,

⁴⁰⁸ Siehe Fußnote 368.

die es erlebt haben, werden spontan zustimmen: Es ist etwas gravierend anderes, Mutter oder Vater zu werden, als Onkel oder Tante. Eine Ontologie, die das ignoriert, kann sich jedenfalls nicht auf intuitive Nachvollziehbarkeit berufen.

Bzgl. des zweiten Kriteriums für Alltagsontologie, der Entsprechung zu Grundstrukturen alltäglichen Sprechens, haben wir auch bei den occurences gute Erfolgsaussichten. Eine Ontologie mit occurences entspricht genau der Subjekt-Prädikat-Sprachstruktur. Das ergibt sich zunächst aus unserem alltäglichen Sprachgebrauch, wie schon mehrfach erwähnt. Wir sind es gewohnt, über Ereignisse, Zustände und Prozesse zu sprechen wie wir das auch über Dinge tun. „Die Bahnfahrt“ tritt in Sätzen genauso als Subjekt auf, wie das „die Bahn“ tut; das Gleiche gilt für „das Fußballspiel“ wie für „die Fußballspielerin“. Und wir sagen von den Referenten dieser Subjekte Prädikate aus. Selbst wenn diese, ontologisch gesehen, anders zu interpretieren sind wie jene, die wir von Dingen aussagen, bestätigt das die hier vertretene These, dass nämlich die Annahme von Ereignissen und anderen occurences unter der Rücksicht des zweiten Kriteriums alltagsontologisch gut gesichert ist.

Dass Ausdrücke für Ereignisse, um bei diesen zu bleiben, in der Alltagssprache auch an Prädikatstelle vorkommen, steht der besagten Grundthese nicht entgegen. Das haben wir in jenem Abschnitt über begriffliche Bausteine von ACC (4.11) gesehen, in dem wir auf eine alltagsontologie-taugliche Analyse dynamischer Eigenschaften, sprachlich in Verbform dargestellt („Stephan *wächst*“), verwiesen haben. Davidson, Lombard und andere analysieren Ausdrücke für Ereignisse in Verbform prädikatenlogisch so, dass sie eine Stelle für eine gebundene Variable enthalten. Diese nimmt eben auf Ereignisse Bezug. Alltagsontologisch relevant ist dabei, dass diese Analyse, wenn wir Davidson folgen, keinesfalls eine Revision alltäglichen Sprechens darstellt, sondern ein besseres Verstehen gerade *seiner* Subjekt-Prädikat-Struktur ermöglicht. Die Akzeptanz von occurences hilft jedenfalls, um die grundlegende Subjekt-Prädikat-Struktur unserer Alltagssprache adäquat zu interpretieren.

Zum gleichen Ergebnis kommen wir, wenn wir die Kompetenz unserer occurences bei der Interpretation des identifizierenden Apparats unserer Alltagssprache ins Auge fassen. Wie bereits mehrmals dargelegt (siehe u.a. 4.13), ist dieser Apparat gekennzeichnet durch die *Abhängigkeit* bestimmter sprachlicher Identifikationsmittel von anderen. Die angeführte Abhängigkeit der occurences von Dingen kann auch in diesem Kontext helfen. Sie ist nämlich auch als *Identifikationsabhängigkeit* zu verstehen. Wir können occurences nicht identifizieren, sie als Einheiten aus ihrer Umgebung hervorheben, weder synchron noch diachron im Sinne von Reidentifikation, ohne vorab ihre dinglichen Träger zu identifizieren. Ohne Doris, um noch einmal auf

Davidsons Standardbeispiel Bezug zu nehmen, können wir das Singen, in das sie involviert ist, nicht (re-)identifizieren. Somit hilft die Annahme von occurrences als Kategorie von abhängigen Entitäten, den identifizierenden Apparat unserer Alltagssprache zu verstehen.

Bleibt noch das Kriterium der Entwickel- und Revidierbarkeit. Wie in den vorhergehenden Hauptteilen zu den Dingen und den Modi soll auch hier festgehalten werden, dass damit keine Selbstrelativierung der erarbeiteten Charakteristika unserer occurrences gemeint ist, ebensowenig wie ein Verwischen der Grenzen zwischen den Occurrence-Entitäten und Objekten in ihrem Umfeld. Das Kriterium steht auch hier, im Kontext der anderen beiden Kriterien, für Anti-Dogmatismus.

Auch an dieser Stelle kann das Kriterium helfen, den ein oder anderen Theorieteil vertiefend ins Auge zu fassen. In diesem Sinn soll auf zwei Teilthesen Bezug genommen werden. Die erste ist das im Abschnitt 4.23, „Die Kategorie der occurrences“, angeführte *Grenzgängertum* zwischen den Genera der occurrences, den Ereignissen, Zuständen und Prozessen. Dass es z.B. Ereignisse gibt mit statischen Phasen, Zustände mit dynamischen, und das, um es hier nochmals einzubringen, auch zu tun hat mit der multiplen Artzugehörigkeit dieser occurrences, zeigt, dass die hier vorgebrachte ontologische Theorie wenig geeignet ist für die Leugnung von Entwickel- und Revidierbarkeit in ihrem Feld. Die Art- oder Sortenzugehörigkeit ist nämlich kulturell bedingt und damit entwickel- und revidierbar.

Das zweite Beispiel stammt aus dem Umfeld der Occurrences-Kategorie, gemeint sind *instantane Ereignisse*: Preissteigerungen, Eintreten in den Ehestand, Jahreswechsel u.a. wurden im Hinblick auf Institutionen eingeführt, die nichts anderes sind als soziale Konstrukte. Diese sind definitiv kulturvariant und historisch entwickelbar, was auch die ihnen eigenen instantanen Ereignisse betrifft.

Auch hier können wir den springenden Punkt an das Ende setzen: In unserer Theoriebildung schließen wir alltägliche Praxis, sowohl individuell als auch gesellschaftlich, nicht aus, deren Existenzvoraussetzungen von der unsrigen abweichen – im Detail, wie in den gerade gewählten Beispielen angedacht, womöglich aber auch umfassender. Positiv formuliert: Unsere Ontologie wird durch Lebenswelten mit alternativen Grundstrukturen nicht widerlegt.

Damit wären wir eigentlich am Ende, nicht nur dieses Abschnittes und dieses Hauptteiles, sondern insgesamt mit dem Versuch, eine dreikategoriale Ontologie mit Dingen, Modi und occurrences als Existenzvoraussetzungen unserer alltäglichen Praxis in Gang zu setzen; wobei der Unterscheidung zwischen ontologisch eigentlichen und

uneigentlichen Redeweisen, zwischen den Vorkommnissen der besagten Kategorien und ihren Umfeld-Objekten, besondere Relevanz zukommt. Im Umfeld mögen die jeweiligen Epiphänomene, das sind Raum, Zeit und Kausalität, als lebensweltlich irreduzible Nicht-Entitäten, final hervorgegeben werden.

Zur Erinnerung: Das alles wurde im Anschluss an metaontologische Überlegungen erarbeitet. Und so legt es sich nahe, anstelle eines kategorial-ontologischen Epilogs eine metaontologische Klammer zu setzen. Diese soll auf das schon Gesagte Bezug nehmen und ein zusätzliches Thema einbringen, das in der klassischen Philosophie prominent vertreten ist und auch in der aktuellen Metaontologie diskutiert wird. Das ist die *Analogie-Lehre*. Wie kann unsere dreikategoriale Ontologie, samt Umfeld-Objekten und Epiphänomenen, in Anwendung der Analogie-Lehre verstanden werden? Mit dieser Frage soll sich der abschließende Hauptteil 5 beschäftigen.

5. Analogia entis: Metaontologie zum Abschluss

Wir können hier keine allgemeine Einführung in die klassische Analogie-Lehre geben. Aufgreifen wollen wir vielmehr zwei Ansätze in der aktuellen Metaontologie, die sich, wie zu zeigen sein wird, in Zusammenhang bringen lassen mit der aristotelischen Grundeinsicht, dass sich „existieren“ auf vielfältige Weise aussagen lässt, allerdings immer in Beziehung auf Eines, was die Einheit allen Existierenden in Verschiedenheit ausmacht.⁴⁰⁹ Diese Ansätze finden wir bei Kris McDaniel, von dem bislang noch nicht die Rede war, und bei Eli Hirsch, den wir schon kennen.

Bevor wir in medias res gehen, soll hier allerdings das Stichwort „Metaontologie“, das ja diese finale Klammer markiert, aufgegriffen werden. Bereits in der Einleitung haben wir in allgemeiner Weise metaontologische Überlegungen angestellt. Und zwar dort, wo es um die Frage nach der Ontologie selbst gegangen ist; noch bevor wir begonnen haben zu versuchen, eine solche auf den Weg zu bringen. Ontologie wird da, wie gerade eben in Erinnerung gerufen, als systematische Reflexion auf *Praxis* verstanden, mit dem Ziel einer allgemeinen und grundlegenden Rahmentheorie bzgl. ihrer Existenzvoraussetzungen. In einem nächsten Schritt haben wir für die Priorität der *alltäglichen* Praxis im Hinblick auf diese Existenzvoraussetzungen plädiert. Diese sind auch rahmengebend für das ontologische Verstehen der Setzungen besonderer, etwa einzelwissenschaftlicher Praktiken. Als zentrales Argument wurde vorgebracht, dass es in einzelwissenschaftlicher Praxis zunächst gar nicht um Existenz geht, sondern um das In-eine-Form-Bringen von empirischen Daten mithilfe von Theorien mit einem formalen und einem modellhaften Teil. Aus Letzterem lassen sich dann eine spezielle Art uneigentlicher „Es gibt etwas, das ...“-Aussagen ableiten. Eigentlich geht es auch in den Einzelwissenschaften um die Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis, das sind die Dinge unserer Lebenswelt. Ohne sie, ihre Eigenschaften und die Zustände, Prozesse, Ereignisse, in die sie involviert sind, lässt sich einzelwissenschaftliche Praxis nicht verstehen; v.a. nicht, wenn es um Existierendes geht.

Mit der Gegenüberstellung von ontologisch eigentlicher und uneigentlicher Rede sind wir bei einer zentralen Distinktion, die in der Einleitung angesprochen und im Zuge der Ausführungen in diesem Buch ausgearbeitet wurde. Das Erstere, eigentliche ontologische Rede, ist klar: Wir reden über *Entitäten*, wie eingeführt, als Objekte mit

⁴⁰⁹ Klassische Belegstelle ist Aristoteles, *Metaphysik*, IV, 2, 1003a, 33, verwendete Ausgabe (hier Aristoteles 1989), 123.

bestimmter Individualität und Identität sowie ontologischer Wirksamkeit, sprich Konstitutionskompetenz. Bei den uneigentlichen Redeweisen wurde nochmals unterschieden, im Umfeld der Dinge zwischen Quasi-Individuen und Quasi-Dingen, im Umfeld der Modi u.a. zwischen formalen und dünnen internen, sprich abundanten Eigenschaften, im Umfeld der occurrences zwischen Quasi-Occurrences, reinen Cambridge-Änderungen und den instantanen Ereignissen. In allen Umfeldern sind uns außerdem Konstitutionsprodukte, das sind Epiphänomene, begegnet.

Die nun anstehende Frage ist, wie wir all das im Kontext einer Analogie-Lehre auf den Punkt bringen können, vielleicht sogar angereichert durch einen zusätzlichen Verständnisaspekt. Um diese Frage anzugehen, gehen wir von Metaontologie allgemein, Was ist Ontologie?, über zur speziellen Metaontologie, der es im Kern darum geht, wie es zu verstehen ist, dass etwas *existiert* – im Unterschied zur Grundfrage der kategorialen Ontologie, wie man das, was existiert, nachvollziehbar und plausibel in Arten, Gattungen oder eben Kategorien einteilen kann. In der analytischen Metaontologie wird dies angegangen durch eine Analyse von „Es gibt etwas, das ...“-Aussagen, genauerhin des darin enthaltenen Existenz-Quantors, „ \exists “. Damit haben wir dann auch schon die Brücke geschlagen zu den angekündigten zwei Ansätzen, die Analogie-Lehre in der aktuellen Metaontologie zur Geltung zu bringen.

Der erste, jener von Kris McDaniel, hat in der neuesten Debatte einiges an Beachtung gefunden. Hier beziehen wir uns auf seinen Artikel „Ways of Being“⁴¹⁰. Bemerkenswerterweise geht McDaniel nicht von der klassisch-scholastischen Analogie-Lehre aus, sondern von jener, die er in der Phänomenologie, näherhin bei Heidegger, anzu finden meint.⁴¹¹ Grundlegend ist dort die Ansicht, dass es sich bei analogen Begriffen um solche handelt, die einen gemeinsamen Oberbegriff oder einen gemeinsamen „generischen“ (engl.: generic) Begriff aufweisen.⁴¹² Paradigmatisch gilt das jedenfalls für den Existenz-Begriff. Verschiedene Arten, oder besser Weisen zu existieren kommen in einem generischen Existenz-Begriff überein. Darin unterscheiden sich übrigens analoge Begrifflichkeiten von *äquivoken*. Die stehen in ihrer Bedeutung so unvermittelbar gegenüber, dass sie sich nicht unter einen gemeinsamen generischen Begriff unterordnen lassen. *Univozität* wäre der Verzicht auf verschiedene Arten oder Weisen zu existieren. Existenz hätte nur eine Bedeutung.

⁴¹⁰ Hier: McDaniel 2009.

⁴¹¹ Vgl. ebd., 291ff.

⁴¹² Vgl. ebd., 295.

In der analytischen Philosophie, näherhin in der Rede über Existenz-Quantoren, kann man diese Einsicht so wiedergeben, dass es unterschiedliche Ebenen von Quantoren gibt, *beschränkte* (engl.: restricted) und *unbeschränkte* (unrestricted).⁴¹³ Für den Existenz-Begriff sei es nun charakteristisch, dass beschränkte Quantoren, das sind solche, die über einen bestimmten Gegenstandsbereich von Existierenden laufen, man könnte wohl auch sagen über Vorkommnisse einer bestimmten Kategorie, von jenem unbeschränkten zu unterscheiden sind. Letzteres entspricht generischer Existenz.

Dem können wir uns hier durchaus anschließen. Wenn wir bei unseren drei Kategorien bleiben, können wir dementsprechend Endurer-Quantoren, Modi-Quantoren und Occurences-Quantoren als beschränkte Quantoren annehmen. Alle drei sind uns ja bereits begegnet. Die Ebene eines unbeschränkten oder generischen Existenz-Quantors zu akzeptieren, steht den hier vorgebrachten Überlegungen nicht entgegen.

Eine weitere Annahme, die wir von McDaniel übernehmen können, ist, dass es sich bei den beschränkten Quantoren um die *grundlegenden* handelt. Sie „carve nature at the joints“, um mit McDaniel eine Metapher David Lewis' und Theodore Siders aufzugreifen.⁴¹⁴ Von ihnen lässt sich das angeben, was McDaniel, wieder unter Rückgriff auf David Lewis, eine „perfectly natural meaning“ nennt. Auch hier setzen wir bei der Existenz von Dingen, Modi und von occurences an, bevor wir über Existenz in einem generischen Sinn nachsinnen. Sie sind die Existenzvoraussetzungen alltäglicher Praxis – was „perfekte Natürlichkeit“ auf alltagsontologisch besagt.

Weitere Annahmen, die wir hier übernehmen können, und das auch deshalb tun, weil sie ein vertiefteres Verstehen kategorialer Ontologie ermöglichen, sind, dass jeder beschränkte Quantor, um tatsächlich als *Existenz*-Quantor durchzugehen, einen nicht leeren Wertebereich (engl.: non-empty domain) aufweisen muss; sowie, dass sich die Wertebereiche der beschränkten Quantoren nicht überlappen dürfen.⁴¹⁵ Das entspricht exakt unserer Annahme, dass es zwischen unterschiedlichen Kategorien keine Grenzgänger geben kann, Grenzgängertum m.a.W. hinreichend ist für kategoriale Gemeinsamkeit.

Kurzum: Nach McDaniel existieren unsere Dinge, Modi und die occurences in analoger Weise: unterschiedlich, ohne dass dadurch der Gemeinsamkeit ihres Status als Existierenden oder Entitäten Abbruch getan wäre. Das entspricht der klassischen Formel von Einheit in Verschiedenheit.

⁴¹³ Vgl. ebd., 302f.

⁴¹⁴ Vgl. ebd., 305f; bzw. Sider 2011, 89, 97 u.a.

⁴¹⁵ McDaniel 2009, 312.

Was uns allerdings von McDaniel trennt, ist seine von Heidegger übernommene Annahme, dass alle beschränkten Quantoren ontologisch gleichzusetzen wären. Stimmt das, gibt es keine prioritäre Existenzweise. Das steht unserer These entgegen, dass es hier einen grundlegenden Quantor gibt, nämlich den Endurer-Quantor.

Wollen wir auch das im Sinne einer Analogie-Lehre verstehen, brauchen wir die Gesellschaft des zweiten genannten Autors, den wir für unsere metaontologische Klammer heranziehen, das ist Eli Hirsch und seine Quantoren-Varianz.

Auch für die Quantoren-Varianz ist analoges Existenz-Verstehen maßgeblich, jedenfalls in jener Version, die Eli Hirsch in die Diskussion eingebracht hat. Klar ist, dass seine Quantoren-Varianz der Annahme eines *univoken* Existenz-Begriffs, wie er in der aktuellen Metaontologie u.a. von Peter van Inwagen vertreten wird,⁴¹⁶ widerspricht. Quantoren-Varianz besteht im Kern darin, dass der Existenz-Quantor unterschiedliche Bedeutungen haben kann, was der Univozität definitiv entgegensteht. Allerdings, und auch das gibt Hirsch zu verstehen, fallen diese Bedeutungen nicht so auseinander, dass von einer reinen *Äquivokation* von „Existenz“ die Rede sein kann. Daran meint er sich übrigens von Gilbert Ryle⁴¹⁷ absetzen zu müssen.

Die Bedeutungen von „Existenz“ sind verschieden, variant, ohne dass diese Verschiedenheit eine reine, unvermittelbare Pluralität implizierte. *Einheit* in Verschiedenheit ist die entscheidende Formel. Von hier aus könnte man auch wieder eine versöhnende Brücke zu McDaniel schlagen, der ja ausdrücklich die Quantoren-Varianz als „friend of [his, McDaniel’s] ways of being“⁴¹⁸ auffasst. Der/die Quantoren-Varianz-Theoretiker:in könnte in McDaniels unbeschränktem Quantor jene Klammer sehen, die ein äquivokes Auseinanderdriften der varianten, „natürlichen“ (McDaniel) Quantoren verhindert.

Ohne in Details der vergleichenden Exegese von McDaniel und Hirsch einsteigen zu können, wollen wir in einem nächsten Schritt darauf verweisen, dass die angedeuteten Gemeinsamkeiten einen Raum erschließen, um auch die klassische Analogie-Lehre analytisch metaontologisch zu rekonstruieren.

Setzen wir bei der scholastischen *analogia attributionis* an. Ihr Grundgedanke besteht darin, dass die primäre Verwendungsweise eines Prädikats („Attributs“) auf eine weitere übertragen wird, wobei diese Übertragung eine gewisse Abhängigkeit

⁴¹⁶ Van Inwagen 1998, 236f: Thesis 3. Being is univocal.

⁴¹⁷ Vgl. u.a. Ryle 1949, 23.

⁴¹⁸ McDaniel 2009, 314.

impliziert.⁴¹⁹ Klassisches Beispiel ist das Prädikat „gesund“. In einem primären Sinn wird es von einem Organismus ausgesagt. Dann kann man natürlich auch von der Gesichtsfarbe eines Menschen sagen, sie sei gesund; womöglich auch von manchen Einstellungen oder Charakterzügen menschlicher Personen. Die letzteren Verwendungsweisen sind nur als Übertragungen aus der primären verständlich. Primäre und übertragene Verwendungsweise unterscheiden sich, ohne dass diese Unterscheidung, aufgrund der besagten Abhängigkeit, Gemeinsamkeit oder eben Einheit ausschließen würde.

Dies kann man nun auch für die verschiedenen Bedeutungen des Existenz-Quantors vor dem Hintergrund der (Hirschschen) Quantoren-Varianz annehmen. Es gibt eine grundlegende Bedeutung. Das ist die des Endurer-Quantors. Das entspricht der Annahme, dass es sich bei der Endurer-Existenzweise um die ontologisch grundlegende handelt. In einer aus dieser grundlegenden Bedeutung des Endurer-Quantors übertragenen Bedeutung kann man nun auch Modi- und Occurences-Quantoren verstehen. Sie sind verschieden, ohne, um den entscheidenden Punkt zu wiederholen, dass damit der Einheit der Existenz aller Entitäten Abbruch getan, wenn man so will ein „generischer“ Existenzbegriff (nach McDaniel) ausgeschlossen wäre.

Modi-Existenz und Occurences-Existenz sind analoge Existenzweisen im Sinne der *analogia attributionis*.

Auch die als *analogia proportionalitatis* bezeichnete Einheit in Verschiedenheit kann helfen. Donats hinführendes Beispiel sind Fürsten und Hirten, die sich unter bestimmten Rücksichten, etwa wohlwollender Achtsamkeit gegenüber Anvertrauten, *ähneln*. Diese Ähnlichkeit bringt sie nun, trotz der faktischen Verschiedenheit ihrer Praxis, in eine Vergleichbarkeit von Verhältnissen, im Beispiel: Fürst zu Volk vergleichbar Hirt zu Herde.⁴²⁰

Die Anwendung auf unsere Quantoren-Varianz bestünde darin, dass sich Endurer von Modi und Occurences faktisch ontologisch unterscheiden. Alle drei sind aber unter einer Rücksicht, nämlich Entitäten zu sein, *ähnlich*. Das bringt sie nun in eine Vergleichbarkeit von Verhältnissen: Endurer zu Endurer-Existenzweise vergleichbar

⁴¹⁹ Vgl. Donat ⁸1935, 31: „Analogia attributionis adest, si unum ad aliud (quod analogatum primum appellatur) *ordinem* vel dependentiam habet; quare vocabulum commune de hoc primario, de illo autem secundo dicitur“. *Hervorhebung* Donat

⁴²⁰ Ebd. Die *analogia proportionalitatis* lässt sich auch bei Aristoteles als solche verorten, z.B. als „Gleichheit von Zahlenverhältnissen in vier Gliedern“. 2 und 8 sind verschieden, sie kommen jedoch darin überein, als Zahlen ein Produkt aus ihrer Verdoppelung zu erzeugen. Das bringt sie in eine Vergleichbarkeit der Verhältnisse, wie sie bei 2 zu 4 mit 8 zu 16 vorliegt. Vgl. dazu Pietsch 2005, 32.

Modi bzw. Occurences zu Modi- bzw. Occurences-Existenzweise. Trotz ihrer Verschiedenheit gibt es also eine Rücksicht der analogen Einheit.

Von diesen, durch Analogie umfassten, unterschiedlichen Weisen, als *Entitäten* zu existieren, ist jedenfalls das zu unterscheiden, was wir hier uneigentliche ontologische Rede nennen.

Bemerkenswerterweise finden wir in der klassischen Philosophie Kontexte, die analoge Redeweisen über die *analogia entis* hinaus erlauben. Wenn z.B. Thomas von Aquin in seinen Ausführungen zur *materia prima* von einer schwachen Seinsform (lat.: *debile esse habens*⁴²¹) spricht, die dennoch manche Rücksichten aufweist, die sie mit eigentlich Existierendem in Zusammenhang bringt; z.B. ihre Offenheit, ja „Hingeordnet-Sein“ auf Formen. Da spricht er ausdrücklich auch von Analogie.⁴²² Jedenfalls können wir Aspekte geltend machen, die es rechtfertigen, von ihr so zu reden, *als ob* es sich tatsächlich um eine Entität handelte. Das erinnert durchaus an eine Wendung, die wir, unter Rückgriff auf Eli Hirsch, auch auf unsere Umfeld-Objekte bezogen haben.

In dem Sinne können wir über Rücksichten nachdenken, unter denen es als gerechtfertigt erscheinen mag, auch manche Umfeld-Objekte in einen erweiterten Analogie-Bereich aufzunehmen, wenn wir nicht vergessen, dass sie dem Bereich des Existierenden nicht angehören können. Dabei kann man z.B. daran denken, dass Quasi-Individuen manche notwendigen Existenz-Kriterien erfüllen, so Konstitutionskompetenz. Unter dieser Rücksicht kommen sie mit Entitäten überein, ohne dass damit ihre Verschiedenheit vom Bereich des Existierenden geleugnet würde. Ähnliches lässt sich über Epiphänomene im Umfeld aller drei Kategorien sagen. Sie nehmen, wie Dinge, Modi und *occurences*, einen irreduziblen Ort im Kontext unserer Lebenswelt ein, ohne dass sie, wie diese, zu den ontologischen Elementen derselben gehören würden. Sie sind keine Entitäten. Sie sind wohl dennoch Kandidaten für „schwache“ Seinsformen, die in einem erweiterten Analogie-Bereich ihr Vorkommen bestreiten mögen.

Eine derartige Offenheit hätte auch den Vorteil, diese Objekte, *debile esse habens*, von jenen Objekten im Umfeld der Kategorien abzuheben, die definitiv „kein Sein haben“, *nullum esse habens*, wie die Quasi-Dinge, die erst durch ontologische

⁴²¹ Siehe Fußnote 117 im Kontext der Untersuchung des Materie-Aspekts hylemorphischer Einheiten, Stichwort *materia prima*, in 2.13.

⁴²² ... genau genommen von einer analogen Erkenntnisweise der *materia prima*, die aber auf diesem ihrem potentiellen Hingeordnet-Sein auf Formen beruht. Vgl. Thomas v. Aquin, *In Physicorum* L. I., lect. xiii., 118.

Fehler, etwa Hypostasierung von modellhaften einzelwissenschaftlichen Theoriebestandteilen, überhaupt in Verdacht geraten, in eine kategoriale Ontologie zu gehören.

Kurzum, und damit kommen wir wirklich ans Ende, es kann die klassische Analogie-Lehre, angewandt auf manche Theorienbildungen in der aktuellen Metaontologie, dazu beitragen, unsere drei Kategorien im Hinblick auf ihre Existenzweisen besser zu verstehen, auch in ihrem Verhältnis zueinander; sowie dazu, sie, mit Abstufungen, von den Objekten in ihrem Umfeld abzuheben.

Literatur

- Aristoteles 1987/1988: *Physik*. Gr./Dt. 2 Bände. Hamburg: Meiner.
- 1989/1991: *Metaphysik*. Gr./Dt. 2 Bände. Hamburg: Meiner.
- 1995: *Über die Seele*. Gr./Dt. Hamburg: Meiner.
- Armstrong 1997: *A World of States of Affairs*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bermes 2002: Lebenswelt (abgekürzter Titel). In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 44 (2002), 175-197.
- Bird 2007: *Nature's Metaphysics. Laws and Properties*. Oxford: Clarendon Press.
- Bogen 1992: Change and contrariety in Aristotle. In: *Phronesis* 37 (1992), 1-21.
- Bradley 1966: *Appearance and Reality*. Oxford: Oxford University Press.
- Broad 1933: *An Examination of McTaggart's Philosophy, vol. I*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Campbell 1990: *Abstract Particulars*. Oxford: Blackwell.
- Candlish/Basile 2024: Francis Herbert Bradley. In: E. N. Zalta & U. Nodelman (eds.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2024 Edition). <https://plato.stanford.edu/archives/spr2024/entries/bradley/> (5.2.2025).
- Carnap 1950: Empirism, semantics, and ontology. In: *Revue Internationale de Philosophie* 4 (1950), 20-40.
- Casati/Varzi 2023: Events. In: E. N. Zalta & U. Nodelman (eds.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Fall 2023 Edition). <https://plato.stanford.edu/archives/fall2023/entries/events> (8.9.2025).
- Chalmers 2009: Ontological Anti-Realism. In: Chalmers & other eds. 2009, 77-129.
- Chalmers & other eds. 2009: *Metametaphysics*. Oxford: Clarendon Press.
- Chisholm 1996: *A Realistic Theory of Categories*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Davidson 1980: *Essays on Actions & Events*. Oxford: Clarendon Press.
- 1993: Reply to Ralf Stoecker. In: R. Stoecker (ed.), *Reflecting Davidson*. Berlin, New York: De Gruyter, 287-290.

- 2003: *Inquiries into Truth and Interpretation* (Oxford, 2001; online edn., Oxford Academic, 1 Nov. 2003), chapter 14.
<https://doi.org/10.1093/0199246297.001.0001> (21.2.2024).

Descartes 1986: *Meditationes de Prima Philosophia*. Lt./Dt. Stuttgart: Reclam.

Donat ⁸1935/¹⁰1953: *Ontologia*. Innsbruck: Rauch.

Drieschner 2021: Quantenmechanik verstehen. In: *Information Philosophie*, September 2021, 78-92.

Eklund 2006: Metaontology. In: *Philosophy Compass* 1/3 (2006), 317-334.

Esfeld 2016: The Reality of Relations: The Case from Quantum Physics. In: Marmodoro/Yates (eds.) 2016, 218-234.

Föllinger 2005: metabole/Veränderung. In: O Höffe (Hrsg.), *Aristoteles-Lexikon*. Stuttgart: Kröner, 346-348.

Heil 2003: *From an Ontological Point of View*. Oxford: Clarendon Press.

- 2016: Causal Relations. In: Marmodoro/Yates (eds.) 2016, 127-137.

Heisenberg 1990: *Physics and Philosophy*. Introduction by Paul Davies. First published 1962 in New York by Harper & Row Publishers, in Great Britain 1989 in Pelican Books, reprinted 1990 in Penguin Books.

Hennig 2017: Kategorien. In: M. Schrenk (Hrsg.), *Handbuch Metaphysik*. Stuttgart: Metzler, 86-89.

Hirsch 1982: *The Concept of Identity*. Oxford: Oxford University Press.

- 2002: Quantifier Variance and Realism. In: *Philosophical Issues* 12 (2002), 51-73.
- 2009: Ontology and Alternative Languages. In: Chalmers & other eds. 2009, 231-259.

Hoffmann/Rosenkrantz 1997: *Substance. Its Nature and Existence*. London, New York: Routledge.

Hofweber 2009: Ambitious, Yet Modest, Metaphysics. In: Chalmers & other eds. 2009, 260-289.

Hübner 2005: Hyle/Materie. In: O. Höffe (Hrsg.), *Aristoteles-Lexikon*. Stuttgart: Kröner, 271-275.

- Husserl 1954: *Die Krisis der Europäischen Wissenschaften und die Transzendente Phänomenologie*. Hrsg. v. W. Biemel. Husserliana Band VI. Haag: Nijhoff.
- Kahane 1999: Zahl. In: H. J. Sandkühler (Hrsg.), *Enzyklopädie Philosophie*. Band 2, O-Z. Hamburg: Meiner 1999, 1791-1794.
- Kanzian 2001: *Ereignisse und andere Partikularien*. Paderborn: Schöningh.
- 2008: Quasi-Individuen. In: M. Fürst/W. Gombocz/C. Hiebaum (Hrsg.), *Analysen, Argumente, Ansätze*. Beiträge zum 8. Intern. Kongress der ÖGP. Heusenstamm: Ontos, 243-250.
 - 2009: *Ding – Substanz – Person*. Frankfurt/M.: Ontos.
 - 2015: „Alltagsontologie“ als Lebenswelt-Analyse. In: C. Bermes/A. Hand (Hrsg.), *Phänomenologische Forschungen* (2015). Lebenswelt und Lebensform. Hamburg: Meiner, 67-82.
 - 2016: *Wie Dinge sind. Noch eine Alltagsontologie*. Berlin, Boston: De Gruyter.
 - 2020: *Alltagsontologie. Eine metaontologische Grundlegung*. Innsbruck: iup.
 - 2020b: Sein als Existenz. In: J. Urbrich/J. Zimmer (Hrsg.), *Handbuch Ontologie*. Berlin: Metzler, 351-357.
 - 2020c: Kommentar zu Kathrin Koslickis „Form, Matter, Substance“. In: *ZKTh* 142 (2020), 232-239.
 - 2020d: Abstrakte, konkrete, universale, einzelne Gegenstände: Klassische Grundunterscheidungen in der aktuellen Ontologie. In: J. Urbrich/J. Zimmer (Hrsg.), *Handbuch Ontologie*. Berlin: Metzler, 388-394.
 - 2021: Internal Relations. In: A. Georgallides (ed.), *Wittgenstein's Tractatus Logico-Philosophicus*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 47-60.
- Kim 1993: *Supervenience and Mind*. Selected Philosophical Essays Jaegwon Kim. Cambridge: Cambridge University Press.
- Koch 2005: Zeit. In: O. Höffe (Hrsg.), *Aristoteles-Lexikon*. Stuttgart: Kröner, 107-111.
- Koslicki 2018: *Form, Matter, Substance*. Oxford: Oxford University Press.
- Kraus 2016: *Ontologie der Grenzen ausgedehnter Gegenstände*. Philosophische Analyse. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Künne 1983: *Abstrakte Gegenstände*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- 1993: Truth, Meaning and Logical Form. In: R. Stoecker (ed.), *Reflecting Davidson*. Berlin, New York: De Gruyter, 1-20.
- Leibniz 1982: *Monadologie*. Stuttgart: Reclam.
- Lewis 1986: *On the Plurality of Worlds*. Oxford: Blackwell.
- Locke 1975: *An Essay Concerning Human Understanding*. Ed. by P. H. Nidditch. Oxford: Clarendon Press.
- Lombard 1986: *Events. A Metaphysical Study*. London, Boston, Henley: Routledge & Kegan Paul.
- Loux 2006: *Metaphysics. A Contemporary Introduction* (third edition). New York, Abingdon: Routledge.
- Lowe 1989: *Kinds of Being*. Oxford: Blackwell.
- 1998: *The Possibility of Metaphysics*. Oxford: Clarendon Press.
- 2006: *The Four-Categorical Ontology*. Oxford: Clarendon Press.
- 2016: There are (Probably) No Relations. In: Marmodoro/Yates (eds.) 2016, 100-112.
- McDaniel 2009: Ways of Being. In: Chalmers & other eds. 2009, 290-319.
- Marmodoro/Yates (eds.) 2016: *The Metaphysics of Relations*. Oxford: Oxford University Press.
- Martin 1997: On the Need for Properties. In: *Synthese* 112 (1997), 193-231.
- McTaggart 1927: *The Nature of Existence*. Oxford: Clarendon Press.
- Mellor/Oliver (eds.) 1997: *Properties*. Oxford: Oxford University Press.
- Mertz 2005: Ontic Predicates as Substance. In: K. Trettin (Hrsg.), *Substanz*. Frankfurt/M.: Klostermann, 245-271.
- Morganti 2011: Substrata and Properties: From Bare Particulars to Supersubstantialism. In: *Metaphysica* 12 (2011), 183-195.
- Mortensen 2020: Change and Inconsistency. In: E. N. Zalta (ed.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2020 Edition).
<https://plato.stanford.edu/archives/spr2020/entries/change> (5.2.2025).
- Mumford 2009: Passing Powers Around. In: *The Monist* 92 (2009), 94-111.

- Nagel 1990: *Was bedeutet das alles?* Stuttgart: Reclam.
- Oderberg 1993: *The Metaphysics of Identity over Time*. New York: St. Martin's Press.
- 2007: *Real Essentialism*. New York: Routledge.
- Parsons 1989: The Progressive in English: Events, States and Processes. In: *Linguistics and Philosophy* 12 (1989), 213-241.
- Pietsch 2005: analogia/Analogie. In: O. Höffe (Hrsg.), *Aristoteles-Lexikon*. Stuttgart: Kröner, 32-34.
- Platon 1972: *Parmenides*. Gr./Dt. Hamburg: Meiner.
- Precht/Burkard (Hrsg.) 1996: *Metzler Philosophie Lexikon*. Stuttgart: Metzler, 1996.
- Quine 1948: On What There is. In: *Review of Metaphysics* 2 (1948), 21-38.
- 1951: Two Dogmas of Empiricism. In: *Philosophical Review* 60 (1951), 20-43.
- 1960: *Word and Object*. Cambridge MA: MIT Press.
- 1969: *Ontological Relativity and Other Essays*. New York: Columbia University Press.
- Rapp 1995: *Identität, Persistenz und Substantialität: Untersuchung zum Verhältnis von sortalen Termen und Aristotelischer Substanz*. Freiburg i. Br.: Alber.
- Röd 1984: *Die Philosophie der Neuzeit 2. Geschichte der Philosophie*. Hrsg. v. W. Röd, Band VIII. München: Beck.
- Rost/Knuuttila 2022: Models as Epistemic Artifacts for Scientific Reasoning in Science Education Research. In: *Education Sciences* 2022, 12, 276. <https://doi.org/10.3390/educi12040276> (15.7.2022).
- Rudder-Baker 2007: *The Metaphysics of Everyday Life*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Runggaldier 1996: *Was sind Handlungen?* Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Runggaldier/Kanzian 1998: *Grundprobleme der Analytischen Ontologie*. UTB 2059. Paderborn: Schöningh.
- Russell 1910: *Philosophical Essays*. London: Allen & Unwin.
- Ryle 1949: *The Concept of Mind*. London: Hutchinson.

- Schaffer 2003: Is There a Fundamental Level? In: *Nous* 37 (2003), 498-517.
- 2009: On What Grounds What. In: Chalmers & other eds. 2009, 347-383.
- Schnieder 2004: *Substanzen und (ihre) Eigenschaften*. Berlin: De Gruyter.
- Seibt 1991: Process. In: H. Burckhardt/ B. Smith (eds.), *Handbook of Metaphysics and Ontology*. Munich, Philadelphia, Vienna: Philosophia, 725-727.
- Sider 2011: *Writing the Book of the World*. Oxford: Clarendon Press.
- Simons 1998: Farewell To Substance: A Differentiated Leave-Taking. In: *Ratio* (new series) 11 (1998), 235-252.
- 2003: Events. In: M. J. Loux/D. Zimmerman (eds.), *The Oxford Handbook of Metaphysics*. Oxford: Oxford University Press 2003, 357-385.
- Strawson 1959: *Individuals. An essay in descriptive metaphysics*. London, New York: Routledge.
- Thomas von Aquin: *De veritate: Quaestiones Disputandae*. Vol. I. Roma: Marietti, 1964.
- *In Physicorum*: <https://isidore.co/aquinas/Physics1.htm#13> (5.2.2025).
- *Summa theologiae*: <https://www.corpusthomicum.org/sth1003.html> (5.2.2025).
- Van Inwagen 1990: *Material Beings*. Ithaca NY: Cornell University Press.
- 1998: Meta-Ontology. In: *Erkenntnis* 48, 2/3 (1998), 233-250.
- 2014: *Existence. Essays in Ontology*. New York: Cambridge University Press.
- Walter 2007: Epiphenomenalism. In: J. Fieser/B. Dowden (eds.), *Internet Encyclopedia of Philosophy*. <https://iep.utm.edu/epiphenomenalism/> (1.12.2021).
- Wittgenstein 1963: *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt/M.: Edition Suhrkamp.
- Yates 2016: Introduction: The Metaphysics of Relations. In: Marmodoro/Yates (eds.) 2016, 1-18.

Indices

- Abstrakta/abstrakt 31, 37f, 41, 43,
 99f, 102-105, 125, 140, 146-149,
 152f, 176, 201f, 216, 223, 227,
 233
 Ähnlichkeit 64, 129f, 133, 160, 255
 Analogie, Analogie-Lehre 27, 120,
 250-257
 Äquivokation/äquivok 252, 254
Aristoteles 46, 49-52, 56, 58, 64,
 67ff, 73, 80, 96, 126, 135, 180,
 182ff, 190, 196, 204, 211, 214f,
 238f, 241f, 251, 255
Armstrong 134, 136, 167ff
 Artefakte 8, 11, 31, 44, 54, 59, 80-
 84, 86, 96, 138, 176, 179, 195
 Äternalismus - Präsentismus 242f,
 245
 Atome, Atomismus 32, 47, 84, 92,
 95, 97ff, 101f, 226f
Augustinus 238
 bare substrata 68f
Basile 157
Bennett 181
Bermes 29
Bird 136
Bogen 183
Bradley 133, 156-159
Broad 33
Burkard 108
Campbell 47, 107, 140-143, 148
Candlish 157
Carnap 26
Casati 183
Chalmers 118
Chisholm 181, 189, 194, 234
Clarke 111, 115
 common sense 90f, 99, 154
Davidson 134f, 166, 181, 196-202,
 207, 215f, 246, 248f
Davies 95, 99
Descartes 31, 37, 43, 47, 107
 deskriptive Ontologie, d. Metaphysik
 - revisionäre O./M. 10, 13ff, 17,
 19, 22, 32f, 41, 134, 142, 203, 214,
 227
 Determinablen - Determinanten 21,
 72, 77f, 87, 91, 130, 138, 146,
 148f, 153, 161ff, 176f, 186f, 189,
 218, 224ff
 Dispositionen 134-140, 145ff, 150f,
 167-170, 172-175, 218
Donat 46ff, 255
Drieschner 95f
 Eigenschaften
 E.-Räume 177, 186-189, 208,
 212
 abundante E. 137, 155, 164f,
 175f, 223, 252
 dynamische E. 188f, 191, 195,
 201f, 208, 213, 219f, 248
 typisierende E. 164f
 Einheit
 einfache E. (unum simplex) 20,
 46ff, 82, 86, 117, 122, 124,
 140ff, 145, 178
 E. (unum) per accidens 48, 52,
 77f, 117, 122f, 178, 219, 226

E. (unum) per se 48-52, 54ff,
 58f, 67, 72ff, 76ff, 80, 82, 86,
 117, 122, 137, 141, 145, 178,
 209, 212f, 219
 E.s-Bedingungen 54ff, 122
 E.s-Prinzipien 46, 50, 58f, 64,
 69f, 77f, 80ff, 85ff, 89, 91f,
 104, 117, 122, 138, 178, 225
Eklund 24
 Emergenz 74ff, 109
 Endurer/endurance 32-36, 39-46, 49,
 51, 54, 69, 71, 81, 93f, 96, 99f,
 116, 119, 128, 146, 151f, 176, 178,
 182, 185, 190ff, 194f, 213, 217,
 219, 224f, 227, 242f, 246, 253ff
 E.-Quantor 35, 93, 100, 253ff
 Entstehen - Vergehen 43f, 49f, 68f,
 89, 170, 180ff, 192-197, 200, 206,
 210, 212, 214, 223ff, 234ff, 245ff
 Epiphänomene/epiphänomenal 24,
 27f, 79, 106ff, 110-115, 117, 120f,
 123, 144f, 154, 165ff, 170f, 173,
 175, 180, 192, 200, 204, 210f, 216,
 221, 225, 232, 236ff, 240, 243ff,
 250, 252, 256
Esfeld 96
 Existenz
 E. als Eigenschaft 165
 E.-Kriterien 140, 144f, 165,
 237, 256
 E.-Quantor 93, 100f, 252-255
 Fiktionalia, fiktiv 8, 105f, 111f,
 223f, 227, 233
Föllinger 182
Frege 165
Geach 228

Gleichheit 64f, 122, 129-133, 140,
 142, 155f, 162f, 255
 Grenzen 8, 89, 189, 235f, 239, 241
 Gründung (grounding) 110, 156-163,
 166
 Handlungen, H.-Theorie 11, 41, 197,
 202
Heidegger 252, 254
Heil 23, 75, 126f, 135, 155, 160,
 164, 168, 171, 173f, 189
Heisenberg 95, 99
Hennig 20
Heraklit 182, 185, 214
Hirsch 29, 32, 35f, 41, 55, 93f, 100f,
 116, 119f, 251, 254ff
Hoffman 69, 88
Hofweber 118
Hübner 50
Hume 134, 166
Husserl 29-32, 35, 38f, 41, 48, 84,
 88, 94f, 99, 182
 Identifikation 16, 18, 39f, 45, 53f,
 56f, 83, 85, 87, 89, 112ff, 118,
 123, 127f, 148, 153, 205f, 209f,
 248f
 Identität
 diachrone I. 18, 20, 22, 27f,
 33ff, 40-44, 58, 62f, 73, 78,
 80f, 96, 119, 122, 127f, 146,
 151f, 176ff, 185, 191, 194f,
 213, 218, 224f, 243
 qualitative I. 122, 129f, 177
 quer-Welt-ein I. 20, 61ff, 78,
 80f, 122, 138, 178

- sortale Dependenz der I. 21, 46, 53, 58f, 61, 65, 73, 78, 80ff, 87, 122, 130, 177f, 209, 218
- sortale Relativität der I. 21, 81, 209f, 218, 247
- Individualität 11, 28, 36ff, 42, 44, 60, 68, 70, 85ff, 122f, 125f, 141, 145ff, 149, 209, 216, 222, 226, 252
- Instanziierung/instanziiieren 37, 58, 60, 70, 77, 122, 129f, 133, 216
- interne Beziehungen, i. Relationen 27, 111, 121, 132f, 140, 154-164, 166, 171, 173f, 231f, 237, 240, 252
- Intuition, Intuitivität 15-19, 22, 25f, 29f, 41, 44f, 116f, 150, 152ff, 246ff
- Kahane* 104
- kanonische Notation 100, 198
- Kant* 165, 238
- Kausalität 27, 73ff, 107f, 121, 134f, 145ff, 150f, 154, 165-175, 215f, 221, 237f, 250
- Kim* 75, 181
- Klassen 13, 38, 104f, 223
- Knuuttila* 96
- Koch* 238
- Komposition 48, 50ff, 59f, 63, 72f, 76ff, 94, 114, 117, 138, 141, 145, 181, 192-195, 220, 226, 244
- Konstitution 40, 51f, 71-76, 78, 92, 97, 106, 108-113, 115, 117f, 120, 123, 127f, 134, 137, 144f, 162f, 165f, 170f, 173, 184, 191, 195, 202f, 206, 211, 216, 236-242, 252, 256
- Koslicki* 58, 60-63, 65-68, 70, 72-75, 77f, 89-92
- Kräfte 73ff, 134ff, 145, 147, 151, 154, 166f, 170-175, 218, 237f
- Kraus* 144
- Künne* 31, 147, 216
- Lebensprinzip 63f, 83, 138f
- Lebewesen, Organismus 21, 31, 48f, 51, 54, 57, 59, 64, 70, 80-84, 89, 105, 138ff, 164, 176, 179, 195, 255
- Lebenswelt 7, 24, 27-35, 41, 45, 48, 52f, 59, 66f, 72, 74, 76, 78, 84, 92, 95, 98f, 101, 105, 107f, 111f, 115f, 119ff, 132f, 142, 150ff, 154, 165f, 180, 182, 202, 205, 212ff, 221f, 234, 237f, 242, 245, 249ff, 256
- Leibniz* 47, 111-115
- Lewis* 33f, 62, 134, 166, 243, 253
- Locke* 64, 127
- Lombard* 180f, 183-186, 188-191, 194, 198-202, 208f, 214, 216, 228-232, 234f, 246, 248
- Loux* 20
- Lowe* 70, 85-88, 90, 92ff, 97f, 102, 104, 109ff, 113ff, 117, 126f, 131ff, 155f, 160ff, 166, 171f, 174, 181, 183, 186, 202, 204, 214, 217, 224, 238f, 243f
- Markosian* 90
- Martin* 135, 171
- Massen 11, 18, 57, 64, 86f, 89, 119, 222f, 225ff
- Massen-Ausdrücke 56f, 87, 90f, 103

materia prima 50, 65, 67-71, 85, 193,
256

McDaniel 251-255

McTaggart 228, 238, 242, 245

Mellor 133

Mengen 13, 31, 37f, 104, 115

Mertz 68

Modelle, Modellbildung 32, 34, 36,
92, 94-99, 101f, 112, 115, 118f,
123, 203, 214, 222, 227f, 230f,
242f, 246, 251, 257

Viel-Schichten-M. (der Wirk-
lichkeit) 67, 73ff

mögliche Welten 20, 62f, 185

Moore 157f

Morganti 69

Mortensen 228

Mumford 171, 174f

Nagel 94

natürliche Formationen 84, 88f, 91,
116, 119, 222

Newton 95, 111f, 115

Oderberg 55, 59, 61, 68ff, 193

Oliver 133

ontologische Abhängigkeit 16, 83,
108-111, 115, 123, 127, 144, 149,
162, 165f, 171, 178, 203ff, 219f,
237f, 246

ontologische Verpflichtungen
(ontological commitments) 35,
93, 100, 103, 119, 160, 197-200

Ortsbewegungen 43, 181f, 190ff,
195ff, 200, 206, 210, 212, 223,
225, 229, 232, 245f

Paraphrasen 24, 103

Parmenides 182, 185

Parsons 212

Perdurer/perdurance 34, 36, 44f, 93f,
100, 114, 119, 177f, 185, 217f,
223, 234, 243

P.-Quantor 101

Phänomenologie 29, 252

Pietsch 255

Platon, Platonismus 7, 43, 129, 133,
147, 182, 184

Prädikatenlogik 35, 93, 100, 198f,
248

Precht 108

Privation 139

Prozess-Ontologie 35, 214, 227f

Quantoren-Varianz 116, 119, 254f

Quine 20, 37f, 93, 99-106, 123, 145f,
181, 196ff, 203, 223

Rapp 80

Raum, Raum-Zeit 21, 29ff, 34-42,
44f, 51, 53f, 60, 79, 84, 93f, 102,
106, 111-118, 120, 125, 127, 144f,
149, 152, 154, 166, 170f, 176f,
201, 203, 205f, 211, 216f, 221,
224, 232, 237f, 246, 250, 254

Röd 111f

Rosenkrantz 69, 88

Rost 96

Rudder-Baker 71-77, 80, 109f, 136f,
226

Runggaldier 33, 41, 53f, 62, 81, 242

Russell 157ff, 228

Rutherford 95

Ryle 254

Schaffer 75, 110

Schnieder 61

Seibt 214

- Setzungen (posits) 32, 79, 93, 98-102, 104ff, 222f, 251
- Sider* 253
- Simons* 29, 32-36, 41, 44f, 74, 183, 202, 205, 213ff, 217, 228, 236
- simples, metaphysical s. 47, 141, 144, 227
- sortale Ausdrücke 56f, 87, 90, 123f, 247
- species infimae 21, 56-59, 61f, 64f, 70, 73, 81, 87, 91, 124, 177, 207ff, 218
- Spinoza* 127
- Strawson* 13-17, 19, 29, 36, 38-41, 45, 53f, 56, 111-114, 127, 181, 201f, 205f
- Suarez* 144
- Substanzen, S.-Ontologie 8, 31, 33, 64, 74, 79, 83f, 96, 107, 114, 138, 142, 164, 181f, 195
- Supervenienz 75f
- Thomas von Aquin* 20, 64, 68f, 156, 256
- Tropen, T.-Ontologie 7, 22, 47, 61, 77, 94, 126, 132, 140-144, 147ff
- Universalien, U.-Realismus 37f, 41, 60f, 63f, 70, 77, 102ff, 122, 125f, 129-134, 140, 147, 150, 171, 201f, 216
- Univozität 252, 254
- Ursachen, kausale U. 21, 107f, 167-175, 207, 209, 216, 237
- Van Inwagen* 25, 47, 64, 189, 227, 254
- Varzi* 183
- Vermögen 73ff, 137-140, 150f
- Walter* 107
- Whitehead* 214
- Wittgenstein* 94, 156-162, 164
- Yates* 160
- Zahlen 13, 31, 43, 84, 103ff, 115, 223, 229, 233, 255
- Zeilinger* 99
- Zeit 18, 20f, 24, 26, 31, 33ff, 37, 39, 41f, 44, 53ff, 60, 81, 112f, 138, 146, 149, 176f, 180, 184f, 191, 201-205, 208f, 211ff, 216-219, 221, 225, 236-246, 250
- Zenon* 211, 247

Jede Praxis macht gewisse Voraussetzungen bzgl. etwas, das es gibt, das existiert, bzw. wie das ist, das existiert. Ontologie kann man als das Projekt verstehen, diese Voraussetzungen systematisch zu reflektieren und in eine Ordnung zu bringen. Alltagsontologie beruht auf der Überzeugung, dass bei dieser Ordnung die Existenzannahmen unserer *alltäglichen* Praxis grundlegend sind, jedenfalls gegenüber speziellen, wie z.B. einzelwissenschaftlichen Praktiken. Kategoriale Ontologie, alltagsontologisch dargelegt, umfasst *Dinge*, die sich aristotelisch als Einheiten aus Material und Form verstehen lassen, partikulare Eigenschaften oder *Modi* und schließlich jene „Vorkommnisse“, denen man *Ereignisse*, *Zustände* sowie *Prozesse* zurechnet. Es soll gezeigt werden, dass dies faktisch die Existenzannahmen alltäglicher Praxis sind, die Elemente oder Entitäten der kategorialen Wirklichkeit. Ausgehend davon kann man auch den ontologischen Status von *Quasi-Entitäten* eruieren. Darunter fallen z.B. die Setzungen der Naturwissenschaften auf deren jeweils aktuellem Stand. Auch die *quasi-individuellen* Objekte bzw. die *epiphänomenalen* Gegebenheiten unserer alltäglichen Lebenswelt gehören dazu. Das sind z.B. Massen, bis hin zu den natürlichen Formationen bzw. räumliche, zeitliche und kausale Verhältnisse. Das Buch greift auf Einzeldarstellungen des Autors zurück, hat somit Summen-Charakter, und deckt auch den Anspruch einer Einführung in die Ontologie ab, zugegeben aus einer speziellen Perspektive.

